P.O. germ.
1484 ^160^
=

Trautmann

P.O.germ. 1484 360

Die gute alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Darin froh und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt etc. etc.



Für

Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Lith. Anst. v. M. Frommann in Darmstadt.

Die gute, alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Drin frohe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathsschreiber Wurzel in der Schwedenzeit; vom gottlosen Rechtsfreund Calomälus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerletzt, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen, so bei unserer lieben Frauen zu München unter der Sonnenuhr begraben liegt.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Berichtigung.

Seite 70. Zeile 4 von oben lies Herr statt Herrn.
" 84. " 5 " " " die zwo ärgsten statt die zwo argen.

I.

Der
Wettermacher von Frankfurt.

1.

Es war gerade um Mitte 1393 und zu Zeiten des Herzogs Johannes.

Weithin stand das Getreid' in deutschen Landen zum Reifen. Es war aber so heiß, daß den Bauern viel Angst und Sorge erwuchs, und Denen in den Städten nicht minder.

Hielten also Die in der freien Gegend laut betend gute Bittgänge und zogen mit dem Kreuz und jedes Ortes heiligem Schutzpatron um Felder und Wiesen. Die in den Städten zogen hinwieder in ihren Zwingern um die Mauern mit frommem Gepränge, als vielen Fahnen und Standarten, roth, blau und von anderen Farben, von Hoch und Nieder war bei der Andacht keine Ausnahm' zu finden, und fast Jedweder trug eine brennende Kerze. Gar zogen Viele einher mit bloßen Füßen oder Rücken, davon die Einen schwere Kreuze schleppten, die Anderen sich geißelten. So war das Alles wohl fromm, streng christlich und auferbaulich.

Aller Ziel und Absicht aber war, nasses Wetter zu erflehen, damit die Frucht wohl gedeihe und nicht erbärmlich versengt werde und ersterbe.

Nun weiß Jeder, wie viel Nutz aus treuem Gebet erwächst.

Dazumal aber schien es, der liebe Gott habe sonderlich Denen in bayerischen Landen sein Ohr verschlossen. Denn je mehr sie beteten, desto weniger wollte es regnen. Nun wuchs das Trübsal stets mehr und mehr, insonderheit auch zu München — und wenn

da die Einen den Pater Reimarus fragten, der sonst in Allem Bescheid wußte, und die Anderen den Magister Wilprecht, der gelehrter war, als die ganze lobesame Stadt zusammen, so wußte Keiner was zu sagen, als das:

„Hört nur nit auf zu beten! Denn anders Gott vermerkt, als daß Ihr maßleidig werdet, alsobald läßt er Euch etwan ganz im Stich! Oremus! Beten wir! Daß heißt aber: Laßt uns nit um Regen allein bitten, sondern mehr um den Thau seiner Gnade und die rieselnden Zähren seiner Erbarmniß mit unseren Sünden. Oder habt Ihr nit Hochmuth getrieben, statt Demuth? Nit den Namen Gottes eitel geschworen, statt in gottseliger Stummheit und Zerknirschung Euere Pfade gesucht? Habt Ihr nit getobt und geschlemmt, statt Euer sündiges Haupt mit Asche bestreut und Euere Tugend bestärkt durch christliche Enthaltsamkeit und ehrbares Fasten? Merkt Ihr's nun? So richtet Eueren Sinn zum Besseren, denn Gott sagt: Ich bin nit grad Euretwegen da und komm', wann Ihr Meiner von Nöthen habt. Quod non! Das heißt — keineswegs! Ihr habt gar wenig nach mir verlangt, als solange die Angelegenheit im Guten stand. Jetzt will ich Euch herentgegen zeigen, wer der Herr ist! So spricht Gott, und gar wohl hat er recht, daß er so spricht. Geht nur hin und thut Buße! Nachher wird seiner Zeit der Herr etwan Erbarmen schöpfen und die Hand von seinem Ohr thun, auf daß er Euer Geschrei vernehme und mit seinem allmächtigen Finger wink', sodann derselbige Regen anruckt!“

Da thaten alle Tage mehr Leute Buße. Es ward aber immer heißer, und hätte der Herzog Johannes nicht seine Kornhäuser angelweit aufgethan, wär' den Wucherern der letzte, blutige Pfennig in den Rachen gesprungen.

Nun war's gerade an einem recht schwülen Abend.

Da ritt ein junger Herr die Weinstraße zu München herein auf einem Apfelschimmel. Hinter ihm ritt sein Roßknecht, ganz zuletzt kamen vier herzogliche Söldner. In Mitte aber fuhr ein Wägelein, drauf standen etliche Kisten und zwo Fäßer. Drin war hellichtes Gold, das kannte Jeder. Denn solcher Fäßer waren

schon mehr nach München gefahren worden und hatten Unterkunft gefunden bei frommen Kaufherren, die solche Pilgrime gern in Keller und Gewölben zu Gast luden. Das war so gewesen beim Bart, den sie den Silberhasser nannten, weil ihm Silber schier zu gering war; beim Schrenk, der hieß der Goldhans; beim Guldein, den hießen sie den Schatzfinder; der Püttrich war auch beim Zeug, deß Name war der Tausendgülden Zähler; der Engelschalk hieß der Grafen-Heiland, weil er so viel Geld auslieh; der Hundertpfund aber hieß beim Gold um's Eck.

Als demnach das Wägelein daherfuhr, wollte Jeder wissen, wohin das geleitet werde, und folgte nach.

Der junge Herr voraus merkte das gar wohl, schaute öfters um und machte ein Gesicht, als wollte er sagen: Was wär' weiters ich für ein reicher Gesell, hingegen Ihr armselige Pfennigfuchser seid! Dabei hatte er die linke Faust stark auf die Hüfte angesetzt, gab seinem Gaul gelegentlich einen Ruck mit dem rechten Sporen, daß er einen kleinen Sprung machte, drehte gelegentlich an seinem hellflaumigten Schnurbärtlein und warf einen Blick auf die Fenster hinauf, wo etwan eine hübsche Patriziertochter herabschaute. Kam aber eine Jungfrau des Weges, die nicht so vornehm war, machte er auch nicht die Augen zu, sondern sah scharf vom Gaul hinab und schickte ihr mit gutem Gewissen einen Blick nach.

Also war der Zug bis an die Ecke am Marktplatz gekommen. Über den ging's gradaus hinüber und auf das Erkerhaus an der Rosengasse zu.

Jetzt wußte Jedweder Bescheid.

Dort wohnte seit etlicher Zeit Herr Welser von Augsburg. Der war ein starker Wechsler und galt für reicher, als alle Anderen miteinander, vom Silberhasser angefangen bis zum Gold um's Eck, und je mehr Dem Fäßlein zugeführt wurden, desto minder wunderten sie sich. Denn 's war dazumal schon Volkssage, wie heut zu Tag': „Wo Geld ist, wächst Geld im Kasten drin, und riss't Ihr die Noth mit Stricken hin."

Der junge Herr war aber noch nicht ganz angelangt, so ging

oben im Erker schon das Fenster auf, sah der Herr Welser heraus, nahm sein silbergraues Sammtkäpplein weit vom Kopf und winkt' und grüßte insonderheit freundlich herunter. Des jungen Herren Roß stand kaum stille, so waren die Diener schon aus dem Hause und hielten alsbald Zaum und Bügel. Der Herr Welser aber eilte ihnen nach, hinter den finsteren Bögen hervor, beugte sich handsam und sagte: „Da seht, da seht! Willkommen, Herr Berthold der Speirer, willkommen. Das ist mir ja ein blaues Wunder und beschert mir große Freuden. Kommt da der junge Herr selber geritten, statt des Vaters! Hat er Euch von dannen geschickt, daß Ihr die Welt seht? Wie hält' er sich denn weiters, mein alter Freund? Wird doch etwan nicht erkrankt sein, vielmehr in guter Gesundheit stehen?!"

„In bester Gesundheit," sagte Herr Berthold. „Aber der Weg ist ihm zu weit von Frankfurt bis in die Stadt her. Da hat er gesagt: reit' du Berthold! Und da hab' ich mir gedacht, ist auch recht. Aber er hat auch recht, weit ist's von Frankfurt bis München!"

„Nun alljetzt ist's vorbei," versetzte Herr Welser. „Gut Wetter habt Ihr gehabt zur Fahrt — eh' zu warm — habt schwitzen genug mögen."

„Nun die Hitz' thut mir nit viel," sagte Jener, seinen Reitersack zurecht machend, den er vor sich hatte, „von mir aus soll's noch einmal so heiß 'runter brennen. Ich bin nicht so beleibig. Ich hab's mehr in den Knochen und bin mehr von Magerniß. Da trag' ich's gar leicht. Kommt mir auch gleich der rauhe Hals, wenn's feucht wird. Mag also Näss' und Kälte nicht. Muß recht Acht haben, daß ich auf's Wetter merk', wenn's anders wird."

„Glaub's, glaub's," entgegnete Herr Welser, „ja mein, wenn's Einer nur immer wüßt, wie's wird."

„Das könnten wir grad schon wissen —" sagte Herr Berthold. „Man kommt auf allerlei und mehr Dinge in der Welt. Ich sag's Euch schon, wann's anders wird. Alljetzt soll's aber nur noch warm Wetter bleiben."

„Wär' den Feldern aber wenig Nutz," meinte Herr Welser.

„Kann wohl sein," warf Herr Berthold hin. „Jeder mag's, wie er will, ich will einmal, daß es heiß Wetter bleibt, weil mir das besser behagt."

Ein Gemurmel erfolgte ringsum.

„Nun was gibt's?" fragte Herr Berthold, umschauend. „Ist's etwan Einem nit recht?"

„Mir ist's nit recht," fuhr's ihn an. „Das ist ein lauterer Frevel, daß Ihr's wißt, Herr!"

Ein mächtiger Küfergeselle stand vor Herrn Berthold, fast so hoch, wie der Reiter sammt dem Roß.

„So, nicht recht ist's Euch?" sagte der Letzte. „Macht Euch's anders!"

„Oho!" kam's zurück. „Glaubt Ihr, was Euch frommt, soll hie zu Land gelten? Red't nur so fort! Grad kommt Ihr uns zu Paß! Es soll Euch wohl brennen auf Euer gelb's Köpflein, daß Ihr grad gnug habt!"

„Was ist das?" rief Herr Berthold und ward vor Zorn ganz roth im Gesicht.

„Steigt doch ab," nöthigte Herr Welser halblaut und in großer Verlegenheit, „werdet doch da nit streiten!"

„Ich steig schon ab," war die Antwort; „aber das wollten wir doch sehen, ob der Gesell —" dabei schwang er sich aus dem Sattel. Es kam ihm aber die Mähne aus der Hand, und es fehlte wenig, so wär' er unter die Leute hineingeflogen.

Ein harmloses Gelächter ertönte.

„Schlag der Teufel in Euch!" polterte der junge Herr. „Ihr gottverdammtes, schadenlustig Pack! Wär's Euch genehm, wenn ein ehrbarer Mann den Hals bräche?!"

„Nehmt's nit so scharf," bat Herr Welser, „'s ist auch nit so bös gemeint! Wollte, den Leuten möcht' das heiße Wetter so wenig Schaden thun, als Euch der falsche Tritt!"

„Das wünsch' ich nicht!" rief Herr Berthold zornig. „Sie verdienen nirgends Himmels Segen, weil sie gottvergessen sind,

wie die Heiden, und rachgierig, wie der Christenfeind! Soll sie die Sonn' nur recht ausbrennen!"

Da gefiel's Denen rings nicht mehr. Ein drohendes Gemurmel entstand. Der Küfer aber donnerte ihn an: „Gibst jetzt bald Ruh' oder gibst nit Ruh' mit dei'm Geschmäh?!"

„Nein!" fuhr Herr Berthold drein. Er fühlte sich gar sicher mit den Knechten. „Nein, ich geb' keine Ruh'! Ich bin Berthold der Speirer. Wißt Ihr das? Werd' ich mich wohl hetzen lassen von Schlossern und Faßklopfern und erfinden mit Müh' und Angst, wie ich etwan frechem Volk zu Gunst und Gefallen red'?"

„Was, freches Volk nennt Ihr uns?!" schnaubte der Küfer. „Ihr frechwitziger Flemmer! Könntet Ihr etwan Euer Geldlein herfahren, gäb's die ehrsame Zunft nit, so Euch die Reif' schlagt?! Wart', du Pfennigrupfer mit dei'm saffrangelben Wamms und dei'm rothen Mieder, ich will dir zeigen, was fein blau ist, wenn du dein' Buckel spürst bis in die zehnte Woch'!"

„Ha, du übermüthiger Gesell!" rief Herr Berthold. „Das drohst du mir, der ich herzogliches Geleit hab'?!"

„Geht mich nichts an!" kam's zurück. Der Küfer schob weg, was zu nahe stand und trat, beide Fäuste geballt, auf ihn los.

„Ich hätte gute Lust, Euch zu züchtigen," rief Herr Berthold, zum Stoßdegen greifend — „aber —"

„Du trau dir!" warnte der Küfer höhnend.

Zu gleicher Zeit aber faßte Herr Welser seinen Gast und zog ihn unter die finsteren Bögen in's Erkerhaus.

Herr Berthold ließ sich das gern gefallen, denn es war ihm nicht mehr am Besten zu Muth. Gleichwohl drohte er, mehrmals umschauend, gewaltig mit der Faust. Herr Welser bebte am ganzen Leib und ermahnte zur Ruhe. Der Küfer achtete dieß auch, doch nur insoweit, daß er von der That abließ. Dem jungen Kaufherrn aber rief er nach: „Euer Glück ist's, daß Ihr das Weite gewonnen, der Ihr uns schmähen wollt. Seid Ihr etwa von besserem Zeug? Ehrsame Christenmenschen sind wir, ehrbare Bürger und Gesellen, die ihre Nahrung im Recht und mit viel Schweiß verdienen,

derweil Ihr nichts thut, denn großen Herren scharmutzen und Katzenbuckel machen, auf daß Ihr das Geld erschleicht! Wart', ich komm' dir, du Guldenschnapper in dei'm welschen Camisol! Reit' der Gesell herein und will die Hitz' preisen! Gelt die Lehr' hast nit verhofft? Oder hast es schon vor der Stadt draußen verspürt, was Wetter über dich kommt, weil's so fast weit her ist mit deiner Wissenschaft? Dein Glück, daß du beim Welser bist! Der ist ein Mann und hat ein Herz im Leib, sonst ging's dir anders, du Gelbschnabel —! Magst schon der Wahre sein, daß du weißt, wann sich das Wetter wend't!"

„Recht habt Ihr!" kam's vielfach aus der Menge, die ihm folgte, mittlerweil er langsam weiter schritt. Aber er blieb noch mehrmals stehen, die Hände unterm Schurzfell, drohende Blicke auf das Erkerhaus werfend, und grollte: „Schau mir Einer den Windritter an mit sei'm Rößelsprung, daß er schier 's Genick bricht! Den Prophet, den! Der wär' schon der Wahre, der! Da schau her! Trocken Wetter will er haben, daß ihn nit friert, den Schnatterer — wär schon recht, wenn's Dem zu Lieb' nit regnen thät' — — — — —"

2.

Also war dem Herrn Berthold wenig Gunst widerfahren, als er an den finsteren Bögen zu München absaß.

So viel Besseres hoffte er vom Herzog Johannes, denn Dem waren die zwei Fäßlein Gold bestimmt und sicherlich gar willkommen. Ließ ihm auch der Herr Welser sogleich sagen: Jetzt sei das bewußte Gold da, und er harre weiterem Befehle. Dann wies er Herrn Berthold sein Gemach, das hatte er wohl zurecht gerichtet und wünschte, es möchte ihm gefallen.

„Gefällt mir wohl," sagte der junge Herr und fing' gleich an, seine Waar' aus Sack und Kiste zu packen, ward auch bald wieder besseren Muthes — der Herr Welser aber half auspacken, so viel er vermochte. Denn er hatte gar große Ehrfurcht vor des alten Speirer's Reichthum und fast auch vor dessen Sohn.

„Wird Alles wohl bewahrt sein,“ sagte Herr Welser, „und in guter Ordnung bleiben, die Barbara sorgt schon dafür.“

„Wer ist die Barbara?“ fragte Herr Berthold.

„Meine Bas',“ sagte Herr Welser. „Ei, wie Ihr bei Der in Gunst steht, läßt sich gar nit sagen. Da Euer Vater im Lenz bei mir einsprach und Euer Conterfei auf Pergament zeigte, war sie ganz in Euch verliebt und nannt' Euch die ganze Zeit her den schönsten Junker im heiligen Reich. Wenn's also wo fehlt, so ist sie schon da. Sie läßt Euch zum voraus besten Willkomm sagen und will Euch jetzt nur nicht stören. Beim Abendbrod werdet Ihr sie aber schon finden.“

„So!“ entgegnete Herr Berthold.

„Sicher!“ versetzte Herr Welser, „und werdet ihr recht geneigt werden, sie ist ein gar ehrenhaftes, christliches, sattsam reifes Frauenbild.“

„So?“ sagte Herr Berthold umschauend. „Wie reif ist sie denn schon?“

„Ja, von den Fünf und fünfzigern wird weiters nicht viel fehlen,“ war die Antwort. „Könnt's Euch aber genau nicht sagen, denn den Taufschein hab' ich nicht, und von ihr selbst erfahrt Einer nichts — wißt Ihr was, fragt sie selbst, da werdet Ihr großen Schrecken anrichten!“

„Ich frag' nicht,“ versetzte Herr Berthold. „Ich halt auch mein Gemach selbst in Ordnung!“ Zugleich wandt' er sich wieder um und packte stets mehr aus.

Ein Stück aber nahm er mit Vorsicht zur Hand und stellte es unabgedeckt auf den grünen Irdofen.

„Das ist wohl etwas recht Kostbares?“ fragte Herr Welser schmunzelnd.

„Glaub's gern!“ erwiederte der Andere. „Das ist eine lustige Sach' und hat mich viel Geld gekostet. Das ist dasjenige von wegen des Wetters, wißt Ihr?“

„Das wär' wohl wundersam!“ versetzte Herr Welser. „Bin recht begierig, wie sich der Gegenstand verhält und ob's seine Richtigkeit hat.“

„Da ist kein Zweifel!“ sagte Herr Berthold. „Thut mir fürerst nur den Gefallen und macht, daß ich bald beim Herzog vorkomm', damit ich das Gelauf vom Halse bring'. Ich mach' mir nicht viel aus den großen Herren!“

„Hab schon geschickt,“ war die Antwort. „Wo Ihr aber wünscht, will ich zur Stelle selber hingehen und Euch melden. Bis ich wieder komm', bleibt Ihr wohl hier in Euerem Gemach. Thut mir nur die Gunst, junger Herr, vergeßt den Streit da unten und seid allhier ein Weniges ruhsamer. Die Leut' sind gar frisch heraus hie zu Land. Was soll Euch der Hader frommen? Ihr seid ja doch eines reichen, gepriesenen Mannes Sohn und fast eine wichtige Persona! Laßt Euch deßhalb nicht viel anfechten und reizen von Dem oder Jenem. Ich sag' Euch, das Volk zu München ist bieder und freundlich, aber gradaus und schneid't nicht viel um! Nun, Ihr wißt wohl, was ich mein'. He he, es hat Alles seine Sach' und Landsgewohnheit. Ihr versteht mich, und wenn man hart droht, wißt Ihr, so will's nicht alle Zeit gut ausschlagen!“

„Ach, was Ihr da Alles sagt!“ rief Herr Berthold. „Wie und wo hab' ich denn gedroht? So hab' ich's nicht gemeint!“

„Sicher, sicher,“ fiel Herr Welser ein, „gedroht habt Ihr eben nicht — ich geh' jetzt zum Herren Herzog. Wollt Ihr Euch den Magen stärken, so zieht nur an der Glocke Es steht, was Ihr wünscht, zu Gebot. Ein Kelchglas Cyprer könnte nicht schaden, mein' ich. Was glaubt Ihr? Für Abend aber ist auch schon gesorgt, junger Herr! He, he, he, weiß schon, daß Ihr die Hechte so gern speiset.“

„Woher wißt Ihr das?“ fragte Herr Berthold.

„O, das weiß ich Alles!“ entgegnete Herr Welser, fein lächelnd und den Zeigefinger aufhebend, während er den Kopf ein Weniges beugte. „Ich kenne Euere und Eueres Vaters Leibspeisen alle genau! Hab' mich in Frankfurt schon angefragt am rechten Ort, daß ich's erkundschaftet hab', he, he, he!“

„Das ist klug gewesen!“ rief Herr Berthold. „Also Hechten gibt's? Melonen mag ich auch, wißt Ihr Das?“

„Ja, sicher weiß ich's!" versetzte Herr Welser, „ah — wenn ich Das nit wüßt — und —"

„Und die böhmischen Butterkrapfen —" fiel Herr Berthold ein.

„Mit der dicken Eintauch von Honigseim und Zimmet?" unterbrach ihn Jener sehr siegreich. „Versteht sich! Wird nichts fehlen!"

„Das ist ja trefflich!" rief der junge Herr.

„Wenn's Euch nur Freud' macht," sagte Herr Welser. „Nit wahr, das hätten wir fest ausstudirt? He, he, he! Euer Diener, junger Herr, Euer Diener — ich komm wieder, sobald möglich — laßt Euch die Zeit nicht lange werden — —"

Der Herr Welser eilte fort.

Er war aber noch keine halbe Stunde abwesend, als er schon wieder da war. „Noch heute zum Herrn Herzog!" rief er halb athemlos. „Gleich sollt Ihr kommen, wie Ihr geht und steht."

„Aber Der muß auf die zwei Fäßlein warten!" sagte Herr Berthold.

„Nicht doch," fiel Herr Welser ein, „er freut sich nur, Euch kennen zu lernen."

„So," sagte Herr Berthold, „das ist was Anderes — — — — hab' mir's jetzt grad' bequem machen wollen —."

3.

Damals lebte zu München der Junker Sarazin.

Der war ein heilloser Gesell' ohne Glauben und Lieb' zu Gott und den Menschen. Nur was gut und theuer, das war sein Verlangen. Dazu nahm er das Geld mit List oder halber Gewalt; woher, war ihm gleich; er hatte auch niemals einige Unruh' oder Bewegniß in der Seele, und wär's von ihm abgehangen, hätt' er ganz München versetzt oder seine Seel' dem Teufel verschrieben, sofern nur Geld dabei heraussah. Anders ging er gar nicht als in Sammt und Seide, etliche goldene Ketten um den Hals, am Rock viel Pelz und Fransen — und lustiger Brüder hatt' er stets

eine gute Zahl bei sich. Auf seinem Schlößlein aber, in der Isar-Au, war Alles auf's Herrlichste bestellt. Da sah man die köstlichsten Früchte und die schönsten Blumen, weiters einen Bären und etliche zahme Füchse; Truthähne und Pfauen gab's da auch in großer Menge; gewaltige Steinadler deßgleichen, hinwieder auch buntes Gefieder, sonderlich liebt' er die Mandelkrähen; und Singvögel hatte er nach Hunderten in großen Gitterkäfigen. Die Mauern aber strotzten nur so von Hirschgeweihen, und im Vorhof wimmelte es von Hunden.

An dem Ort erfreute er sich auf alle Art, tafelte und zechte mit seinen wildlustigen Genossen, und kam ihm und seiner Schaar ein Sinn zum Jagen, so focht ihn kein fremder Grund und Boden an. Da zog er aus mit Leut' und Hunden und rebellte durch Dick und Dünn, daß die Bauern meinten, es käm' das wilde Heer geritten.

Hätt' er nun gepraßt und getobt, hinwieder sonst ein feines Gemüth gehabt, wär's auch nicht fast lobesam, doch insoweit zu leiden gewesen, und hätt' er's mit sich selber auszufechten gehabt.

Aber, wie gesagt, mit demselbigen Gemüth sah's schlimm aus.

Das war aus Nichts zusammengesetzt, denn aus List, Hochmuth, Trotz, Spott und Hohn; seinem Reden nach war ihm kein Mensch an Verdiensten gleich, und sollte sich's Jeder zur Ehre rechnen, ihm zu dienen. Sobald ihm demnach Einer kein Geld lieh, sah' er zur Stelle seine Ehr' befleckt, verlangt' Einer aber seine Habe zurück, setzt' es ihn in großes Staunen — und machte der Andere nicht, daß er von dannen käme, so war der Junker Sarazin gleich bei der Hand und zog vom Leder. War demnach Hochmuth und Keckheit bei ihm schon recht groß, so war gleichwohl seine Heuchelei noch größer.

Das Alles wußt' er nun trefflich zu nutzen. Das Katzenbuckeln und Schmeicheln brauchte er stets, bis er sein Ziel erreicht hatte. Sobald er's aber hatte, kehrte er den Balg um, zeigte das Rauhe und saust' und brauste unbekümmert fort.

Mit dem Herren war also schwer Kirschen essen, und war er

Jedem zur Last, vom Geringsten bis zum Herzog Johannes. Der hatte ihn schon viel gewarnt. Was half's? 's ging bei einem Ohr hinein und beim anderen wieder hinaus, bis ihm jüngst gedroht ward, falls er sich nicht besser verhalte, dürf' er nicht mehr in's Schloß treten, wo ihn nicht ein härteres Urtheil dazu treffe. Denn der Herzog wolle keine Junker, die seiner Bürger Habe verschlemmten und durch der Bauern Felder hetzten.

Drum scherte er sich gleichwohl nicht und schlemmte drauf los, wie vorher, ja eh' noch wilder, und als könne das gar kein Ende nehmen.

Jetzt war aber der Junker Sarazin wieder in starkem Geldmangel und mocht' er zusehen, wo er ein's herbekomm'. Ging demnach herum in Grimm und Unmuth und war der ganzen Welt spinnenfeind, weil da Keiner auf ihn zulief und sagte: „Euer demüthiger Knecht, vornehmer Junker, könnt Ihr kein Geld brauchen?“

Wie er nun selben Tags wieder recht grimmig dahergeschritten kam, zog just der Herr Berthold mit seinen zwei Geldfäßlein in die Stadt, und dachte der Junker Sarazin: Da gehst du in einiger Entfernung mit. Wer weiß, zu was das gut ist!

Das that er auch, sah sich das Alles mit an und hatte bald erkannt, wie es mit dem fremden, jungen Herrn stehe und was man bei ihm wagen dürfe.

Im Augenblick war sein Zorn und Groll verschwunden und lustige Hoffnung trat in sein Gemüth.

Dabei dachte er: Anbei handelt es sich darum, daß ich ihm allein beikomm'. Denn, wenn mich der Herr Welser sieht, ist mir das Spiel verdorben, so daß mir Jener kein Geld ausantwortet! Drauf strich er hin und wieder um das Erkerhaus. Als er aber den Herrn Welser vom Herzog in solcher Eile kommen sah, wußt' er gleich, was das bedeuten könne und dachte: Schaden kann's nicht, du gehst voraus in die Hofburg und stellst dich an einen guten Ort hinter einen Pfeiler.

Das brachte er sofort in Ausführung.

Wie nun der Herr Welser und Herr Berthold mit dem Hofmeister daherkamen, sah der Junker Sarazin sogleich, daß ihm das Glück geneigt sei. Denn Herr Welser war just in eifrigem Gespräche mit einem Grafen, und ging ohne Weiteres durch den finstern Gang in's Vorgemach. Der junge Herr aber schritt für sich allein und zupfte hier und dort am Halskräuslein, an der Thür' aber blieb er gar stehen, denn es war ihm die goldene Kette aufgegangen.

Kaum sah dieß der Junker Sarazin, so trat er vor, beugte sich ausnehmend tief und sprach: „Allerfürtrefflichster, wohledelster, junger Herr! Ihr seid da mit Euerer Kette in Zwist, die sicher ein Zeichen für große Verdienste ist. Laßt Ihr's gnädig geschehen, so will ich Euch behülflich sein. Hoff' auch sonst meine Aufwartung zu machen in Euerer Behausung und zu fragen, ob ich Euch in Etwas dienen kann, so weit es meine absonderlich wichtigen Geschäfte gestatten.“ Zugleich hatte er die Kette in Ordnung gebracht.

„Ich danke,“ sagte Herr Berthold, einen Blick auf die Kette werfend und dem Junker vornehm mit dem Kopfe zunickend, „kommt nur, ich erlaube es Euch.“

Herr Sarazin beugte sich wieder fast bis auf den Boden. Der Herr Berthold aber schlug mit der linken Hand auf den Degenknauf, stützte die Hand auf die rechte Hüfte und schritt rasch, den Kopf stolz aufwärts, in den finstern Gang.

„Habt Acht, es ist sehr finster,“ mahnte Junker Sarazin.

„Alle Teufel!“ kam's in demselben Augenblicke heraus. „Da stößt man sich ja die Stirnschal' in Trümmer — — — Donnerwetter —!“

Herr Sarazin aber schlug ein schadenfrohes Schnippchen und raunte: „Angefangen hab' ich, und nun wird sich das Andere schon geben.“ Dabei machte er sich durch etliche Seitengänge zur Burg hinaus.

Die zwei Kaufherren hingegen traten in des Herzogs Gemach.

„Willkommen!“ sagte Johannes, recht gemüthsam und herab-

lassend. „Ihr seid also des Speirer's Sohn? Kenn' ihn gar wohl den alten Herren. Habt Ihr mir Nichts von ihm zu sagen?"

„Das ich nicht wüßte," versetzte Herr Berthold. „Die Sach' mit dem Geld ist ja im Reinen."

„Allerdings," entgegnete Herzog Johannes. „Ich meinte nur, ob er mich nicht grüßen läßt."

„Das wohl," sagte Herr Berthold, „er läßt sich Euch zu Füßen legen."

„Vergebt dem jungen Herrn," setzte Herr Welser bei, „er ist ein wenig verlegen."

„Schon gut," gab Johannes zurück. „Da habt Ihr die Urkunde. Ich laß' das Geld heute noch holen. Ihr geht dann morgen früh drüber her, Welser, und ordnet mir alle die Angelegenheit. Es thut mir leid, daß Ihr nicht bei Euerem jungen Freunde bleiben könnt —"

„Geschäftssache geht vor Vergnügen," entgegnete Herr Welser, „das weiß der junge Herr schon selbst."

„Also wären wir fertig," sagte Herzog Johannes. „Nun, junger Herr, wie steht's bei Euch in Frankfurt mit der großen Hitze?"

„Nun, 's ist grad, wie hier, Herr Herzog," entgegnete Herr Berthold, „mir thut's so viel nicht." Zugleich rieb er die Stirne ein wenig.

Der Herzog sah Herrn Welser flüchtig lächelnd an. „Desto besser für Euch, junger Herr," sagte er. „Mir gefiel' schon besser, so es regnete. Die Klag' wird immer ärger. Ich sag's Euch, Welser, mein Korn reicht nicht aus, wenn das Jahr ganz verschlägt. Ich will wohl gern noch aufkaufen, was möglich ist, und dem Wucher steuern — aber ewig geht das wohl nicht. Ist eine böse Angelegenheit! Sind auch sonst in Argwohn die Leute. Glauben aller Orte, das Wetter sei gemacht. Wundersam genug ist's. Ich will da nicht Nein sagen oder Ja. Doch mag sich zu der Zeit Jeder hüten, daß ihn kein Verdacht trifft. Die Menschen sind leicht geneigt zu derlei Glauben, und die alte Sara am Radlsteg macht mir noch Alles rebellisch. Die behauptet's fest!"

„Das Weib ließ ich eben einsperren oder zur Stadt hinausstäupen!" fiel Herr Berthold ein.

„Meint Ihr?" sagte Johannes lächelnd. „Da käm' ich gut an beim Volk. Das rennt Stund' für Stund' in's Thal hinab und auf den Steg, daß er brechen möcht', und fragt, ob sie nicht ergründet hab', wer die Schuldigen seien, oder wann's etwa doch regne."

„Nun, das könnt' ich gerad' schon seiner Zeit sagen," entgegnete Herr Berthold, sich die Stirne wieder reibend.

„Was habt Ihr denn da?" fragte Johannes. „Ihr seid ja ganz roth an der Stirne."

„Nun, 's thut so viel nicht," sagte Herr Berthold. „Aber ich hab' mich verdammt angestoßen in dem finsteren Gewinkel da draußen!"

„Das bedauer' ich!" entgegnete der Herzog. „Ist schon mehr Leuten so ergangen, daß sie den Kopf anstießen, wenn sie zu mir wollten. Nicht wahr, Welser? Doch was habt Ihr gesagt? Ihr könntet melden, wann der Regen kommt? Nun, Herr Welser, was meint Ihr, da könnten wir dem jungen Herren schon eine Ehrenkette umhängen?"

„Könnte doch was an der Sache sein!" entgegnete Herr Welser. „Mindestens behauptet er's fest."

„Ihr scherzt!" sagte Herzog Johannes.

„Nein, es ist kein Scherz, wahr ist's," fiel Herr Berthold ein, „hat mich auch ein schönes Stück Geld gekostet. Glaub's gern! Wollt Ihr's sehen, so zeig' ich Euch's morgen."

„Darauf bin ich begierig," sprach Johannes ungläubig. „Wenn ich Euch aber gut für Rath bin, redet nit viel davon, denn 's wird hier gar leicht schief genommen und könnt' Euch schaden. Ihr kennt die Leute hier zu Land wenig. Sind kerngesund und rechtlich, aber das Volk scherwenzt nicht viel, wann's einmal grimmig wird. Habt Ihr doch selbst was erlebt beim ersten Tritt auf den Markt, wie ich vernommen — der Küfergesell' hat Euch ja hart zugesetzt? Ei, mit Dem ist nicht gut scherzen,

junger Herr, er wirft Euch ein Zwo=Eimer=Stuck auf den Wagen, als wär's eine Haselnuß —"

„Hätt' ihn aber doch durch und durch gestochen," fiel Jener ein, „wär' mir der Herr Welser nicht in den Arm gefallen. Ich bin verwegen genug und fürcht' keinen Teufel."

„Das mag wohl sein," gab Johannes lächelnd zurück. Tröstet Euch nur! Es sind nicht Alle so unwirsch, wie der starke Toni, 's gibt auch recht feine Herren! Schaut aber nur zu, daß Euch Die nicht noch mehr zusetzen, als die rauheren! Nicht wahr, Welser, der Junker Sarazin wär' der Wahre!"

Herr Welser lächelte in ehrfürchtigem Beifall. „Ja, der ist der Wahre, hoher Herr!" sagte er.

„Hat Euch wohl auch noch nicht bezahlt?" fuhr der Herzog fort.

„Noch immer nicht!" war die Antwort, wobei er den Zeigefinger ein wenig erhob. „Und glaub' auch, es dürfte noch lange währen, gnädigster Herr Herzog."

„Ist eine wahre Schand'," fiel Johannes leicht unmuthig ein. Der eine Bruder so ein gottesfürchtiger, wackerer Mann, und der andere solch ein unerhörter Gesell! Am Ende müßt' ich meiner Ehr' zu lieb noch für seine Schuld an Euch einstehen —"

„Das wäre freilich ein absonderlicher Streich für den lockeren Zeisig," sagte Herr Welser, die Hände reibend, „wenn er sich nachsagen ließe, Ihr, hoher Herr, hättet für ihn bezahlt! Ei, das wär' eine recht scharfe Strafe und möcht' ihm viel Zorn bereiten!"

„So, glaubt Ihr?" rief Herzog Johannes heiter. „Nein, den Zorn will ich ihm doch ersparen! Schaut nur, wie Ihr Euer Geld von ihm bekommt. Vergeßt nicht auf morgen, und richtet Alles in Ordnung bis ich heimkehr'! Mag vielleicht auf die Jagd reiten. Habt Ihr Lust, junger Herr, seid Ihr eingeladen."

„Bin noch zu müd'," sagte Herr Berthold äußerst nachlässig.

„Dann könnt Ihr freilich nicht mit," entgegnete Johannes, während Herr Welser sich vor Verlegenheit mehrmals über die Scheitel fuhr.

„Somit Gott befohlen, laß Euch schon sagen, wann Ihr bei mir speisen sollt! Schaut Euch wohl um zu München, junger Herr, und nehmt Euch vor dem Sarazin in Acht — behüt' Euch Gott, Welser!“

Er trat in ein Nebengemach.

Herr Welser zupfte seinen jungen Freund mehrmals, sich doch rascher zu entfernen.

„Ei ja,“ sagte Johannes, noch einmal hervortretend. „Die Wetterangelegenheit! Zeigt und erklärt mir doch die Sache morgen Abend, wann ich früh genug heimkehr'.“

Drauf ging er wieder hinein.

Herr Welser beugte sich noch einmal tief unter der Thüre und zog Herrn Berthold hinaus. Dabei dankte er Gott, daß es vorüber sei. Denn er war wie auf Kohlen gestanden, so wenig Ehrfurcht hatte sein Gast dem Herzog Johannes erzeigt.

„Nun seht Ihr, wie ich die großen Herren traktir',“ sagte Herr Berthold, als sie auf freiem Gang waren. „Man darf sich nicht demüthig zeigen, sonst haben sie keinen Respect vor Einem. Ihr macht allzuviel Reverenz, Herr Welser, sag's Euch. Wenn man den Leuten Geld bringt, darf Einer seinen Kopf schon heben.“

„So, so,“ fiel Herr Welser ein — „aber ich dächte doch —“ Zugleich sah er ängstlich um, ob etwa Jemand in der Nähe sei, der die kühnen Worte hören könne. „Fällt mir just bei,“ sagte er dann, schnell abbrechend, „der Sarazin — ich warne Euch vor dem Sarazin, wißt Ihr, von dem der allergnädigste Herr Herzog gesprochen hat. Ich sag' Euch, der ist ein schrecklicher Gesell in Schuldenmachen, List und Rauflust. O, da mögt Ihr Euch wohl hüten! Halt! Es dämmert zwar, Ihr könnt ihn kaum erkennen — aber doch seht —!“ er deutete zum Bogenfenster hinab. „Der dort unten bei den Zweien steht, der ist's — ich sag' Euch, er ist ein schauderhaft listiger, übermüthiger Geselle!“

„Der ist's?“ rief Herr Berthold — „meiner Seel', er sieht Dem gleich, so mir die Kette schloß und eine so tiefe Reverenz machte. Nun, er mag sich vor mir hüten! Mir wird Einer nicht zu listig.

2*

Aber macht nur weiter, daß wir zum Speisen kommen. Ich freu' mich schon auf die Hechte!"

„O, ja so," sagte Herr Welser, „die Hechte, richtig die Hechte!"

So schnell er konnte machte er sich mit seinem Gefährten zur Hofburg hinaus. Als er vor dem Thor und in der Burggasse war, athmete er wieder frei auf.

So viel Angst hatte ihm der junge Herr bereitet.

4.

„Nein, sag' ich, nein! Ich hab' erst den Morgenimbiß gehabt. Wie soll mich denn nach was verlangen! Ich dank' für den guten Willen, dank', sag' ich. Wenn ich was bedarf, sag' ich's Euch schon —"

Dazu stampfte Herr Berthold heftig mit dem rechten Fuß.

Jungfrau Barbara eilte in großer Verwirrung hinaus, sehr trostlos, daß ihr Eifer so wenig erkannt werde. Sie war schon zum zweiten Male da gewesen.

„Nun wird mir's schon bald zu viel!" sagte Herr Berthold zornig vor sich hin, als sie fort war. „Gestern beim Abendtisch hat sie mich schon schier verzehrt und heute käm' sie gar zu mir in die Stub'? Das wär' das Wahre! Wenn der Herr Welser heimkommt, will ich's ihm sagen. Er soll mir Ruh' verschaffen!"

Er ging ab und zu in seinem braungetäfelten Gemach, sah manchmal zum Fenster hinaus auf den Marktplatz und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Denn er erwartete nichts Geringers, als daß die halbe Stadt sich einfinde, ihm den Hof zu machen.

Es ließ sich aber Niemand sehen.

Viertelstunde um Viertelstunde verging und die Zeit wurde ihm lang. Endlich griff er nach seiner sammtenen Stülpkappe und wollte fort, sich die Stadt zu beschauen. Just zog er den linken Handschuh an und ging zugleich auf den Stoßdegen in der Ecke des Gemaches zu, um ihn umzunehmen.

Da klopfte es.

„Endlich kommt Einer," sagte er. Er blieb, schief gegen die Thüre gewandt, stehen und rief: „Her — rr — r — ein!"

In die Stube trat, daß er den Boden kaum berührte, Junker Sarazin.

Er hatte ein schwarzes, einfaches Gewand an, machte eine ehrfurchtsvolle Reverenz und sagte mit äußerst anmuthigem Gesichte: „Wohledler, fürtrefflicher, junger Herr! Ich wünsch', daß Ihr die erste Nacht in unseren gottseligen Mauern wohl geschlafen habt. Komme derohalb mit großem Eifer, mich in solch' wichtiger Sach' anzufragen und Euch meine sonderliche Ehrfurcht zu erzeigen."

„Hm!" machte Herr Berthold, ihn fest anblickend, mittlerweile er gemächlich am Handschuh zog. Dabei dachte er: Das ist ja gar der vielgeschmähte Junker von gestern. Mit Dem will ich mich weiters nit viel einlassen. Aber Furcht braucht's da keine, das hab' ich schon gesehen, der Katzenbuckler fällt um, wo ich ihn nur anblas'.

Er trat deßhalb sehr keck vor ihn hin und sagte: „Ihr Unverschämter! Wie könnt Ihr es wagen, zu mir zu kommen? Ich kenn' Euch wohl. Ihr seid ein verworfener, luftiger Gesell'. O, ich weiß all' Euere Teufelsstreiche. Allsogleich seht zu, daß Ihr wieder hinausgeht, sonst sollt Ihr merken, wen Ihr vor Euch habt!"

„Wär's möglich, daß man mich so verläumdet hätte!" entgegnete Jener, die Hand auf die Brust legend. „Fürtrefflicher Herr, solchen Empfang erwartete ich wahrlich nicht. Ihr habt mich doch nie gesehen — sicher irrt Ihr Euch in meiner geringen Persona!"

„O, sicher kenn' ich Euch!" rief Jener. „Ihr seid schon Derjenige, den mir gestern der Herr Welser vom Gangfenster in der Hofburg zeigte!"

„Ei, da geruht Ihr, Euch zu täuschen —" fiel Herr Sarazin ein, „ich Unschuldiger war den ganzen Tag nicht im Burghof."

„Und etwa im Burggang auch nicht?" fuhr ihn Herr Berthold an.

„Noch viel weniger!“ entgegnete Jener, zwei Finger aufhebend.

„Das nenn' ich aber frech!“ rief der Herr Berthold. „War't nicht Ihr's, der mir das Schloß gerichtet an der Kette da und mir nachrief, ich sollte Acht haben, daß ich mich nicht stoßen möge? Und wie hab' ich mich gestoßen, den halben Kopf hab' ich mir eingerannt — da seht den Fleck! Donnerwetter, läugnet mir da Nichts weg! Ihr seid schon Derjenige, so den Leuten das Geld abborgt und nimmer heimzahlt. Glaubt nur nicht, daß Ihr mit mir so leichtes Spiel habt! Ich bin nicht so thöricht, mit einem Schlemmer zu verkehren, der saust und braust auf anderer Menschen Kosten! Gelt, da schaut Ihr, daß ich Euer ruchloses Leben kenn' und Euch das Kapitel les'! Ihr Schuldenheld, Ihr, Ihr Wortbrecher! Den Welser habt Ihr auch noch nicht bezahlt, das hat er beim Herzog Johannes selbst gesagt. Nun, der ist das Wenige nit zornig über Euch, daß Ihr seinem Hof solche Schande anthut und Euerem Ehrenmann von Bruder auch dazu, der solch ein gottesfürchtiger Mann ist. Jetzt habt Ihr's gehört und nun packt Euch. Ich befehl's!“

„Nunmehr versteh' ich wohl!“ sagte Junker Sarazin seufzend. „O die unglückselige Ähnlichkeit! Daß doch dieser Mensch mein Bruder ist. Geruht Ihr denn noch nicht, zu begreifen, fürnehmer, wohledler, junger Herr? Dieser Gottvergessene, der mir ähnlich und gleich ist, wie ein Ei dem anderen, dieser kecke Schlemmer und ganz übermüthige Leuteplager, der all das Seine und meinen Theil verpraßt hat, dieser unglaubliche, ganz heillose Geselle, seht, dieser Ruchlose macht die Streiche — und jedes Drittemal muß ich armer Unschuldiger dafür büßen! Ja, so ist es, hochweiser, junger Herr! Er steigt dahin voll Sammt und Seide — und ich, der ich mein Leben Gott geweiht, hab' oft kaum, daß ich mich vor Hunger rette! Der Herr Herzog ist mir ja wohlgeneigt. O, der gäbe mir, was ich wollte. Aber ich bin zu stolz, Etwas von ihm zu nehmen. Wenn ich nun zu Dem oder Jenem komm', daß ich ihm meine Noth klag' und um Hilfe bitt' in großem Leid und

Mangel, der ich doch von gutem Geschlecht bin — da sieht mich gar Mancher für den gottvergessenen, lockeren Zeisig an — und rauft mir meinen unschuldigen Kopf. Und so ist's mir nun wieder ergangen! O Bruder, o unglaublicher Rabenbruder!"

Der Junker Sarazin wandte sich, sah trostlos zum Himmel und that einen Schritt, als ob er fortgehen wolle.

„Halt!" sagte Herr Berthold. „Also Ihr wär't der Tugendhafte — nicht der Schelm?"

„So ist es!" entgegnete Jener, sich wieder wendend. „Ich bin mein Bruder — vielmehr ich bin der Bruder jenes unwürdigen Bruders! So ist einmal mein Schicksal! Nun, ich kann Nichts thun, als für ihn beten und ihm vergeben, was ich statt Seiner zu leiden hab'. Aber es wird noch eine Zeit kommen, ich sag' Euch, eine Zeit, da der große Sünder in ansehnliche Reue und Kümmerniß geräth! Dann wird's aber zu spät sein, denn mit der späten Reue ist's auch nicht immer abgethan. Streut Asche auf Euer Haupt, so lang es Zeit ist, sagt Ezechiel, Kapitel sieben am elften Vers, sonst wird es Euch Nichts mehr nutzen! So mag der Bösewicht sein Verderben suchen. Ich aber will so lange nicht im Weltlichen ausharren, vielmehr mich in das Geistliche zurückziehen und in ein Kloster begeben. Wär' ich nur schon drin!"

„Also wirklich?" sagte Herr Berthold. „Dann ist es was Anders. Aber was hält Euch denn ab, in's Kloster zu gehen? Habt Ihr noch keines ausgefunden?"

„O wohl wüßt' ich eins," entgegnete Herr Sarazin, „zu Donauwörth! Möcht' in kein anderes gehen. Aber ich bin zu gewissenhaft, als daß ich von der Welt Abschied nähm', ohne daß ich vorher ablöste, was Weniges ich etlichen, edlen Seelen schulde. Auch stand ich einst gut für meinen gottlosen Rabenbruder — und mittlerweil' hatte er meine letzte Hab' verschlemmt. O du schwarze Menschenseel'! Womit soll ich nun meine Schuld bezahlen? O, mich prüft der Himmel schwer, und mein Trost ist nichts, als Dieß. Derselbige, den der Himmel liebt, dem legt er viel auf. Du bist

zur Last geboren, sagt Jonas im neunten Kapitel, siebenten Vers, aber um dessentwillen laß dir kein graues Haar wachsen!"

„Ihr scheint mir wohl gelehrt zu sein," sagte Herr Berthold, und wie mich dünkt, geht es Euch wahrlich schlimm."

„O, sehr schlimm," erwiederte Jener. „O, weil ich's doch entdecken konnte, das ist ein großer Trost. Eines trefflichen Mannes Mitleid ist viel werth. Und Ihr seid ein trefflicher Mann. Die ganze Stadt ist schon voll Eueres Ruhmes, Muthes und hinwieder Euerer Mäßigung von gestern Abend. Möchtet nur bei uns bleiben, sagen sie, entspringt ja groß Nutz und Vortheil für Seel' und Leib, wann sich hochansehnlich, reich und sonst fürtrefflich und weitgereiste Männer in lobesamer Stadt ansammeln. Also ist es auch mit Herrn Welser! Der ist ein großer Ehrenmann. Und Dem will mein gottvergessener Bruder nicht zuhalten mit dem Geld. O wie schändlich und ehrvergessen! Wollte Gott, der Rabenbruder wäre dagewesen und hätte die Lection empfangen, die ich an Seiner Statt empfing! Vielleicht hätt' es ihn doch gebessert. Denn reicher, erfahren fürsichtiger und berühmter Männer Wort hat viele Kraft. Ich aber bin nun statt Seiner gekränkt. Also wohl, ich leg's in Demuth zu meinen anderen Leiden, wie Habakuk sagt im neunten Vers, drittes Kapitel: Trag' deine Last, es kommt noch mehr dazu!"

„Nehmt's nicht so streng zu Gemüth," sagte Herr Berthold, „ich hab's nicht für Euch gemeint. Seh' schon, daß Ihr eine ganz andere Seel' habt, als Euer schlechter Bruder. Der Herzog Johannes hat Euch selber fast hoch gepriesen, und mir gefallt Ihr auch deßgleichen, weil Ihr demüthig seid und Lebensart besitzt, mehr noch einen frommen Zweck habt. Will Euch also gerne dienen, damit Ihr in ein Kloster gelangen mögt. Das ist auch das Beste. Denn was seid Ihr sonst Nutz in der Welt? So etwan ein Kaufherr verarmt, kann er wieder in Reichthum kommen, anders er einen geschickten Kopf hat. Dann ist er wieder ein großer Mann. Aber solch ein armer Junker, wie Ihr, der bleibt ein hungeriger Teufel sein Leben lang und ist keinen Pfennig werth in der Welt. Da wählt er demnach den besten Weg, so er in's

Kloster geht, da ihm weiters keine Sorg' erwachst und gute Verehrung zu Theil wird. Also meine Hand ist Euch offen."

„O Ihr Ehrenmann!" rief Herr Sarazin. „Nun seh' ich, daß Ihr so großmüthig wie reich seid — und wie reich seid Ihr, da die Fürsten und die Kaiser Euch den Hof machen! O was prachtvoll Ding seh' ich allein in dem Gemach! Das mag ja wohl an die hunderttausend Goldgülden sein, was Ihr das Jahr zu verzehren habt. Und erst was Ihr Wissenschaft und Kunst besitzt, daß Ihr Euch sonder Müh' noch mehr verdient. Hab' von Allerlei gehört — — —"

Die Blicke des Junkers Sarazin suchten Etwas im ganzen Gemach.

Plötzlich hafteten sie auf dem grünen Irdofen. Drauf stand ein kleines Männlein, das hatt' eine Kapuz' auf dem Rücken.

„Was ist denn das für ein Männlein?" sagte Herr Sarazin. „Mit Gunst, das möcht' ich wohl genauer betrachten."

Er näherte sich.

„Halt!" rief Herr Berthold. „Das dürft Ihr nicht berühren."

„Muß wohl was recht Kostbares sein!" bemerkte Jener listig.

„Sicher!" entgegnete Herr Berthold. „So Ihr schweigen könnt, dürft Ihr's wohl erfahren, was es ist!"

„Ich bin stumm, wie das Grab!" betheuerte Herr Sarazin. „Sprecht nur leise, daß es Niemand hört! Was ist es denn?" Er neigte sein Ohr zu Herrn Berthold.

„Das ist ein Wettermännlein," sagte Herr Berthold.

„So — ein Wettermännlein —? Und was vermögt Ihr damit —?" fragte Herr Sarazin, äußerst furchtsam zu ihm aufblinzend. „Könnt' Ihr etwa das Wetter machen? Das wär' ja fürtrefflich, hochweiser, junger Herr!"

„Das nicht," sagte Herr Berthold. „Aber, ob's gut oder schlimm wird, das kann ich sicher ergründen. Seht, da ist ein Kiel und eine Saite, weiter Nichts. Wo nun das Wetter warm und gut wird, daß die Sonn' scheint, thut der Gesell seine Kapuz'

ab. Wo's aber regnen will oder sonst, da ruckt ihm dieselbige Kapuz' auf den Kopf. Das hat keinen Zweifel und geht zu Zeiten ganz schnell."

„Hm!" machte Herr Sarazin. „Da seid Ihr ein wahrhaft großer, vielmächtiger Mann! Ihr wißt also wohl, ob es fürerst noch trocken bleibt oder nit —?"

„Sicher weiß ich es," versetzte Herr Berthold sehr stolz. „Allitzt hat er seine Kapuze vom Kopf, item also ist's warm und bleibt's, bis er selbe aufsetzt. Das hat Alles seine Sach'."

Herr Sarazin schaute bald auf den Irdofen hin, bald auf Herrn Berthold, indem er etwas gebeugt da stand und die Hände ein wenig rieb. Sein demüthiger Blick aber war um ein Weniges stechender geworden.

„Ei, ei — Wißt Ihr," sagte er dann, „daß dieß doch recht befremdlich ist! Mir könnt Ihr derlei wohl anvertrauen. Sagt's aber sonst Niemand! Ei, ei, es könnt' Euch meiner Seel' übel bekommen. Müßt auch nicht zu viel verkehren mit Dingen der Art! Bin Euer Freund und rath' Euch nur das Beste — 's taugt nicht, sich in Gottes Schickung einzudrängen. Man wird gar leicht übermüthig und weicht von guten Pfaden ab —"

„Ihr braucht mir keine Lehr' zu geben," sagte Herr Berthold, sich in die Brust werfend, „ich weiß wohl, was ich zu thun hab'!"

„Gewiß," fuhr Junker Sarazin fort. „Allein es ist doch Frevel mit im Spiel. Gott selber möcht' wohl solche Neugier vergeben. Aber die Menschheit denkt da fast anders. Und so es allhier nur Einer wüßt, welch' überirdisches Werkzeug Ihr habt, da möcht's Euch wohl keine gute Früchte bringen."

„Das möcht' ich sehen!" fiel Herr Berthold ein.

„Glaubt mir's," fuhr der Junker fort, „ich weiß das! Auch kenn' ich die Gesetze gar wohl. Erst kurz haben sie Einen schier verbrannt; der hatte auch Teufelsspuk getrieben. Es mangelte nur am Beweis, sonst wär's mit Haft und weiters Ausstäupen nicht hingegangen. Aber in dieser, Euerer Angelegenheit hätt' man helle Augen, was maßen der Teufel im Spiel sei oder nicht!"

„Was sagt Ihr!“ rief Herr Berthold. „Was hat mit dem Männlein der Teufel zu thun? Ich weiß gar nicht, was Ihr mir zumuthet!“

„Nur still, junger Herr!“ mahnte Junker Sarazin. „Möcht' nicht, daß Jemand Euer verlegenes Wesen sähe. Will auch davon schweigen, weil Ihr mir zu Gefallen seid, damit ich meine Schuld zahl' und in dasselbige Kloster gehen kann. Eines will ich Euch aber wohl vermelden,“ fuhr er fort, sich mehr und mehr erhebend und die Stirne faltend, „so ich die Angelegenheit des Männleins aufdeckte und vom Wettermachen spräch', käm't Ihr nimmer mit Heil aus der Stadt.“

„Ja, wer sagt denn, daß ich's Wetter machen kann?!“ rief Herr Berthold.

„Ja, ich sag' es nicht,“ fiel der Junker ein, „aber Andere könnten es sagen — versteht Ihr? Ihr müßt doch wohl schon mehr von der Sach' gesprochen haben. Denn ich hab' ja selbst davon gehört. Das war nicht klug von Euch. Nun, was ich kann, das will ich thun und das Gerede abschneiden. Ich hoffe, Ihr seht nun, daß ich's wohl mit Euch mein' und Euch vor Gefahr vermahn', draus Euch der Herzog selbst nicht erretten möchte! Denn wo sie Euch einmal haben, werdet Ihr verbrannt, da frommt Euch Alles nichts.“

„Ihr macht mich ganz verwirrt,“ rief Herr Berthold.

„Reden wir nicht mehr davon,“ sagte Junker Sarazin. „Seid jetzt nur so geneigt und leiht mir einhundert Goldgulden, damit ich von meines Bruders Schulden etwelche abzahl' und in kürzester Zeit in's Kloster gelang'!“

„Was! Einhundert Goldgulden?!“

„Ja,“ sagte Herr Sarazin trocken. „Ist's Euch etwan zu wenig? Macht, daß es was wird!“

„So sprecht Ihr zu mir?!“ rief Herr Berthold. „Wie könnt Ihr wagen, so viel Geld zu verlangen — seid Ihr von Sinnen?!“

„Zahlt!“ herrschte ihn Herr Sarazin an — „ich bin wohl

großmüthig genug, daß ich für schlechte hundert Goldgulden Euer geheimes Wesen verschweig'! Ihr kommt mir nicht lebendig aus der Stadt, so Ihr mir nicht auf der Stelle das Geld ausantwortet. Ihr Undankbarer! Auf der Stelle geht an's Werk! Dort steht das Geldkästlein —"

„Das wollen wir doch sehen!" rief Herr Berthold.

Sein Blick fiel auf den Stoßdegen in der Eck unweit des Kästleins. Drauf wollt' er hin. Junker Sarazin aber ergriff selbst den Degen, stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür und wies auf das Kästlein hin. Herr Berthold wußte nicht, wie ihm geschah. Mit Freuden hätt' er den Junker Sarazin todtgestochen, aber es ging nicht. Er sperrte auf, zählte einhundert Goldgulden und warf sie hin.

„Da!" sagte er voll Wuth. „Da nehmt Euer Geld und geht!"

„Gut!" sagte Herr Sarazin. „Das sind richtig einhundert Goldgulden." Er schob sie ein. „Doch wie ich sehe, habt Ihr da fast großen Überfluß. Mit denen, so Ihr mir gabt, zahl' ich nun meine Schulden — wie wär's Herr Berthold, wenn Ihr etwan auch die meines Bruders zahltet. Selb ging' in Einem hin."

„Noch mehr soll ich zahlen?!" rief Herr Berthold. „Nun ist's genug, ich will doch sehen —"

„Nur still," sagte Junker Sarazin, „und macht kein Aufsehen, junger Herr! Mein Bruder ist vielleicht zu bessern, wenn ihm von seiner Last geholfen wird. Solch' gutes Werk darf ein Ehrenmann nicht versäumen. Gebt nnr gleich noch einhundert Goldgulden 'raus!"

„Nein, das thu' ich nimmermehr," rief Herr Berthold, „wie könnt Ihr mir zumuthen, Euch so viel Geld anzuvertrauen, da ich keine Sicherheit habe, daß ich's je wieder erlange?!"

„Also Ihr meint, ein Darlehen soll es sein?" fiel der Junker ein. „Ganz wohl, verlangt Ihr mein Wort?"

„Was frommt mir Euer Wort?!" fuhr ihn Herr Berthold an.

„So! an meinem Worte zweifelt Ihr?“ herrschte Herr Sarazin.

„Versteht mich nur recht!“ rief Herr Berthold in seiner Verzweiflung. „Ich meine, Ihr geht in's Kloster, wie wollt Ihr dann das Geld wieder erstatten!“

„Das geht Euch Nichts an, woher ich's wieder erstatte!“ entgegnete Sarazin. „Aber mich kümmert's wohl, daß Ihr mein Junkerwort bezweifelt und verachtet. Ihr wagt es, meine Ehre zu beleidigen! Schweigt und zahlt oder ich stech' Euch nieder, Ihr verdammter Pfauenritter, Ihr hochmüthiger Balg von einem Geldwechsler! Wart', ich will Euch traktiren, wie's Euch gebührt. Ihr wagt es, einem Manne, wie mir, zu nahe zu treten, der ich ein Ritter bin? Glaubt Ihr, Ihr wär't vor uns sicher, die Ihr Geld eintretet, als wär's Sauerkraut, weil wir etwan eine Zeit lang da herin hausen und uns langweilen in Eueren Städten, statt auf mächtigen Burgen zu sitzen und Euch draußen das Ränzel abzunehmen, so Ihr vorüberzieht mit Euerem Trödel! Mein Wort genügt Euch also nicht? Wohlan, so setzt Euch her und schreibt Eueren Namen unter diese Schrift!“ Er zog eine Urkunde heraus und warf sie Herrn Berthold zu. „Dran mögt Ihr meine Großmuth erkennen!“ Zugleich deutete er mit Herrn Berthold's Degen auf die Urkunde und befahl: „Hebt auf, lest und unterschreibt!“

Herr Berthold hätte den Junker in Luft zerrissen, aber es blieb ihm Nichts, als dem Befehl zu folgen. Er nahm die Urkunde vom Boden und las:

„Ich, Berthold der Speirer, vergiech mit dem allen denen, die das sehen, lesen vnd hören. Wie ich da wol vermerket, daß der edel junker Sarazin in Geldnöten ist, sonst aber ein fürtrefflicher ehrenmann, da mir insweitere auch herr Welser auf sein wort bezeuget, daß Ime junker Sarazin sein Darlehen gar wol wider erstattet hab', also verlangte es mich, dem besagten ehrenmann vnd edlen junker Sarazin zwohundert goldgulden selbs aus freien stucken anzetragen vnd zu leih'n vnd weiters keine frist festzusetzen, in soweit benannter junker im weltlichen bleibt. Weil ich da sicher

glaub, daß er mich seiner zeit bezalt. Anders aber sich der edel junker einmal in das geistliche zuruckziehen vnd in ein kloster gehen wöllt, so vnd dann will ich vnten stehender Berthold der Speirer von sothanen zwohundert goldgulden gar nichts mehr wissen vnd seien dieselben als ein fründlich geschenk an den edeln junker vnd als ein behelf gänzlicher freiheit vnd lossagung von der welt anzusehen. Welch großes verlangen er, wie ich wol erkannt hätt', im herzen tragt. All dieß hab ich wol bedacht vnd erwogen aus freier absicht, christlichen sinn vnd gewonter mildthätigkeit. Omnia ad majorem Dei gloriam."

„Das unterschreib' ich nicht!" rief Herr Berthold, die Urkunde auf den Tisch werfend. Dabei wollte er auf Sarazin zu und ihm seinen Stoßdegen entwinden.

Der aber rief: „Unterschreibt oder Ihr seid des Todes!" Zugleich fuchtelte er ihn an den Tisch.

„Das Donnerwetter soll Euch erschlagen!" rief Herr Berthold, tauchte die Feder ein, unterschrieb und machte einen wüthig großen Zug am Ende. „Hier nehmt, Ihr Verruchter!" Eine halbe Hand voll Streusand schüttete er über den Namen.

„Ich nehm' schon," höhnte Herr Sarazin und stach aus der Ferne mit der Degenspitze in's Pergament, daß es daran hängen blieb.

„Jetzt kommt's an die anderen Goldgulden!"

„Haltet," rief Herr Berthold, „ich will sie aufzählen!"

„Thut nit noth," lachte Herr Sarazin. „Was soll ich Euch mit vielem Zählen plagen!" Er fuhr auf das Kästlein los und schob's rasch unter den linken Arm.

Herr Berthold schrie vor Schrecken und Wuth laut auf.

„Still oder ich stech' Euch durch und durch!" drohte Herr Sarazin, indem er auf die Thüre zusprang. „Jetzt ist die Sach' und Angelegenheit im Reinen. Ihr frecher Gauch, der den Namen Sarazin zu schelten wagte! Habt Ihr mich jetzt kennen gelernt, und bin ich Euch Herr geworden und Euerer großen List? Ihr verrätherisch geiziges Unkraut! Also wohl? Den großen Herren

möchtet Ihr wohl die Fässer Gold zuführen, aber den Junkern wollt Ihr Nichts verabreichen, weil sie ein Weniges schlemmen und brausen? O du heilloser Gesell du! Ich will dir da viel Wesens machen von wegen frohen Gemüths und lustiger Lebensfreud'! Verdientest schon, daß ich dir einen Ruck gäb' in dein gewachsenes Bäuchlein, du Geldkastenreiter, und dich beim Schöpflein nähm', bei deinem gelben! Aber ich will großmüthig sein. Ich hab' das Geld und die Urkund', so sei das Andere in Vergessenheit! Sagst du ein Wort, hab' ich die Schrift und sollst mich kennen lernen. Schweigst du aber, so kannst du mitzehren an deinen Goldgulden und mein Gast sein heut' Abend im Schlößlein in der Isar-Au. Da find'st gute Gesellen und ein lustig Leben! Dran kannst dir eine Lehr' nehmen, wozu dein Geldlein Nutz, das dir dein Vater zusammenscharret! Behüt' Euch Gott, fürnehm junger Herr! Halt, der muß auch mit!"

Er that zwei Schritte zum grünen Irdofen, nahm das Wettermännlein, schleuderte den Degen in's Gemach, öffnete rasch die Thüre, ließ mit einem Ruck das Schloß ab, dann hinaus, die Thüre hinter sich zugejagt — und die Treppe hinab.

„Wart' Schurke!" schrie Herr Berthold.

Er fuhr auf seinen Stoßdegen zu, hob ihn auf und wollte dem Junker Sarazin nach. Aber er konnte die Thüre nicht öffnen, so viel er rieß, tobte und lärmte. Endlich kam's die Treppe herauf. In demselben Augenblicke gelang's ihm mit dem Schloß, er rannte zum Gemach hinaus und wollte hinab. Mehre Diener kamen entgegen, voraus Jungfrau Barbara.

„Was giebt's, was hat man Euch gethan?" rief sie. „Bleibt, erzählt, junger Herr, erzählt!"

„Laßt mich fort!" rief Herr Berthold. „Sterben muß er!"

„Wer muß sterben? Ihr wollt Euch in Gefahr stürzen —?!"

„Weg sag' ich!" donnerte Jener. „Mir nach, Knechte, mir nach!"

„Ich sterbe vor Angst!" jammerte Jungfrau Barbara.

„Meinetwegen!" schrie Herr Berthold herauf.

Die ehrbare Jungfrau Barbara sank halb ohnmächtig auf der Treppe nieder.

Herr Berthold aber stürmte hinab in die finsteren Bögen unter dem Haus und hinaus auf den Marktplatz, und rief: „Wo ist er hin, der verfluchte Gesell! He da, Ihr Leute, ist da Keiner gelaufen, ein Kästlein unter'm Arm und ein Männlein in der Hand, und hat ein schwarzes Gewand angehabt?“

„Ich hab' was gesehen, Herr Wettermacher,“ höhnte eine starke Stimme. Hinter den Leuten vom Thal herauf war just der Toni gekommen, ein mächtiges Faß auf der Schneide fortwirbelnd. „Dort ist Einer hinein unter die Bögen in's ewige Licht!“

Die Knechte kannten die Schenke gar wohl. Herr Berthold eilte mit, riß die Thür im Hof auf und war der Erste in der Stube. Drin fand sich gar mancher Geselle schon früh Morgens. Auch jetzt waren Ihrer fünf da und nicht gar hell war's, obschon eine Lampe an der Wand hing.

Herr Berthold aber rief hinein: „Wo ist der Schelm, so mich ausgeraubt und erstechen wollte? Heraus mit dem Räuber!“

Zugleich fuchtelte er herum.

„Was soll das?!“ brachen die Fünf zugleich los.

„So, da sind Ihrer mehre!“ rief Herr Berthold und machte sich heraus. „Auf Knechte, hinein da und nehmt sie Alle gefangen. Einer davon wird's dann schon sein! Hinein, sag' ich, ich befehl's Euch, ich, Berthold der Speirer, der des Herzogs Schutz hat!“

„Was, Räuber?!“ grollte eine mächtige Stimme. „Da ist kein Räuber und Schelm herin. Hinaus da!“

Zwei gewaltige Fäuste packten erst den einen Knecht, dann den anderen, zuletzt bekam Herr Berthold einen gewaltigen Ruck. Alle Drei flogen zurück, die Fünf aber traten heraus mit grimmiger Geberde.

„Wie, der Sarazin ist nicht da?!“ rief Herr Berthold. Also hat mich der Andere betrogen!“

Er eilte hinaus auf den Platz.

„Wo ist der Toni, wie kann er mir Ehrenmann Lug,

Trug und Schelmerei aufbinden? Wo ist der Toni, frag' ich! Da ist er!"

Himmellang stand er da, der Toni.

„Also wohl! Ist er nicht drin, der Räuber?" fragte Der schelmisch.

„Nein!" fuhr ihn Herr Berthold an. Nun wart', Ihr habt mich gestern schon beleidigt, ich verklag' Euch beim Herzog. Wißt Ihr, was das heißt? Meint man doch, man sei in einen Wald gekommen unter die wilden Thier'! Wart', Euch geht's noch schlecht genug! Glaubt Ihr, das läßt sich Berthold der Speirer gefallen?!"

Er rannte über den Platz in die Burggasse hinüber, dem Schloß zu, mit himmellangen Schritten.

„Da schaut, wie er springen kann!" höhnte der Küfer=Toni. Dabei gab er seinem Faß einen Ruck und rollte es gegen die Kaufringergasse zu.

Etliche Minuten drauf, mit dem bloßen Degen in der Hand, stürmte Herr Berthold in des Herzogs Vorgemach.

„Zum Herzog will ich!" sagte er athemlos — meldet mich —!"

„Mit bloßem Degen zum Herzog, seid Ihr von Sinnen?" war die Antwort des Dieners. „Auch ist der hohe Herr nicht daheim. Er ist auf die Jagd geritten."

„Wahrhaftig, er hat's mir gestern selbst gesagt!" rief Herr Berthold. „Das auch noch dazu! Jetzt ist er nicht da! Kreuz, Blitz, Wetter, ist denn in dem München gar keine Hilfe gegen einen solchen Räuber?" Er ließ den Stoßdegen fallen, warf sich in einen Stuhl und wischte sich die schweißtriefende Stirne.

„Aber, was hat's denn gegeben, junger Herr?" fragte der Diener. „Ihr thut ja, als sei Euch all' Euere Habe geraubt — wenn's nur der Sarazin nicht ist, dann bekommt Ihr Alles wieder."

„Freilich ist er's und kein Anderer!" rief Herr Berthold. „Der Sarazin ist's — und wo Gerechtigkeit im Land ist, wird mir der Herzog helfen." Dabei fuhr er auf — „Sobald er vom Gejaid kommt, laßt mir's sagen, ich muß mit ihm reden — da!" Er warf ihm ein Stück Geld hin. „Und nun. gleich zum Stadt=Unterrichter — wo wohnt er?"

Alsbald bekam er Auskunft und Begleitung.

Fort eilte er, die Gänge entlang und zur Burg hinaus und hinüber zum Stadt-Unterrichter, Herrn Corbinian Rosenbusch.

Hastig riß er eine Thüre auf.

„Da ist's nicht, die andere!“ rief des Herzogs Diener, der kaum folgen konnte.

„So, die da?!“ In's Schloß flog die erste und die andere riß Herr Berthold auf.

„Was ist das, was soll das sein?“ donnerte es ihm entgegen, und hoch aufgerichtet stand Herr Corbinian Rosenbusch vor Herrn Berthold. „Ihr kecker Geselle, wer seid Ihr, was wollt Ihr? Auf der Stelle sprecht, oder ich laß Euch in Haft bringen. Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Ich bin der wohlweis fürsichtige hiesiger Stadt-Unterrichter, Corbinian Rosenbusch.“

„Und ich bin —“ schleuderte Jener hin.

„Seid, wer Ihr wollt, das kümmert mich Nichts!“ fiel Jener ein. „Wo Ihr autoritati et majestati justitiae zu nahe tretet, laß ich Euch dennoch incarceriren.“

„Den Teufel laßt Ihr!“ wetterte Herr Berthold. „Wozu seid Ihr denn da, als daß man rasch zu Euch kommt, wo man Euch braucht? Dafür seid Ihr bezahlt.“

„Amtsbeleidigung!“ fuhr Herr Rosenbusch darein. „Statuetur exemplum!“ Er riß an der Glocke. Ein Steckenknecht trat ein, mit ihm des Herzogs Diener. Man führe diesen Gesellen in die Gitterkeuche!“

„Rührt mich an, so stech' ich Euch durch und durch!“ rief Herr Berthold. Zog auch gleich den Stoßdegen. „So wollt Ihr mir an, der ich Euch das Gold Fäßlein-weiß in die Stadt führe? Ich bin Berthold der Speirer von Frankfurt am Main. Habt Ihr's gehört? Und wo Ihr mir nicht zur Stelle Gehör gebt, verklag' ich Euch beim Herzog, dann werdet Ihr eingesperrt, nicht ich. Ich bin beraubt vom gottverfluchten Junker Sarazin, um die dreihundert Goldgulden. Mein Freund, der Herzog, ist im Gejaid, also kann er nicht helfen. Gleich auf, Ihr, sag' ich und meldet

dem Stadthauptmann, er soll des Sarazin Schlößlein besetzen lassen!"

„Und wo wär' denn da der Beweis?" polterte Herr Rosenbusch.

„Er ist, was er sagt," fiel des Herzogs Diener ein.

„Das kümmert mich nicht," entgegnete Herr Rosenbusch, „es handelt sich um ob seine Angabe vom Sarazin wahr ist. Das wär' mir die wahre Justiz, allsogleich mit der Executio anzufangen! Man ergreife ihn. Allhier wird gehorcht, nicht befohlen. Was zaudert Ihr?"

„Seht ihm's doch nach," sagte des Herzogs Diener, „der junge Herr braust leicht auf. Es ist so schlimm nicht gemeint. 's ist eben seine Art."

„Das kümmert mich nicht!" schnaubte Herr Rosenbusch, „wenn er sich gebart, wie ein wildes Thier, so soll er auch dafür gelten."

„Jetzt ist's genug!" rief Herr Berthold. „Ihr wollt keinen Schritt thun und Euch noch an mir vergreifen. Weg da, sag' ich, oder ich renn' Euch Allen den Stoßdegen durch den Leib, und Euere Kaufherren zu München sollen's verspüren, wo Berthold der Speirer von Frankfurt gegen sie ist!" Dabei stürzte er hinaus, gab dem Schreiber des Herrn Rosenbusch, der so eben eilig eintrat, einen gewaltigen Ruck bei Seite und eilte zornglühend hinab und heim.

Etliche Stunden später traf Herr Welser ein. Der hörte mit Schrecken und Staunen, was vorgefallen sei, und verfügte sich alsbald zu Herrn Rosenbusch, die Sache zu schlichten. Er war aber nicht da — so verstrich Stunde um Stunde, bis der Herzog heimkam. — —

5.

Ein schwüler Abend war's, und um die achte Stunde.

Da ging's gar laut her im Schlößlein in der Isar-Au beim Junker Sarazin.

Der saß unter seinen Freunden im hochrothen Gewand und

goldgestickten Mantel, ein ganzer Büschel Pfauenfedern nickte von seinem Barett, und schief rund herum war noch ein gewaltiger, grüner Kranz gewunden. Mitten im Hof unter hohen Laubgezelten saß er, viele Hunde um sich und Humpen und Flaschen die schwere Menge.

Von Speisen aber bog sich fast der Tisch. Die Freunde, so schon da waren, schmausten drauf los, ohne der Kommenden zu harren. Doch so oft wieder ein lustiger Gesell in's Thörlein trat, schrie'n und jauchzten Alle miteinander auf vor Freuden und klopft' und trommelten auf Tisch und Gläser. Dazu bellten die Hunde und machten Sätze hin und her, daß Das und Jenes umfiel. Draus erwuchs von Neuem Geschrei, Toben und Gelächter. Das war ein Höllenlärmen, und war den gottlosen Schlemmern über die Maaßen wohl.

Wie aber der Junker die große Gasterei angerichtet und wo er das Geld dazu genommen, darüber wußte kaum Einer genauen Bescheid, denn die Meisten waren aus der Umgegend.

Da Alles just gewaltig schmaust' und zechte und Keiner mehr fehlte, sprang der Junker Sarazin mitten auf den Tisch, daß die Humpen hinpolterten und der Wein nach allen Seiten floß.

Da gab's ein mächtig Gelächter und Geschrei.

Der Junker Sarazin aber rief, sein Pfaufederbarett schwingend und abbietend: „Still und haltet die Mäuler, Ihr Schelme, Euer Wohlthäter befiehlt's!“

Neues Gelächter erscholl.

„Wart' ich will Euch Eueren Herrn verlachen!“ fuhr Sarazin drein. „Ihr grundverdammten, frechen Gesellen, wollt Ihr schweigen?!“ Zugleich nahm er sein Pfaufederbarett und schlug Mehren tüchtig auf die Köpfe.

„Reißt ihn herunter!“ tobte es. „Er will uns lustigen Brüdern die weisen Schädel verklopfen?!“

Etliche packten auch gleich den Tisch und rüttelten und schoben gewaltig.

Der Junker vermocht' sich kaum zu halten und schrie: „Wie,

was? Aufruhr gegen Eueren Wohlthäter. Halt' ein, sag' ich, Ruh' und laßt einen Ehrenmann reden! Ruh' oder ich hau' Euch über die Buckel, Ihr undankbares Schelmenpack und laß Euch hinaushetzen! Dann schaut, wo Ihr Hunger und Durst stillt, wann ich meine Hand von Euch zieh'!"

Ein grauenhaftes Hohngelächter schlugen die wildlustigen Herren auf.

Aber Junker Sarazin stand wieder fest, die Beine streckt' er weit aus, dehnte beide Arme und rief: „Ich segne Euch! Das heißt, Ihr seid des Himmels gewiß! Wo nicht, so gehört Ihr Alle dem Teufel:

„Heisa! Ist so grün das junge Leben
Und soll ich schon zu weinen anheben?
Vor dem Teufel beben,
Kein' Freud' mehr erstreben?
Hurrah, heisa!"

„Gelt, das ist ein Sprüchlein. — Was schreit Ihr nicht! Gleich schreit, Ihr Schelme: Hoch der Junker Sarazin!"

Ein ungeheueres Hoch brauste auf, in das Hundegeheul und Gebell einstimmte.

„Nun merkt auf," rief Herr Sarazin, wie ich so plötzlich zu Pracht und Wohlstand gelangt bin, daß ich einen großen Herrn vorstell' und solch' gute Meng' Schmarotzer und Heuchler ernähren kann! 's ist Alles vom Herrn Berthold dem Speirer — der hat mir so viel Baarschaft verabreicht, daß ich meinen frommen Augen selber nit traute!"

„Also Ihr seid's doch gewesen, dem er nachgejagt bis in's ewige Licht hinein?" erscholl es unter Gelächter.

„Allemal!" rief Herr Sarazin.

Er hob einen Humpen auf, trank ihn leer, dann schleuderte er ihn über alle Köpfe weg an die Wand, daß er in tausend Stücke zersprang und unter die Hunde hinein, die ein furchtbares Gebell aufschlugen. Dann fuhr er fort:

„Also ist der Herr Berthold ein Ehrenmann, denn er hat mir's aufgedrungen; das mögt Ihr hier ersehen!"

Er las die Urkunde unter großem Zujauchzen vor.

„Nun seht Ihr also, aus was Absicht er mir unter die Arme griff. Nicht etwa, damit ich schlemme und prasse, nein, daß ich die Schulden meines Bruders bezahl', mich sodann in's Geistliche zurückzieh' und in ein Kloster geh'! Das will ich auch und hätt's schon längst gethan, so Ihr nicht wär't. Denn unter Euch Schelmen erstirbt mein guter Wille. Ich hab' wohl gesagt:

„Ist so grün das junge Leben
Und soll ich schon zu weinen anheben?
Vor dem Teufel beben,
Kein' Freud' erstreben —?"

„Das war aber nur Einblasung des Teufels! Es taugt Nichts, sag' ich Euch! Das Banketten und Getob' lenkt ab vom Himmelspfad und geht die Seel' unrettbar verloren. Denn, sagt der Pater Reimarus, sind wir weiters nicht auf der Welt, vonwegen daß wir völlern und prassen, sondern mehr daß wir ehrbar fasten und beten. Oremus, sagt er, sonst geht ein Gericht über Euch! Und wann Ihr im höllischen Pfuhl erwacht und meint, alsobald stünd' ein Humpen Wein vor Euch, so ist das Alles nicht Wein, vielmehr lauteres Flammenwerk, das Ihr hinuntertrinken müßt, daß es Euch den Leib ausbrennt! Und so geht's dann die ganze Ewigkeit. So spricht der Pater Reimarus! Wo wär' dann Derjenige, so nicht in seiner Seel' zerknirscht würde und sich in das Geistlichere hinübermachte? Ich sag' Euch, Ihr schelmisches Pack, Ihr Schlemmer, folgt mir nach, denn ich bin der besten Vorsätze voll! Nächst werd' ich wohl etwan gen Jerusalem fahren und Losament nehmen in einem alten Ölbaum oder einer zerfallenen Mauer als ein Einsiedler und heiliger Mann, auf daß die Menschen in Andacht zu mir kommen, denn dieß Schelmenleben hab' ich satt! Also folgt mir nach und seht zu, daß Jedwedem ein Ehrenmann ausantwortet seine dreihundert Goldgulden, damit Ihr ein Zehrgeldlein habt

und ich nicht für Euch zu sorgen hab' — also thut nun Buß' und nehmt Euch das Beste vor, dann kommt mein junkerlicher Segen über Euch!" Er breitete seine Arme wieder weit aus, während ein mächtiges Gelächter aufschlug.

„Heisa!" jauchzte er dann, wieder einen Humpen faßt' er mit beiden Händen, leerte ihn, mittlerweil' er mit dem linken Fuß auf den Tisch stampfte, dann schleuderte er den Humpen in die Luft: „Hurrah!" polterte er und fing ihn mit dem Knauf des Stoßdegens auf.

Donnernder Beifall brach auf's Neue los.

Herr Sarazin wollte vom Tische springen. Er hielt aber ein. „Halt, Ihr Herren!" rief er. „Das Beste hab' ich vergessen. He da, herbei, Herr, Knecht und Dirne, ich zeig' Euch was! Aber schlagt mir vorerst ein Kreuz, daß Ihr nit behext werdet!"

Er zog das Männlein mit der Kapuze aus dem Sack.

„Seht Ihr? Das hab' ich Herrn Berthold entführt — was ist das? Da staunt Ihr? Das ist ein Wettermännlein!"

„Ein Wettermännlein —!?" kam's von allen Seiten. Herrn Sarazin's Genossen lachten laut auf.

Klaus, der alte Schloßhüter, aber rief: „Das ist ja gefährlich Ding und heißt Gott in's Handwerk greifen!"

Er schlug ein mächtiges Kreuz und die Rosen-Maria, die Brigitt' mit dem Goldhaar und die Schwarzbeeraugen-Lise folgten seinem Beispiel.

„Allemal griff's in Gottes Handwerk," warf der Junker dem Klaus zu, „wenn's nur so wär'. Vermöcht' aber das Männlein was, da hätt's dem Herrn Berthold Keiner verkauft, und selbst hätt' er's sicher nit erfunden! Da braucht's wohl einen andern Kopf, als seinen!"

„Kann sich auch verstellen!" fiel Klaus ein.

„Schweig' und laß dem Herrn Berthold seine Ruh'," rief Herr Sarazin, „hab' ihm Schabernack genug gespielt! Der hat mit dem Wetter Nichts zu schaffen, nicht ein Tröpflein Regen kann

er herzaubern und kein' Funken Blitz! Oder kann er was? He da, Männlein, sprich! Blitzen soll's! Laß blitzen!"

In dem Augenblick fuhr es wetterleuchtend über den dämmerigten Himmel.

„Alle Heiligen!" rief Klaus und bekreuzte sich wieder. Die Dirnen deßgleichen. Die Anderen wandelte auch ein Grauen an.

„Seid Ihr von Sinnen," zürnte Herr Sarazin, „daß Ihr vor dem Zufall bebt? Ihr seid ein abergläubisch Volk!"

Er sprang vom Tisch.

„Verderbt etwan den guten Muth! Fort da, Ihr Dirnen und schafft neue Speis'! Heraus mit den Fasanen!"

Die Knechte und Dirnen flogen durcheinander und in kurzer Zeit saß Herr Sarazin wieder unter seinen Genossen.

Das Männlein ging von Hand zu Hand, drückt' ihm Einer um den Anderen die Kapuz' auf und nieder mit viel Spott und Geschrei, und so oft es über den nächtlichen Himmel glomm, jauchzte Herr Sarazin laut auf und höhnte: „Dank für Licht, Herr Berthold, nur so fort!"

So wie an dem Abend war im Schlößlein in der Isar-Au nie getobt worden.

Die zur Stadt heimkehrten, blieben außerhalb stehen. Wieder Andere, nächst der Isar, hatten den Lärm schon lange vernommen, sich allgemach gleichfalls in die Nähe gezogen, und so standen Ihrer eine gute Zahl außen. Die hatten Alles gehört und mit eigenen Augen gesehen, wie es plötzlich über den Himmel fuhr, als der Junker, wie zum Spott, das Männlein beschwor.

Da wurden viele Reden wach.

Der Klaus mischte sich wohl auch drunter und machte Herrn Berthold dem Speirer Nichts gut. Als aber die Rede unter dem Volk darauf kam, die Sara am Radlsteg hab' schon oft gesagt, es verirr' sich vielleicht Einer nach München herein, der in solcher Angelegenheit gefährlich sei, ward die Sache immer ernster. Die in die Stadt zurückkehrten, schüttelten die Köpfe ansehnlich und thaten nach bestem Gewissen, so sie überall offen ihr starkes

Bedenken aussprachen. Also standen ihrer bald viele Menschen auf der Isarbrücke, das Einlaßthörlein hatte keine Ruh' und gab da ein verhängnißvolles Wort das andere.

Im Schlößlein in der Isar=Au war's mittlerweil' stets höher hergegangen. Da konnte gar Mancher den Humpen nicht mehr heben und wollte dahin und dorthin, um eine Weile zu schnarchen.

Aber Herr Sarazin ließ das nicht zu.

„Schlafen wollt Ihr?“ höhnte er. „Sitzen geblieben! Ich mach' mein Hausrecht geltend, jetzt kommt der Kettentrank, wißt Ihr's? He da, Lise, her mit der Schnur! Faßt sie nur an! Das sind mir kostbare Gesellen! Mehr werth, denn Perl' und Edelgestein! Heisa, das gibt ein treffliches Halsgehäng'!“

Dagegen durfte zu jener Zeit kein Zecher was haben.

Des Junkers Befehl ward bald erfüllt.

Die Schwarzbeeraugen=Lise flog daher, und trotz Geschrei und tollem Wehren ward die Schnur durch alle Ohrenringe gezogen. Der Junker Sarazin aber knüpfte die zwei Enden zusammen. Da konnte Keiner mehr vom Tisch. Jetzt war die Angelegenheit erst ganz im Tollen, und möcht's nicht zu sagen, was Geschrei, Streit und Gewieher war, und das Gebell der Hunde dazu, viel Lärm der Vögel hinwieder — der Bär brummte auch drein, daß sie ihn nicht schlafen ließen — kurz, jedem Christenmenschen mußten die Haare zu Berg' stehen, so er von draußen das gottlose Treiben wahrnahm.

Der Junker Sarazin war aber unter Allen stets der Tollste und lärmt' und tobt' und höhnte auf alle Welt. Zuletzt kam er gar auf den Herzog. Den nahm er hart mit. Das gefiel den Gesellen, daß sie jauchzten, also kam dem Sarazin stets besserer Muth, bis er zu singen begann und mit trunkener Stimme losbrach:

„Gibt der Herr Johannes Schutz,
Thu' ich ihm Spott und Trutz,
Und der Herr Berthold
Gibt mir das schöne Gold!
Ha, ha, ha, heisa!

Wär' nur der Herzog da!
Ist gar ein milder Herr,
Straft nie schwer, nie schwer,
Herzog Johannes kommt herfur,
Habt uns All' an der Schnur!"

„Preist mich nicht zu mild, Übermüthiger!" kam es in mächtiger Stimme vom Pförtlein her, und Herzog Johannes trat in den Hof. Hinter ihm rasch trat Herr Berthold der Speirer ein.

Alle wandten die Köpfe und schauten voll Schrecken dahin.

„Beim Henker, der Herzog!" lallte Junker Sarazin.

Er fuhr auf, und die Anderen an der Schnur mußten sich mit ihm erheben. Da half Nichts.

„Da bin ich!" sagte Johannes.

„Hoher Herr," stotterte Herr Sarazin — „hoher Herr, ich bin wahrlich hoch erfreut —"

„Daß ich komme, wenn Ihr mich ruft?!" versetzte der Herzog. „Hab' ich Euch endlich an der Schnur, daß ich Euch beim Kopf nehmen kann, Ihr heillose Gesellen — Euch zuvor, Ihr kecker, unerhörter Wegelagerer! Macht kein so unschuldiges Gesicht, oder ich geb' Euch einen Hieb, wie einem falschen Hund, der schmeichelt, wann er beißen will!"

„Aber, was that ich denn?" fragte Junker Sarazin.

„Ihr höhnt mich, daß ich's mit eigenem Ohr vernehm', und wagt es noch, zu fragen?" „Doch Nichts davon. Von Anderem, Herr Junker! Habt Ihr nicht Herrn Berthold des Speirer's Gold geraubt!"

„Habt Ihr mich nicht beraubt?" fuhr Herr Berthold ihn an, beide Arme auf den Hüften.

„Das ich nicht wüßte!" betheuerte Herr Sarazin. „Ihr habt mir Alles in Großmuth geschenkt. Ich wollt's ja gar nicht nehmen, weil's mir kein Mensch glauben möchte, daß Ihr mir aus freien Stücken so geneigt wär't? Habt mir auch eine Urkund' ausgeantwortet, trefflicher, junger Herr!"

„Genug der Kühnheit!" donnerte Herzog Johannes. „Glaubt wohl, solche Urkund' habe Kraft? Ihr frecher Gauch! Thut Ihr

doch, als wär' die ganze Welt, all' Sitte, Treu' und Glauben, und was sonst der Mensch schätzt, nur da, um Euch zu Spott und Kurzweil zu dienen. Kein Ohr habt Ihr für Gottes Mahnung und des Fürsten Warnung, der Euch nur zu lang als Gast in der Stadt ließ! — Schweigt, sag' ich, Ihr seid ein Schelm, der zu jeder Zeit seinen Herrn, alles Gesetz und Gott im Himmel dazu um zwölf Pfennige verkaufen möchte! Aber ich will Euch wohl zeigen, was hie zu Land Brauch ist, wenn meine Geduld bricht! He da, Knechte!"

Ein starker Zug wohlgerüsteter Knechte rauschten nacheinander herein, und draußen waren auch noch Mehre. Die waren beritten.

„Ergreift den Junker da!" befahl Johannes, „ich will das Band wohl lösen."

Er zog das Schwert und hieb dicht an Sarazin's Ohr die Schnur entzwei.

„Fort mit ihm in den Falkenthurm! Er kommt nit mehr an's Licht, bis das Geld erstattet ist. Es wird sich wohl was finden. Und mit dem ganzen Gehöfte steht Ihr ein. Nicht eines Hellers Werth soll mir vertragen werden!"

„Und mein Männlein will ich!" rief Herr Berthold.

Das lag nebst der Urkunde hinter etlichen Humpen.

„Davon weiß ich Nichts!" fiel Herr Sarazin ein. Einen Blick schoß er auf Klaus. Der verstand ihn wohl. Mit einem geschickten Griff räumt er Männlein und Urkund' bei Seite. Im Stillen aber schwor er Herrn Berthold Rache, da er seinen Gebieter entwaffnen und fortführen sah.

Der Herzog jedoch wandte sich zu Sarazin's Genossen und warf ihnen zu: „Ihr leichtfertig junges Volk, legt Euere Stoßdegen ab und macht, daß Ihr aus dem Gehöfte kommt! Ich verachte Eueren Hohn. Schert Euch fort und geht mir zwo Tage sonder Waffe, bis ich sie Euch wieder geb'! Fort, sag' ich, oder ich laß Euch mit Stöcken hinaustreiben, damit Ihr merkt, was viel ich Euch Ruhestörer und Schlemmer achte, trotz Euerer Wappenschilden — und etwan härter sein kann, als Ihr vermeint!"

Stumm vor Zorn und Schrecken thaten die Herren, wie der Herzog gebot, dann trollten sie nacheinander hinaus, an Herrn Berthold vorüber.

Der stand da, die Arme übereinander, den einen Fuß weit vor sich gestreckt, und drohte ein über das andere Mal: „Hat man Euch einmal, Ihr kecken Gesellen? Noch viel zu gnädig für Gemeinschaft mit diesem Räuber!“

Dann folgte er Herzog Johannes, der den Hof verließ.

Der Herzog stieg auf seinen Rappen, Herr Berthold auf seinen Apfelschimmel und trabte hinter Jenem gemach der Stadt zu.

Als sie am Sarazin vorüberkamen, hielt Herr Berthold ein wenig an, ballte die Faust und höhnte sehr boshaft auf den Junker hinab: „Wie steht's nun mit dem Kloster, du Heuchler? Jetzt magst dich vom Weltlichen zurückzieh'n und in das Geistliche hineinmachen, wirst Zeit genug haben! Mein Wettermännlein wird sich auch schon finden, verstanden?!“

„Nur zu Euerem Verderben!“ entgegnete Herr Sarazin. „Ich vertrau' auf Gottes Gerechtigkeit. Ich bin ein Ehrenmann. Aber Ihr seid ein Zauberer und Wettermacher!“

„Ha, Ihr Verläumder —!“ rief Herr Berthold, dem Roß die Sporen gebend, damit er dem Herzog nachkäm'. „Das soll Euch schwer zu stehen kommen —“ dabei sah er um, „habt Ihr's gehört? Schwer, sag' ich Euch!“

Fort trabte er sehr stolz, beide Ellenbogen auswärts und weidlich auf- und abfahrend auf seinem Apfelschimmel.

So ging's die Isar-Au hindurch.

Hinterher rauschten die Wehrleute zu Roß und zu Fuß. Die hatten den Sarazin in der Mitte. Etliche trugen die Stoßdegen der jungen Herren.

Die selber trollten in der Ferne weiter dort und dahin.

Im Schlößlein drüben schlug manchmal ein Hund an, daß man's herüber hörte.

So war's und ging's gegen die Stadt in der schwülen Nacht.

Oft zuckte es über den Himmel — —

6.

„Also wirklich — er hat ihn in den Falkenthurm gesetzt?!“ sagte Herr Welser an der Hausthüre, wo er zur Seite der Barbara, welche eine dicke, rothe, brennende Wachskerze in der Hand hielt, voll Sorgen gewartet hatte. „Also wirklich? Und seinen Freunden hat er die Waffen abgenommen? So — so — das ist sicher ein großer Triumph für Euch! Nun, ich wünsch' Glück, Ihr werdet auch wieder zu Euerem Geld gelangen, und die Stadt wird ungemein erbaut sein, daß der hohe Herr einmal streng einschritt, das gönnt dem Sarazin Jeder und all' seinen Genossen.“

„Und mir hat man's zu danken,“ versetzte Herr Berthold, „denn ich hab' ihm entdeckt, daß die Schelme Abends ein Bankett aufrichten wollten.“

„Sicher verdankt man's nur Euch,“ entgegnete Herr Welser, „keinem Menschen als Euch.“

Aber so viel Herr Welser des Lobes voll war, es war ihm nicht halb so viel wohl zu Muth. Denn er fürchtete Dieß und Das vom Sarazin, wo erst Herr Berthold wieder von München fort wäre.

War Herrn Welser's Freude nicht sorglos — desto reiner war die Freude der Barbara.

„So leuchtet doch,“ sagte Herr Berthold, „und laßt mich in's Haus —“ dabei drängte er sie nicht gar zu fein bei Seite.

„Ach, lieber junger Herr,“ entgegnete sie, „verargt mir doch nicht, daß ich vór großer Freude kaum sprechen kann! Wie war ich für Euch in Sorgen und wie hab' ich für Euch gebetet, Ihr glaubt es gar nicht! Aber seht, ich hab' Euch vom ersten Augenblick an in besondere Neigung genommen, und Euere Schwester könnt' Euch nicht mehr gewogen sein!“

„Schwester!“ fuhr sie Herr Berthold an. „Mutter müßt Ihr sagen, ehrwürdige Jungfrau! Laßt mich nur mit dem Gethu'

und Geliebkos' in Frieden, ich kann das für mein Leben nicht leiden —"

Jungfrau Barbara wäre beinahe nebst ihrer rothen Wachskerz' umgesunken, so fuhren Herrn Berthold's Worte in ihr schwärmerisches Herz. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und blieb einen Augenblick stehen. Wer sich aber nicht nach ihr umsah, war Herr Berthold. Er eilte, oft stolpernd, die Treppe hinauf, Herr Welser hinter ihm drein.

„So habt nur Geduld, junger Herr!" rief Letzter, „sonst stoßt Ihr Euch wieder an!"

„Meinethalben!" antwortete Herr Berthold, riß die Thür an Herrn Welser's Zimmer auf und stürmte hinein.

„Aber, was habt Ihr denn? junger Herr," sagte Herr Welser hochathmend, „jetzt haben wir kein Licht."

„Meinethalben!" rief Jener. „Herr Welser, jetzt will ich Euch was sagen. Ich hab' satt. Schafft mir Ruh' vor Euerer Bas', daß sie mich nicht so mit ihrer Lieb' verfolgt, sonst bleib' ich meiner Seel' keine Stund' mehr in Euerem Haus!"

„Aber mißversteht's doch nicht," bat Herr Welser, „Ihr werdet doch nit glauben, daß sie —"

„Ich glaub' gar Nichts," fiel Herr Berthold ein, „aber ich kann das Gethu' nicht leiden!"

„Dürft aber sicher sein, daß es nur Diensteifer ist und die Barbara eine ehrwürdige, tugendhafte Jungfrau —"

„Was geht das mich an," rief Herr Berthold noch gereizter, „meinetwegen ist sie noch einmal so ehrwürdig und tugendhaft, ich kann's einmal nicht leiden, sag' ich! Donnerwetter!"

Die Jungfrau Barbara kam so eben voll Furcht zur Thüre herein, um die Lichter anzuzünden.

Herr Berthold scheute sich nicht, noch ein Wort des Mißvergnügens von sich zu geben, ging an's Fenster, riß einen Flügel auf und legte sich, die Beine gespreizt und den Kopf auf beiden Ellenbogen, hinaus, während er Herrn Welser und der Jungfrau Barbara den Rücken kehrte.

Herr Welser warf einen halb unmuthigen Blick auf ihn. Derlei hätte er sich von Keinem so leicht gefallen lassen. Aber der Herr Berthold, sein reicher Vater, und noch manches große, einträgliche Geschäft, das Alles war zu bedenken. Er ging also langsam auf den Tisch zu und zündete selbst die Lichter an. Denn Jungfrau Barbara vermochte es nicht. Mit unglückseligem, zerstörten Angesicht stand sie da und starrte bald Herrn Berthold, bald Herrn Welser an. Der gab ihr ein sanftes Zeichen, sich zu entfernen, und da sie nicht daran wollte, trat er vor sie, klopfte ihr freundlich auf die Schulter und drängte sie gelassen fort. Dann öffnete er die Thür und schob sie sanft hinaus, während er, mit einem Blick auf Herrn Berthold hinüber, ein paar Mal auf die Stirne tippte, um ihr begreiflich zu machen, sie dürfe ihm Nichts in Übel nehmen.

Jungfrau Barbara war aus dem Gemach, sie wußte nicht wie.

Rasch, aber leise, schloß Herr Welser die Thür und ging, die Hände reibend, ab und zu.

Der Herr Berthold aber wandte sich ein wenig und fragte herein: „Ist sie fort?“

„Ist gerade wieder hinaus,“ sagte Herr Welser.

Er blieb, halb abgewendet, am Tische stehen und putzte langsam ein Licht, obschon es hell genug brannte. „Indessen,“ setzte er bei, indem er zu Herrn Berthold erzwungen lächelnd hinüberblickte, „indessen weiß ich nicht, ob ich mich sonderlich geschmeichelt finden mag, daß Ihr meiner Base so wenig Achtung erzeigt. Es kann wohl sein, daß sie ihren Eifer für Euer Wohl zu offen zeigt. Selb ist aber doch immerhin besser, als ob sie Euch in irgend einer Weise wider die gute Sitte fehlte, und sich etwan ungeschlacht erzeigte!“

„Soll das etwan ein Stich sein?“ versetzte Herr Berthold.

„Auf wen —?“ fiel Herr Welser ein, befürchtend, er habe doch zu viel gesagt.

„Auf mich! Schier kam's mir so vor,“ entgegnete Herr Berthold, das Fenster schließend.

„Da seht, was Ihr Alles herauszufinden vermögt,“ sagte Jener einlenkend. „Ihr seid doch ein recht scharfer Kopf!“

„Ja, was scharfer Kopf,“ versetzte Jener, „mein Kopf ist schon scharf, aber wenn mir die fünfzigjährigen Jungfrauen mit der brennenden Lieb’ kommen, da verbrennt mir vor Zorn mein ganzes Gehirn!“

„Ah so, jetzt versteh’ ich!“ sagte Herr Welser, ein äußerst pfiffiges Gesicht machend und freundlich mit dem Finger drohend. „Wenn die Barbara statt fünf und fünfzig fünf und zwanzig Jahr’ zählte, hättet Ihr nicht zum Fenster hinausgeschaut.“

„Das versteht sich!“ rief Herr Berthold.

„So, so, so!“ sagte Herr Welser und lachte dem Anscheine nach recht herzlich. „So, so, so! weil man’s doch weiß! Da seht einmal! Ei, ei! Nun setzt Euch nur her, trinkt ein Glas Cyprer und eßt Etwas! Ihr seid wohl hungrig und durstig.“

Er wollte einen Stuhl holen.

„Laßt nur, ich nehm’ ihn schon selbst,“ sagte Herr Berthold, zog den Stuhl her, stellte ihn mit einem Stoß zurecht und setzte sich.

„Aha, da sind Melonen, das ist recht, ich sag’ Euch, über die böhmischen Butterkrapfen, einen guten Hecht und eine schöne Melon’ geht mir Nichts.“

Herr Berthold ließ sich’s trefflich schmecken, und so er einschenkte und zusah, wie der feu’rige Cyprer in’s Kelchglas rann, sagte er ein um’s andere Mal: „Der Sarazin, nun, Der wird eine Wuth haben. Ich möcht’ den Gesellen sehen, wie er im Falkenthurm sitzt, der Räuber, der Schlemmer! Ich will nur sehen, ob ich mein Geld bekomm’ und mein Wettermännlein. Na, die Wuth, wenn sie ihm sein Schlößlein räumen — na, die Wuth —!“ So ging’s bis spät und ward dem Herrn Berthold recht wohl zu Muth von wegen Herrn Sarazin’s. Herrn Welser aber nicht so fast.

„Jetzt geh’ ich zu Bett,“ sagte der junge Herr endlich: „Gut’ Nacht!“ Er nahm ein Licht vom Tisch. „Beibt nur, ich find’ mein Gemach wohl!“

„Wünsch’ wohl zu ruh’n!“ entgegnete Herr Welser — —

Als Herr Berthold über das Fletz ging, den Kopf ein Weniges schwer vom vielen Cyprer, blieb er plötzlich stehen.

Er sah was Weißes, konnt's aber nicht erkennen.

Da er, mit beiden Beinen ein Weniges wankend, das Licht weit hinaus hielt und mit halb offenen Augen schief hinsah — da war's ihm plötzlich klar. Das Weiße war die Jungfrau Barbara, die längst in großer Finsterniß gewartet hatte, um ihn noch einmal zu erblicken.

„Ihr seid's?!" lallte Herr Berthold, und es gab ihm einen Riß, daß er fast das Gleichgewicht verlor.

„Ja, ich bin's — Ihr werdet Euch doch nichts Schlimmes denken," flehte sie, „ich wollte Nichts — als Euch betheuern, daß Ihr mich doch beleidigt habt —"

„Jetzt ko — kommt sie gar im Nachtgewand! Heb' dich weg! We — weg, sag' ich, du, du — überreifes Gespenst!"

Jungfrau Barbara stand da, wie versteinert. Herr Berthold aber schlug einen Fuß um den anderen, bis er in seinem Gemach war. Da gab er der Thüre mit dem Fuß einen Ruck, daß sie in's Schloß fiel.

„Die muß u — ungeheuer in mich ver — verliebt sein!" — lallte er. „Am Ende mö — möcht' sie mich noch gar heirathen — da — das wär' das Wahre —"

Zugleich stemmte er beide Daumen an und schob den Riegel vor.

7.

Die Zweifel des Stadt-Unterrichters, Herrn Corbinian Rosenbusch, waren, wie Jeder glaubt, verschwunden, die nöthigen Winke gegeben, Herrn Berthold's wildes Benehmen von der rechten Seite aufzufassen, und weiters gemessene Befehle ertheilt worden.

Als Herr Corbian Rosenbusch, ihm zur Seite sein Geheimschreiber, Herr Heller, mit den vielen Runzeln zwischen den Augenbrauen, stechenden Blicken und die Unterlippe äußerst heldenmäßig und resolut über die obere geschoben, das Schlößlein in der

Isar=Au durchsucht hatte, standen sie und sahen einander mit großen Augen an.

„Vom Gold, Wettermännlein und der Urkunde keine Spur —“ sagte der Unterrichter. „Hm, hm, hm, das ist sehr befremdlich, Herr Heller!“

„Und beim Junker Sarazin hat sich auch Nichts gefunden —“ setzte Herr Heller hinzu. „Das ist wieder sehr befremdlich!“

„Alle Zeit ist das wieder sehr befremdlich!“ kam's entgegen. „Sintemalen nunmehro von geraubter Sach' Nichts vorfindlich, also wird sich derohalb an Schlößlein, Bär, Hund, Pfau, Hirschgehorn, Trutthähn und was sonst wild oder zahm vorfindlich, zu halten und somit sammentliche Habschaft als lebendig und nicht lebendig bis zur Vollführung des beginnenden Rechtsstreites fest zu versiegeln sein.“

„Sothaner Rechtsstreit jedennoch nicht so überaus schnell zu entscheiden sein dürfte,“ setzte Herr Heller hinzu, „als der Herzog und manch' andere des Rechts unkundige Persona zu vermeinen geruht, sintemalen —“

„Weiß Alles,“ fiel Jener ein. „Hm, hm, das ist eine äußerst schwierige und ansehnlich verwickelte Angelegenheit! Sind auch gleich vorbersamst drei harte Punkt' auszuschlichten; erstlich was den Beweis der That anbelangt, da sich keines Ortes das Gold vorfind't! Item es wird der Junker fest läugnen und den Beweis unsererseits erwarten. Den Herrn Berthold dürfen wir aber keineswegs in eigener Sach' zum Schwur lassen. Die Urkund' ist auch nicht vorhanden. Setz' ich aber, sie käm' noch zum Vorschein, und ich sagte: Die Urkund' beweist, und Ihr habt schon selbst bekannt, daß Ihr das Gold empfangen — wird der Junker Sarazin sagen: Das war Nichts denn Scherz und lustig Schimpf, wo ist dann dasjenige Geld, davon in der Urkund' steht? Ich hab's nicht und ist Nichts vorhanden! Also ist das pro secundo eine sonderliche und ausnehmend verwirrte Quaestio und Angelegenheit. Für's Dritte handelt es sich um von wegen der Hund', Bär', Vögel, Reh' und was sonst fressend ist und sicher Hunger stirbt,

wenn wir die Versieglung vornehmen und das Gehöft schließen. Denn, wie Ihr, Herr Heller, wohl bemerkt, dürfte sothaner Rechtsstreit keineswegs so bald zu reifer Erledigung kommen, vielmehr sonderliche Zeit verrinnen, bis daß wir zu einem sattsamen Spruch gelangen! Ist demnach pro tertio neue Verwirrniß da. Dürfte demnach von solcher Schließ- und Versieglung bis auf Weiteres Umgang genommen, die Besatzung hierorts belassen werden, die Fütterung aber auf Klägers, des Herrn Berthold, Kosten vorzunehmen sein, all bis durch Rath und Gericht, weitere Verhandlung von beiden Theilen, auch die und jene Anfrag' bei Herzog Johannes ein Sicheres in gegenwärtiger Angelegenheit zu ermitteln sein möchte. Befehl' Euch sofort, Klaus, dem Vogt des Schlößleins, Ihr sollt dasjenige Futter, was zur Hand ist, an das vierfüßige Gethier und das Sonstige, was Vogelwerk ist, vordersamst verwenden — bei beginnend und anscheinendem Mangel aber, mir, dem Stadt-Unterrichter, weiters Meldung thun. Sage ich, damit wir von dem Kläger respective Damnificaten, Herrn Berthold dem Speirer, ein solches Geldlein erheben, daß denen Thieren kein Abbruch und Schaden, oder aber Hungertod erwachse." Dazu runzelte der Herr Unterrichter seine Stirne gewaltig. Herr Heller aber die seine nicht minder.

Drauf verließ der Herr Unterrichter das Schlößlein und ging langsam gegen die Stadt zurück, benebst seinem Schreiber, mitten durch viele Leute hindurch, die mitgekommen waren und Hüte und Mützen ehrerbietig zogen, worauf er sehr gnädig dankte — der Herr Heller deßgleichen.

Und da der Erste das breite Sammtbarett abnahm, weil es sehr heiß war und es des Sonnenlichtes wegen ein Weniges über die Augen hielt, that Herr Heller wieder deßgleichen.

Also schritten sie der Isarbrücke zu, hinterdrein, raunend unter einander, die Leute aus der Stadt — —

8.

Es war spät Abend überall ein Gehen, und Reden und war etwas Unheimliches unter'm Volke los. Wußte aber Niemand bestimmt, was — und wo es hinaus wolle.

Im schwarzen Strauß nächst St. Peter hatten sich seit Langem nicht so viele Gesellen eingefunden, als zu der Zeit. —

Beim Rainer im Thal aber wimmelte es von Bürgern.

Da war der Sache schon besser auf den Grund zu kommen und lebhafter, verwegener Verkehr zu treffen. Es handelte sich aber um den Sarazin. Sicher war Dem Keiner geneigt. Wie's aber wundersam wechselt in des Volkes Sinn — weil Herr Berthold der Speirer unheimlich und in zauberischen Dingen anrüchig geworden war, so kam der Junker mit einem Mal in ein besseres Licht, obschon er um kein Haar breit besser wurde, so etwan auch der Herr Berthold das Wetter machen konnte.

Darüber aber waren die Wenigsten mehr im Zweifel.

Klaus, der Vogt des Schlößleins in der Isar-Au, hatte im schwarzen Strauß und beim Rainer das Reden uud Schüren nicht gespart, das Wettermännlein Jedwedem vorgezeigt und manch' grauenhafte Mähre erzählt, so der Junker Sarazin aus Briefschaften von Frankfurt her über Herrn Berthold vernommen habe. Gar hatte er auch der alten Sara am Radlsteg einen Besuch abgestattet und ihr so viel mitgetheilt, daß Die laut verkündete, es sei ein Wettermacher in der Stadt.

Die Kunde brachte just Einer in die Zechstube, als Klaus die Bürger hetzte.

Kaum war der Andere mit der Nachricht zu Ende, so stieg Klaus auf den Tisch und rief:

„Bitt', daß Ihr meiner Kühnheit vergebt! Aber Treue für meinen Herrn und gemeinsamer Nutz befiehlt mir, daß ich red' und spreche! Denn große Gefahr ist über unseren Häuptern, und ist selber unser Aller Herr, der Herzog Johannes, nit sicher!

Selbiger Herr Berthold ist sein Feind so viel, daß er uns Allen zu München abhold ist — voraus aber meinem Junker! Wo ich's Euch sag'! List, Trug und die Bosheit des Teufels ist in demselben Berthold vereint! Ihr sagt wohl, mein Junker hab' ein unchristlich, scharfes Leben geführt — aber, frag' ich, weiß Einer, was ich weiß? Weiß Einer, daß mir Herr Sarazin oft klagte, wann ich ihn zu besseren Wegen ermahnte: „Klaus, ich möcht' wohl, aber ich vermag's nicht! Mir ist, als ob's mir angethan wär', und wann ich denk', jetzt ist dein Geld zu End' — und fangst ein besseres Leben an, reizt mich der Teufel von Neuem zum bösen Leben, weil mir unversehens wieder Geld zufließt, daß ich nicht weiß, wie und woher!" So sprach mein Herr gar oft. Merkt Ihr was? Da steckt Herr Berthold der Speirer dahinter, und weil sich nun mein Herr, wie Ihr Alle wißt, hübsch ruhig verhielt und in sich ging, da dachte wohl der Herr Berthold, das dürf' nicht so bleiben, und ist selber in die Stadt gekommen! Nun aber will er behaupten, mein Junker habe ihm sein Geld geraubt. Das ist schwarze Teufelslüge! Hier ist die Urkund', daß er ihm das Geld frei gegeben hat. Glaubt Ihr, Herr Berthold hab' sich berauben lassen, da er doch bewaffnet aus dem Hause rannte? Das ist Alles List und Trug, um den Junker Sarazin zwiefach zu Grund' zu richten! Die Urkund' gab er ihm, daß er sich rein wasche von Verdacht! Merkt Ihr's? Sein verzaubert Gold aber drang er ihm auf, damit er ihn auf's Neue zu tiefst in Schlemmerei stürze — und drauf erst schuldigt er ihn des Raubes an, damit ihn der Herzog überfalle und ihn einkerkere! So ist's und anders nit, Ihr Herren! Glaubt Ihr denn, daß mein Herr vor so trefflichen Stadtgenossen und Bürgern, hohen Stadtobristen und dem frommen Herzog mit freiem Willen solch ein Leben führ'? War er nicht dazu gezwungen und könnt' nicht anders?! Soll er etwan allein aus der Art schlagen mit freier Seel', wo doch seine ganze Verwandtschaft auf guten Pfaden verweilt? Sein Bruder ist ein frommer Mann allhier, und ist ihm Jeder geneigt, sein Oheim sitzt zu Fulda und ist ein richtiger Chorherr, und seine Schwester

tragt den Schleier und ist eine tugendsam gottselige Jungfrau! Also wär' er allein der verlor'ne Sohn?! Scheint nit wohl, weil da in der Urkund' steht: „weil mein Herr in's Kloster zu gehen geneigt sei, also woll' ihm Herr Berthold unter die Arme greifen." Seht Ihr nun, was das heißt? Das heißt: Meinen Herrn lockte er zu sich, und der sagte: „O fremder, junger Herr, wie gern eröffne ich Euch mein Herz! Seht, ich war ein wüster Gesell, aber ich möcht' mich in das Geistliche zurückziehen, käm' ich nur mit Ehren weg vom Weltlichen!" Da drang ihm der Andere das Gold auf, wußt' aber wohl, wie er's anstell', daß der Junker nicht an's Schuldenzahlen dächt', sondern daß ihn das verzauberte Gold zum Schlemmen und all' sonstiger Teufelslust reizen würde. So verhalt sich's, und solch' Narr ist Keiner unter uns, daß er das nicht erkennen möcht'! Denn, ich frag' Euch, ist es so gekommen oder nicht? Ist das noch menschlich gewesen, wie er gestern gehaust hat? Nein, sag' ich selber, nein! Das war unmenschlich und übernatürlich. Nun aber sitzt mein Junker im Falkenthurm und leid't Verfolgung, Schmach und Hohn! Ist das recht?"

Ein großes Gemurmel erfolgte.

Klaus aber fuhr fort:

„Der Unschuldige soll das Opfer sein, der Thäter aber den Sieg davon tragen, uns Alle verspotten und etwan den Herzog Johannes selber noch verwirren, wie meinen Junker? Nein, befreien sollen wir ihn, befreien den Sarazin, und dem Berthold sollen wir die Höll' heiß machen! Hört Ihr wohl? Er soll Regen bringen, dann wird sich die Sach' allsogleich zum Beweis herausstellen!"

Das Gemurmel erhob sich von Neuem.

Klaus aber rief:

„Hab' ich's getroffen? Heisa, ja regnen soll er lassen, regnen! Da wird sich's dann wohl zeigen, was wahr ich von Teufelsbosheit und seiner Macht gesprochen. Vollbringt er's, ist dem Land geholfen, der Junker ist des Feindes los, dem Zauberer aber die böse Kunst bewiesen, und wir verbrennen ihn! So er's

aber verweigert und entflieht, dann ist er fort, trifft ihn Bann und Acht in kürzester Zeit und entgeht er dem Tode doch nicht. Mein Junker aber ist wieder aus Teufels Banden, beginnt ein gottseliges Leben, und Jeder von Euch mag sicher sein, daß er seine Schulden zahlt!"

Er konnte kaum vollenden, solch' arges Toben brach ringsum los, und ging's an ein Streiten hin und her, was zu thun sei.

Da stürzten ihrer Mehre herein und riefen: Beim schwarzen Strauß sei die Wuth groß, mit Stock und Kolben seien alle Gesellen bewaffnet und zur That bereit.

Alsbald erhob sich grauenhaftes Geschrei: „Befreit den Junker!"

Hinaus stürmten sie, das Thalbruckerthor hindurch, auf den Marktplatz. Der Gesellen Schaar kam seitwärts von St. Peter her, an die vier hundert Köpfe. Daran schloß sich noch anderes Volk. Das Alles tobt' und brauste im Getümmel durch die Burggasse.

„Was gibt's? Halt da!" donnerten die zwo Soldknechte am Burgthor.

Denen waren die Hellebarden bald entwunden, die Spieße, so da hingen, rissen Andere von der Wand.

So rauschte der ganze Zug mitten durch des Herzogs Burghof zum anderen Thor hinaus mit furchtbar hallendem Geschrei: „Heraus mit Sarazin!"

Als Junker Sarazin den Lärm vernahm, ward ihm nicht sonderlich wohl zu Muth und dachte er: Alljetzt könnte wohl dein letztes Stündlein schlagen, denn Alle sind dir gehässig. Hast ein verteufelt arges Leben geführt, ungerechnet, daß du keiner Zeit deine Schulden bezahlt hast. Das ist eine böse Angelegenheit! Hätt' nit gedacht, daß noch ein solches Schicksal daher käm'.

„Was Teufel," rief er über eine Weile, „das lautet ja ganz anders, als ich vermeinte! Mehr Wunder ist mir noch nit vorgekommen. Ich hab' ihnen allensammt ihr Geld abgejagt, nun ziehen sie daher und wollen mich befreien. Das hat kein Mensch, denn Klaus vermocht! Drauf wollt' ich schwören!"

So eben langte unten der wilde Zug an.

„Was giebt's da?“ polterte der Vogt vom Falkenthurm. Er stürzte aus seiner Herberg' nächst dem Gefängniß. „Was wollt Ihr? Meines Herzogs Gefangene lösen? Das bringt Ihr nit zu Wegen! Den Ersten, der hinein will, schlag' ich zu Boden!“

Dazu holte er mächtig aus.

„Das laßt Ihr bleiben!“ schnaubte ihn Klaus an, der an der Spitze war. Zugleich fielen ihrer Drei dem Thurmvogt in die Arme und hielten ihn. Klaus aber entwand ihm den scharfgeschliffenen Hetzer und riß ihm den Schlüsselbund von der Gurte.

„Ha, ihr Schelme — ihr Rebellioner!“ 'schrie der Vogt. „Ihr bringt mich um mein Amt!“

„Was da,“ fuhr Klaus ihn an, „da gilt's was Anderes, als dein Amt!“

Er schloß auf, flugs war er im Thurm und donnerte hinein: „Wo seid Ihr, Junker?! Gebt Antwort, heraus, sag' ich, heraus! Wo seid Ihr denn?“

Endlich kam er an das rechte Pförtlein und hörte, wie Herr Sarazin rief: „Mach' nur schnell auf!“

„Geschieht schon!“ war die Antwort.

Das Thürlein knarrte auf.

„Jetzt seid Ihr frei, Herr Junker, hab's Euch zugeschworen und mein Wort gehalten! Verstand Eueren Blick gar wohl und das Wettermännlein hat seine Dienste gethan. Merkt, was ich sag'! Ein verführter, heiliger Mann seid Ihr, versteht Ihr, den der Herr Berthold schon längst durch sein Gold verzaubert und verderben wollte. Verlangt nur, er soll r e g n e n lassen! Also wißt Ihr's! Hier ist eine Waffe! Und jetzt fort!“

„Geh' schon!“ rief Herr Sarazin und eilte die Treppe hinab.

Mit Jauchzen ward er begrüßt, als er aus dem Thurm trat. Er aber rief: „Viel Dank, Ihr Herren! Frei bin ich und will Euch wohl beweisen, daß ich nur verführt war und verzaubert vom Berthold dem Speirer! Weiters bin ich ein gottseliger Ehrenmann, hingegen ist der Herr Berthold ein verruchter Zauberer

und Wettermacher! Also soll er's Euch machen, das müßt Ihr verlangen. Sonst seid Ihr Alle Thoren!"

„Das soll er!" tobte es durcheinander.

Der Junker sah auch alsbald viele seiner Freunde wohlbewaffnet um sich. Die drückten ihm die Hand und schürten zumeist. Vom Volk aber machten sich schon Mehre auf den Weg zu Herrn Welser's Haus.

„Halt da!" donnerte eine rauhe, mächtige Stimme — —

Der Stadthauptmann, Jobst Ottlinger, kam mit einem Haufen Wehrleute von der Burg her.

Was Staunen den Herzog Johannes ergriff, so just mit dem Ottlinger in Gespräch begriffen war, als das Volk wüthend und brüllend durch sein Schloß zog, kann Jeder wohl denken. Er hatte sich aber rasch entschlossen und den Stadthauptmann selbst mit der ganzen Burgwache und einem Zugführer entsendet. Der Ottlinger aber sollte des Herzogs Stelle vertreten.

Also war Der und sämmtliches Wehrvolk an Ort und Stelle angekommen.

„Was soll's mit dem Rumoren, Ihr Ungehorsamen?!" fuhr Herr Jobst Ottlinger die Menge unmuthig an. „Ruhe! In des Herzogs Namen! Wie könnt Ihr wagen, Den zu befreien? Zurück mit ihm, hat er Euch nit Schaden genug gethan und Gottes Gesetz mit Füßen getreten?"

Gemurmel zog durch die Menge. Herrn Sarazin und seinen Genossen ward fast bang. Doch für Nichts. Der Meisten Sinn war schon ganz verkehrt.

Die schaarten sich um den Junker Sarazin und riefen: „Das geht da nicht her, frei ist er und bleibt frei!"

„Hat Euch Wahnsinn ergriffen?" herrschte Jener. „Warum soll er frei sein?"

„Weil er verführt und angezaubert ist," rief Einer, „und der Herzog ist selber in Gefahr vor Berthold, dem W e t t e r m a c h e r! Der soll's büßen! Versteht Ihr, was das heißt? Büßen soll er's! Und das gleich!"

Herr Jobst Ottlinger wandte sich an den Zugführer. „Eilt zu Herrn Welser's Haus und schützt es —“ sagte er leise, „es könnte Böses erwachsen. Einen halben Zug laßt hier!“

„Zug ab! Wehr' vor! Ab!“ befahl der Zugführer.

Mitten durch die Menge rauschten die Soldknechte über den Platz auf die Dienersgasse und den Marktplatz zu.

Der Stadthauptmann aber rief:

„Was seid denn Ihr für Thoren, oder hat Euch höllisches Blendwerk verführt, daß Ihr Den unschuldig nennt? Was, wollt Ihr des Herzogs Vormund sein? Ihr Übermüthige! Schier wär's billig, Euer Verlangen zu erfüllen und den Schelm frei zu lassen, daß Euch's in kurzer Zeit wohl genehm wär', wo er wieder im Falkenthurm läg', da er Euch gottslästerlich traktirte und verhöhnte dazu und Euch das Letzte abnähm'! Aber so thun wir nicht. Er geht zurück in's Gefängniß! Hinein da, Junker — weg da, Ihr, oder ich laß die Wehr' brauchen —.“

Mit Gewalt ward der Junker Sarazin in den Thurm gedrängt.

Herr Ottlinger aber fuhr fort: „Ich will Euch in des Herzogs Ansehen greifen! Zurück und kommt so nimmer wieder, sonst gibt's Blut!“

Wildes Murren erfolgte.

Jener aber ließ sich nicht irren und fuhr fort: „So bleibt's, und den Herrn Berthold laßt in Frieden! Daß Ihr mir nicht frevelt an dem Mann, dessen Vater dem Herrn Herzog, Euerem Herrn und Gebieter, zu Diensten ist, auf daß er auf seine Faust und eigene Wiederzahlung Geld erhebt, um Euch vor Wucher zu schützen! Dazu hat er das Gold gebracht! Ihr Undankbare! Habt Ihr eine Klag' gegen den Speirer, also sendet Drei ab in die Hofburg! Die sollen dem Herzog melden und vortragen, was Ihr klagt und verlangt! So hoff' ich, daß Ihr's bedenkt und Folge leistet aus Ehrfurcht gegen ihn, den Ihr sonst liebt! Und wohl mit Recht! Ist er doch sicher zu jeder Zeit auf Euer Wohl und auf Schutz bedacht, und wüßt' nicht, daß er seiner Bürger Rebellion verdient hätt'. Schickt die Drei, sag' ich, und harret

des Entscheides — wo nicht und wollt Ihr fortrumoren, so will ich Gewalt brauchen und Euere Nacken brechen, daß Ihr vermerkt, man sei sonst gütig, aber das Mindeste nit geneigt, von Gesetz und Ansehen zu weichen und Euch schalten zu lassen, als wär't Ihr die Herren im Land, nit der Herzog! Zehn Mann her da an den Thurm. Wehr' vor, ab!"

Zehn Mann traten vor die Thurmthüre. Der Stadthauptmann wandte sich gegen die Hofburg, hinter ihm drein rauschten die übrigen Wehrleute.

Die Menge stand einen Augenblick betroffen, und es ward wieder ein großes Gemurmel und Gerede wach.

Bald gab's zwei Theile.

Die Einen wählten drei angesehene Männer aus. Die schickten sie in die Hofburg und zogen ruhig nach. Des Herzogs kräftig Wort hatte den Theil erschüttert. Somit merkten des Junkers Helfer gar wohl den wechselnden Sinn des Volkes und die Macht ererbten Rechtes und alter, geprüfter Gewohnheit.

Standen nun zürnend da, unschlüssig, was thun und ob den Streich ein zweites Mal wagen. Dazu entschlossen sie sich. Denn die größere Menge blieb auf Sarazin's Seite und tobte und lärmte alsbald neu auf; übereins fiel eine Zahl über die Wehrleute her, die ließen die Waffen walten, aber die Menge war zu groß.

Kürzeste Zeit stand es an, so war Herr Sarazin wieder frei und zog mit der Menge davon. Die lärmte, bei den Baarfüßern vorbei, über den Platz in die Dienersgasse — wie just vorher der Zugführer mit seinen Soldknechten — und auf den Marktplatz gen Herrn Welser's Haus.

Davor standen schon die Wehrleute, kam auch sonst viel Volk dazu und verweilte heraußen und links und rechts in und um die finsteren Bögen.

Das sah nicht viel geheuer aus.

9.

„Was war denn das?“ sagte Herr Berthold — mit seinem großen Kelchglas Cyperer innehaltend, das er gerade an den Mund setzen wollte. „Habt Ihr Nichts gehört —?“

„Wohl — wohl hab' ich auch was gehört —,“ entgegnete Herr Welser, beide Hände auf den Tisch und sich ein wenig erhebend. „Was — was kann denn das sein — —?!“

Das war just, als sich die Soldknechte vor dem Erkerhause an der Rosengasse aufstellten.

Um die Zeit saß Herr Berthold neben Herrn Welser, hatte so eben einen äußerst zornigen Blick auf die Jungfrau Barbara geworfen, die sich im Zimmer zu schaffen machte, und stieß das Kelchglas auf den Tisch, daß es in Scherben fuhr. Drauf erhob er sich und trat zornig auf das Fenster zu.

„Was will denn das Volk und die Schaar Knechte?“ sagte er. „Da geht her, ist's etwan eine Ehrenwache —?!“

„Eine Ehrenwache!“ entgegnete Herr Welser. „Warum sollte denn — nein, eine Ehrenwache ist's wohl nicht. Hört Ihr das sonderbare Gemurmel — öffnet nur das Fenster nicht! Ich bitt' Euch, nur das Fenster nicht öffnen, denn —“

„Warum denn nicht?“ unterbrach Herr Berthold und schloß auf. „Was gibt's denn da unten?“ rief er auf den Nächststehenden hinab. Er konnte aber die Antwort nicht deutlich vernehmen, denn das Gemurmel wurde augenblicklich äußerst heftig.

„Um des Himmels willen, geht doch weg!“ flehte Herr Welser und zog ihn, sich ein wenig bückend, zurück. „Bei Allem in der Welt reizt nicht, es könnte Etwas los sein gegen Euch!“

„Gegen Herrn Berthold?“ rief Jungfrau Barbara, „gegen unseren lieben Herrn Berthold?!“

Sie wollte zum Fenster, um es zu schließen.

Herr Berthold aber kam ihr zuvor, warf es zu und drohte:

„Macht uns nicht toll, Jungfrau Barbara, und schert Euch um Euere Angelegenheiten, nicht um die meinen! Jetzt wißt Ihr's!"

Wer vor Schrecken beinahe umfiel, war Jungfrau Barbara.

„O Gott!" jammerte sie äußerst schwärmerisch und eilte, tief gekränkt und sehr schnell, zur Thüre hinaus. Fast rannte sie mit Veit, Herrn Welser's liebstem Diener, zusammen, der hereinstürzte und fast athemlos rief:

„Herr, macht Euch auf's Schlimmste gefaßt! Das Volk hat den Sarazin befreit, ein Theil steht unten, der andere kommt gezogen in Wuth auf Herrn Berthold, weil er schuld an des Junkers Gefangenschaft ist!"

„Da sollen sie mir ja danken!" fiel Herr Berthold ein.

„Gleichviel!" entgegnete Jener. „Und dieß ist nicht Alles. Noch mehr —"

„Noch mehr —?" seufzte Herr Welser.

„Ei was," rief Herr Berthold, „stellt Euch nicht daher! Eilt hinab und bringt ihnen Vernunft bei!"

„Das mag ein Anderer wagen!" gab der Diener zurück. „Sie sagen — zwar weiß ich nichts Genaues — sie sagen —"

„Beim Henker, was sagen sie denn?" fuhr Herr Berthold ihn an.

„Das wag' ich nicht auszusprechen —" rief der Diener — „ich will doch erst sehen, ob ich etwas Weiteres erkundschaft'!"

Damit eilte er wieder hinaus.

„Und ich eile zum Herzog," lallte Herr Welser, „daß er noch mehr Söldner schickt!"

Draus war er.

„Da läßt er mich ganz allein!" rief Herr Berthold und schritt sehr entrüstet ab und zu. Über eine Weile faßte er einen Entschluß. „Ich geh' auch zum Herzog!" sagte er.

Er hatte sich eben entschlossen und wollte hinaus, als Herr Welser wieder zurück kam.

„Ihr stürzt mich in's Unglück," rief er, „was wird das noch werden!" Ich war eben unten und sah, wie sie den Veit nicht

aus dem Haus ließen — da bin ich umgekehrt! Alle Heiligen, dort, dort kommt die ganze Menge und von allen Seiten strömt's zu! Uns sei Gott gnädig!"

Mit großem Geschrei rückten die Schaaren aus der Dienersgasse am Fischbrunnen vorüber. Viele hatten Feuerbrände, die loderten und prasselten wild auf in die Nacht, und ein furchtbares Geheul und Getob' war's. Das kam immer näher.

„Aber, was wollen sie denn?!" rief Herr Berthold. „Ahnt Ihr denn gar Nichts, Herr Welser?"

„O, nur zu gut ahn' ich's, und Ihr könntet's wohl auch errathen!" seufzte er. „Hat Euch denn der Cyprer ganz blind und taub gemacht für solche Gefahr! Ihr könnt des Todes sein!"

„Ich?" fiel Herr Berthold ein. „Ich, Berthold der Speirer, des Todes? Das möcht' ich doch sehen!"

„Und ich am Ende deßgleichen!" entgegnete Jener. — „Zum Mindesten kann ich ein Bettler werden. Hab' ich Euch nicht gewarnt, hat Euch der Herzog nicht gewarnt? Was hält sie ab vom Glauben, ich sei mit Euch einverstanden?"

„Ja, aber zu was Ziel und Zweck denn?!" fuhr Herr Berthold zornig auf. „Stecht doch nicht mit der Stang' in den Nebel und sagt, was los ist!"

Herr Welser antwortete nicht, sondern fiel in einen Stuhl und saß, die Hände auf den Knieen, wie todt da.

„Da könnt' Einer den Verstand verlieren!" rief Herr Berthold. „Wenn nur eine Seel' käm', die mir sagte —"

Die Thüre wurde so eben geöffnet und herein trat ein schwarz gekleideter, ältlicher Mann, nicht zu groß, aber hübsch gesund und rund sah er aus und machte ein gar freundliches Gesicht.

„Wer seid Ihr, was wollt Ihr?" fragte Herr Berthold.

Der Mann beugte sich gegen Herrn Berthold, dann gegen Herrn Welser und sprach: „Bedauere, daß Ihr so viel Geschrei und Rumor, auch sonstige Anhäufung des Volks an Euerem Hause vermerken müßt. Bin deßhalb bereit, das Meinige zu thun, um sothane Bewegung zu schlichten, und bin anticipando auf des

Herzogs Befehl und auf Forderung Derer vom Volk hierher abgesandt. Ich bin der Magister Wilprecht," setzte er hinzu, sich zu Herrn Berthold wendend.

„So — der Wilprecht seid Ihr," sagte Herr Berthold. „Sollt ein ausnehmend gescheidter Kopf sein. Hab' also viel Vertrauen zu Euch, macht nur, daß ich weiß, woran ich bin."

Zugleich bot er ihm die Hand.

„O, Ihr seid allzugütig," entgegnete der Magister, die Hand zurückziehend.

„So sprecht, was wollen die da unten, und was wollt und sollt Ihr?" fragte Herr Berthold um so heftiger.

„Das werdet Ihr — o ja — sicher — o ganz gewiß werdet Ihr das erfahren," versetzte Jener. „O, da hat es gar keinen Anstand. Gleichwohl — nichts desto weniger — Ihr erlaubt mir, daß ich vorderhand noch einige Zeit hier verweile, bis noch ein anderer, gelahrter Herr sich einfindet."

„Noch Einer?" rief Herr Berthold.

„Euch zu dienen, noch Einer!" entgegnete Jener. „Seid mir so geneigt, junger Herr, und verschiebt Euere Neugier bis auf ein so Kurzes und laßt uns von gleichgiltigen Dingen sprechen. Hm, hm — also wär' es — also wär' es wieder recht heiß gewesen heute. Ja, ja, ja. Wahrhaftig, recht heiß. Ei, ei! Ob wohl nun die Hitze noch lange so währen mag?! Was meint Ihr, Herr Berthold?"

„Meinetwegen noch zehn Wochen!" rief Herr Berthold. „Sagt mir lieber —"

„So, so, so, also z e h n Wochen —?" versetzte der Magister Wilprecht. „Ei, ei, ei. Das ist aber eine lange Zeit. Möchte wohl gute Kochzeit für den Wein geben — herohingegen aber die Felder vordersamst desto mehr ausbrennen! So, so, Ihr sagt also re vera, daß es noch an die zehn Wochen heiß Wetter bleibt —?"

„Wer sagt denn, daß ich das sag' —?" fiel Herr Berthold ein. „Bin ich denn allwissend?!"

„Ei, ei, ei, das wohl nicht, nein, nein, allwissend seid Ihr

sicher nicht!“ sagte der Magister schmunzelnd. — „Aber weil wir gerad' so zufällig vom Wetter reden, ob sich sothanes Wetter bald wenden möcht' oder nicht, das könnte man gleichwohl wissen.“

„Sicher könnt' ich's wissen,“ fuhr Herr Berthold ihn an, „aber nit ich allein, sondern Herr Welser deßgleichen, und Ihr, wie jeder Andere sonst nicht minder, anders ich nur mein Wettermännlein hätt'! Wollt Euch's zur Stelle zeigen, damit das Gefrage ein Ende nähm', aber der Sarazin hat mir ja das Männlein geraubt!“

„Und ein zweites habt Ihr wohl nicht —?“ sagte der Magister, die Hände reibend und die grauen, stechenden Augen mit den buschigen Brauen in langsamer Kopfwendung nach rechts und links richtend. Er sah nirgends Etwas stehen. „Hm, hm, hm — der gelahrte Herr, auf den ich warte, läßt aber fast lange auf sich warten — ich will doch sehen, ob er nicht kömmt — wünsche vordersamst, nicht gestört zu haben.“

Er ging auf die Thüre zu.

„Sagt mir nur erst —!“ rief Herr Berthold und faßte seine Hand.

Der Magister Wilprecht aber riß sich blitzschnell los.

„Ich kann Nichts sagen —“ betheuerte er, die Hand unbemerkt am Wamse wischend. Der Handgriff schien ihm sehr verdächtig und unheildrohend zu sein.

„Aber mir sagt Ihr doch Näheres —“ bat Herr Welser, der sich erhoben hatte und nahte — „ich bitte Euch —“

„Kann nicht sein und weiß auch Nichts,“ entgegnete der Magister, mit einem Blick auf Berthold, der zornig im Zimmer auf- und abrannte. Dabei runzelte der Magister Wilprecht die Stirne sehr heftig und zuckte mit beiden Schultern äußerst verhängnißvoll. Nahm hierauf schnell einen Weihbrunn an der Thüre, netzte mit zwei Fingern Stirne und Brust und sagte: „Gelobt sei Jesus Christ!“

Dann machte er sich hinaus und lenkte rasch um die Ecke der Treppe.

Als er schon halb Wegs unten war, hielt ihn Jungfrau Barbara auf, der er in der Eile das rothe Wachslicht aus der Hand schlug, eh' er sie erkannte.

Es war ganz finster.

„Hilfe, Hilfe!" schrie der Magister, denn er glaubte, Herr Berthold stifte ihm Etwas an. Drauf polterte er, so schnell er konnte, hinab, und da er unten athemlos ankam und sich an mehren Orten rieb, wo er sich angestoßen hatte, so fühlte er über und durch seinen ganzen Leib ein starkes Gänsefieber ausgegossen. Auf der Stirne aber stand der kalte Todesschweiß.

Solche Angst hatte ihn überfallen.

„O!" sagte er unter den finsteren Bögen zu zwei anderen, alten Herren tretend — „O —! o —! Das scheint mir ein entsetzlicher Gesell zu sein —!"

Jungfrau Barbara war oben im Hause noch nicht ganz zu sich gekommen und saß auf der Treppe — als ein langer, magerer, aber fast knochenstarker Herr heraufkam, ein Wachslichtlein in der einen Hand und in der anderen den blanken Stoßdegen, den er vor sich hielt und nach links und rechts leicht hinbewegte, um sich schlagfertig zu zeigen.

„Wer sitzt da?" fragte er heftig. Es überlief ihn aber zugleich eiskalt, wie vorher den Magister Wilprecht. „Hinweg da!" Zugleich fuchtelte er gewaltig hinter sich und stürzte die Treppe hinauf. Als er oben war, wischte er den Schweiß von der Stirne und lauschte, ob Etwas die Treppe heraufkomme.

Es kam aber Nichts.

Denn Jungfrau Barbara stand unten, wie versteinert.

Er steckte die Waffe ein, klopfte heftig an Herrn Welser's Zimmer und trat ein.

„Der hochgelahrte Herr Magister Wilprecht," sagte er, sich verbeugend und herumschauend, „der hochgelahrte Magister Wilprecht ist nicht da — oder aber wieder fort —? Ich werde deßhalb so kühn sein und verweilen, bis er wieder eintreffen wird, sintemalen wir von etlichen Dingen zu verhandeln haben."

„Heraus mit der Sprache,“ rief Herr Berthold, „ich will einmal wissen, was das Alles bedeutet, das Rumoren und Gedräng' da unten, Euere wichtigen Gesichter und vertrakten Reden! Gilt's mir oder gilt's mir nicht?“

„Könnte wohl sein, daß es Euch gilt,“ entgegnete Jener. „Doch laßt uns von anderen, gleichgiltigen Dingen sprechen, allbis der Herr Wilprecht wieder kommt. Hm, es ist jetzt spät und noch so schwül, es war auch heute Tagüber eine wahrhaft große Hitze! Hm, hm, hm, es ist dieß in der That eine ungemein große Hitze gewesen, diese Hitze, heut' den ganzen Tag — meint Ihr wohl, junger Herr, daß diese Hitze noch lange so fortwähren wird?“

„Also kommt Ihr auch auf das Kapitel?!“ fuhr ihn Herr Berthold an. „Macht, daß Ihr Euch hinaustrollt, oder ich hau' und stech' drauf los! Glaubt Ihr, Berthold der Speirer läßt sich von Jedem narretheien, der dahereinkommt? Hinaus sag' ich, und schafft Ruh', sonst geht's meiner Seel' an Euerem Herzog aus, der mich so schlecht schützt. Der wird weiters keine Fäßlein Gold von Frankfurt empfangen!“

„Sondern ganz was Anderes und Schlimmeres!“ sagte Jener pfiffig.

„Schweigt und geht!“ rief Herr Berthold, „oder ich halt' Wort!“

„Um des Himmels willen, mäßigt Euch!“ flehte Herr Welser.

„Seid ruhig,“ fiel der lange, magere Herr in seinem pfefferbraunen Gewand ein, „er wird mir nicht so viel anhaben. Wißt Ihr wohl, Herr Berthold, wen Ihr die Ehre habt, vor Euch zu sehen? Ich bin meines gnädigen Herzogs wohledel, hochgelahrter, wohlweiser Syndicus, Antonius Egidius Osterreiter — und wohlgeschützt durch Amt, Ansehen, auch eigene Hand und Waffe, mehr die ganze Menge da unten! Versteht Ihr mich? Könnt mir auch sonst nicht an, weil ich mehr treffliche Amulette bei mir trag' und umgehängt hab'. Mach' also nicht viel Federlesens mit Euch, und so Ihr nicht von der Hitz' reden wollt, die Euch, wie Jeder allhier weiß, eine gar gleichgiltige Sach' und Angelegenheit ist, also will

ich Euch wohl gleich den rechten Ruck geben und Euch mit dem groben Kamm über den Kopf fahren! Denn zu wissen, ich bin nicht der Mann, so viel mit sich scherzen läßt und Kurzweil vertragt! Frag' also: Könnt Ihr läugnen, daß Ihr ein Wettermännlein habt, gehabt habt, oder — so Ihr das eine verloren habt durch Raub, List oder weiteren Anfall — frag' ich, ob Ihr nicht ein zweites habt? Oder aber, ob — so Ihr kein zweites habt — beider gar nicht bedürftig seid, sondern entweder ein solches jeder Zeit machen könnt, oder sonst so viel Gewalt habt, daß Ihr gar keines von Nöthen habt? Solches frag' ich Euch, des gnädigen Herzogs Johann wohledel, hochgelahrter, wohlweiser Syndicus, Antonius Egidius Osterreiter, auf daß Ihr gesteht und antwortet, man Euch ein Angebot machen könne — und Ihr weiters aus sonderlicher Gnade mit einiger wenigen, heilen Haut von dannen kommt!"

Das Getümmel auf dem Marktplatze wuchs während der Rede von Augenblick zu Augenblick.

Herr Berthold aber schnaubte den Syndicus an: „Was, so sprecht Ihr zu mir, Berthold dem Speirer? Wär' ich nicht in Herrn Welser's Haus, sondern in Frankfurt, so schlüg' ich Euch den Schädel entzwei und ließ Euch von meinen Roßknechten auf die Gass' werfen, Ihr Großmaul, Herr Egidius Osterreiter! Was glaubt Ihr denn, wieviel ein Mann, den die Fürsten und der Kaiser selber brauchen, auf einen hungerigen Syndicus gibt!"

„Ihr wagt es, mich zu beleidigen?" rief Herr Osterreiter und fuhr sich über die linke Seite des Kopfes, daß die Haare daselbst bergauf standen.

„Den Teufel kümmr' ich mich um Euere Wichtigkeit," gab Herr Berthold zurück, „fort, sag' ich, sonst stech' ich Euch nieder und will meinen Balg wohl theuer verkaufen. Auch ich laß keine Kurzweil mit mir treiben. Jeden, der da herein kommt und mir was anhaben will, renn' ich durch und durch! Habt Ihr's gehört? Jetzt sag' ich Euch nur dieß: Ja, ich hab' ein Wettermännlein gehabt, das hat mir der Sarazin geraubt. Weiters hab' ich keins,

kann auch keines machen! Hätt' ich's aber, so wollt' ich sagen, wann sich das Wetter etwan wenden möcht', und mehr um kein Haar! Das kann aber Jeder, und das hab' ich schon dem Magister Wilprecht gesagt!"

„Also habt Ihr's doch mit dem Wetter zu thun —" fiel Jener ein, „und seid nur ohnmächtig, wann Ihr das Männlein nicht besitzt. Aha! Deßhalb habt Ihr solch Geschrei um dasselbige gethan, fast mehr, denn um all Euer Gold! Hab' ich Euch jetzt?!"

„Den Teufel habt Ihr!" schrie Herr Berthold. „Ihr verdammter Wortverdreher, hinaus, sag' ich, sonst halt' ich Wort mit dem Schwert und hau' drein, trotz Euerer Amulett'!"

Er riß den Degen heraus.

Der Herr Syndicus aber deßgleichen. „Ha, die Amulette verachtet Ihr?!" rief er. „So steht's mit Euch! Ihr seid mir schon der Wahre! Ha, Ihr grundfalscher, verstelliger Sünder und Hauptzauberer! Jetzt horcht! Nicht lebendig kommt Ihr aus München, anders Ihr nit bis um die zwölfte Stund' regnen laßt!"

„Hinaus!" donnerte Herr Berthold und griff an.

Der Herr Syndicus parirte tüchtig, aber es flog ihm die Klinge aus der Hand. Er stürzte hinaus und schrie die Treppe hinabstürmend: „Galgen — Viertheilen, Verbrennen — ha, verfluchter Zauberer — Rabenfressen — Raben — die Raben sollen dich fressen!"

„Um's Himmelswillen, nur auf ein Wort, Herr Syndicus —!" rief eine Stimme.

Es war die Jungfrau Barbara.

Der Herr Syndicus sah und hörte Nichts und schoß vorüber. Im Augenblicke war er unten.

Herr Welser aber, im Haus oben, war wieder in den Stuhl gesunken und saß ganz perplex da. Denn er begann, selbst Verdacht gegen Herrn Berthold zu schöpfen, wo so viel Volk und auserlesene Gelehrte mit dem Beispiele vorausgingen.

„Gott sei mir gnädig!“ seufzte er ein über das andere Mal. „Herr Berthold, wenn Ihr Euch etwa doch mit böser Kunst abgäbt!“

„Werdet mir etwan auch noch toll!“ fuhr ihn Dieser an. „Soll denn der Herzog nicht helfen? Nun, wo ich ihn wieder treff', will ich ihm sagen, was das sei, daß er mich sonder Schutz läßt!“

Er schaute durch das Erkerfenster, ob sich Nichts zeige.

Kaum hatte ihn aber das Volk erblickt, als es ein grauenhaftes Geschrei erhob.

„Regen, Regen!“ hallte es in viel tausend Stimmen.

Dazu schwangen sie die Feuerbrände hoch in die Luft.

„Der helle Teufel ist in sie gefahren!“ rief der Berthold, „das hat mir der Sarazin zu Weg gebracht. Meiner Seel', dort gerade hinüber steht er und hetzt, der Räuber — halt — dort seh' ich was herüberkommen — lauter Gewappnete — das ist sicher der Herzog! So ist's recht, nun wird's bald aus einem andern Ton geh'n!“

„Gott geb' es —“ seufzte Herr Welser und legte das Antlitz auf die gefalteten Hände — „wenn er nur durch die Menge kommt!“

Es klopfte.

„Wer kommt da schon wieder?“ grollte Herr Berthold. „Her—rr—ein!“

Eintrat ernstfreundlich im Mönchsgewand ein großer, stattlicher, auch ein Weniges wohlbeleibter Mann. Der war kein Anderer, als der weitberühmte Barfüßer Pater Reimarus, des Herzogs Beichtiger.

„Dem Himmel Dank, daß Ihr hier zusprecht!“ seufzte Herr Welser sich erhebend. „Helft doch Ihr!“ Er ergriff die Rechte des Pater Reimarus mit beiden Händen.

„Da kann nur Gott helfen!“ sagte Der.

„Also Ihr glaubt nicht, daß ich böse Macht besitze?“ rief Herr Berthold.

„Das weiß auch nur Gott," versetzte Jener. „Viel spricht aber dafür, daß Ihr einige Macht besitzt. Denn Volkes Stimm' ist gar oft Gottes Stimm'. Will Euch gleichwohl nicht so hart nahen, wie etwan der hochgelahrte Herr Syndicus Osterreiter. Es geht vielmehr mein Bestreben nur dahinaus, als daß, anders Ihr solche Macht in wirklicher Weise besitzt, Gott Euch erleuchte, Eueren Trotz in Milde verwandle und Euch geneigt mache, des Volkes Willen zu vollführen. Als da ist: daß sothaner Regen eintreffe. Denn so Ihr Regen und Segen bringt, wird sich Euere Angelegenheit schlichten lassen. Anders aber könntet Ihr in Euerem Trotz des Todes versterben müssen und in die ewige Verderbniß ohne Buße hinunterstürzen. Sag' ich so: Rechts ist der Himmel und links hier ist die Hölle. Was wollt Ihr Euch dann der Lüge ergeben, die zur Hölle führt, statt daß Ihr die Wahrheit bekennt und übt, auf daß Ihr den Himmel gewinnt? Seht, ich war nicht dabei. Aber viel' ehrbare Bürger und andere Menschen sagen aus, Ihr hättet Euch im Schlößlein in der Isar-Au gemeldet und ließt auf das Wort des Sarazin und auf das Anrufen des Wettermännleins hin Wetterleuchten. Wer nun das Eine kann, vermag etwan leicht das Andere auch. Also benehmt Euch mit Euerer Kunst — ich will Euch dann wohl vertheidigen und von bösem Vergreifen an Euch und Herrn Welser's Haus abrathen. Bring's auch zu Wegen, weil ich gutes Ansehen beim Volke hab' und will ihm auseinandersetzen, wie und was; auch daß Ihr Euch durch einen anderen Zauberspruch wieder rächen könntet, wenn Euch ein Leid's geschäh. Seht also ganz wohl meine gute Absicht, zumal Ihr in des Herzogs Schutz seid und einen grauen Vater daheim habt. Seid dafür mit Euch schnell zu Rath, wie Ihr's anstellt, daß es zum Vortheil ausfalle! Seid nit länger verschlossen, leugnerisch und bockbeinig — und macht, daß derjenige Regen ankommt — mit anderen Worten, laßt ab von böser Gegenabsicht und teuflischem Hinderniß, dann trifft Alles von selbst ein. Mehr wird nicht verlangt!"

„Aber wenn ich's nicht vermag!" rief Herr Berthold. „Wie

soll ich denn da ablassen — und von was? Ich wollt' Euch meiner Seel' regnen lassen, so's nur von meinem Willen abhing'."

„Wer Euch hört, oder besser gesagt, sieht — möcht's etwan glauben. Hm! So ist die Sache!" sagte der Pater Reimarus. „Ich versteh' Euch nun ganz und gar. Ich seh', daß Ihr zwar im Besitze der Kunst, aber sonst etwan von gutem Gemüth und ein rechtschaffener Christ seid — nur daß Euch eine Lust nach Zauberei angethan ist. Seid Ihr aber Augenblicks auf Irrwegen, so könnt Ihr wieder besser werden. Will Euch demnach mehr geistliche Hilf' geben, daß Ihr bessere Kraft gewinnt. Soll's nit wohl thun — will Euch aber den Segen geben und wohlthätige Worte dazu sprechen —"

„Das heißt, Ihr wollt mir den Teufel austreiben?!" rief Herr Berthold und sprang weg.

Der Pater Reimarus ließ sich aber nicht irre machen. Er folgte ihm langsam überall bis zum Erker hin und sprach etliche lateinische Worte. Zuletzt hob er die rechte Hand empor und schlug mehrfache Kreuze über Herrn Berthold.

Das sah man vom Platze gar wohl, und schauriges Jauchzen scholl herauf.

Herr Berthold wollte entwischen, der Pater Reimarus aber faßte ihn mit mächtiger Faust an der Brust, so daß Herr Berthold das Fenster vor sich hatte, der Pater Reimarus aber den Rücken, schüttelte ihn gewaltig und rief mit mächtiger Stimme: „Komm heraus, böser Geist, fahr' aus!"

Herr Berthold ließ Alles geschehen. Denn gegen die Faust des Pater Reimarus vermochte er Nichts. Auch sah er plötzlich Etwas, darob er allen Widerstand vergaß.

„Alle Heilige!" rief er plötzlich.

„Ist's an Dem?" donnerte der Pater. „Läßt der Widerstand nach?"

„Er läßt schon nach!" lallte Herr Berthold. „Ich glaub', wenn ein böser Geist in mir war, so ist er sicher hinausgefahren. Und wüßt' ich nicht zu gewiß und sicher, daß ich Nichts vermag,

so möcht' ich's jetzt selber glauben. Oder soll wirklich — es ist doch wunderbar —!" Dabei heftete er die Augen fest zum Himmel.

„Was sollt Ihr wirklich —?" ließ der Pater mit drohender Stimme ergehen. „Wollt Ihr Eueren Willen beugen?"

„Ja, ich will!" rief Herr Berthold. „Laßt mich doch nur los! Kommt's, wie und woher, mir gleich — es soll regnen —! Ich aber hatte Nichts mit dem Teufel gemein!"

„Gloria in excelsis!" rief der Pater. „Das glaubt Ihr nur! Die Nachricht will ich sogleich bringen. O Stunde des Glücks, o Triumph!"

Er eilte hinaus.

Da der Pater fast auf den letzten Stufen war, stand Jungfrau Barbara da, die wieder brennende, rothe Wachskerze auf dem Geländerpfosten, und rief, dabei sie die Hände rang: „Herr Pater, rettet den unglückseligen, jungen Herrn!"

„Er wird gerettet, wenn er Wort hält, tugendsame Jungfrau!" sagte ihr der Pater Reimarus freudeglühend und schier athemlos.

„Ist es möglich!" rief Jungfrau Barbara.

„Ich hab' die beste Hoffnung, laßt mich nur hinab!" entgegnete Jener in ungeduldigster Hast.

„Nicht ohne daß ich Euch die Hand geküßt!" war die Entgegnung der Barbara.

Zugleich ergriff sie seine Rechte mit Heftigkeit. Der Pater Reimarus kam dadurch aus dem Gleichgewichte, glitt von der letzten Staffel und wäre sicher rettungslos hingestürzt. Aber Jungfrau Barbara fing ihn mit beiden Armen auf. Voll Schrecken über die ungewohnte Gefahr, so seiner Sittenreinheit drohte, riß er sich los — und draus war er unter den finsteren Bögen.

Jungfrau Barbara aber eilte die Treppe hinauf. Sie konnte nicht mehr anders, sie mußte in Herrn Berthold's Nähe sein.

Zaghaft trat sie ein, auf einen bösen Empfang gefaßt.

Herr Berthold aber bemerkte sie nicht. Denn während das Geschrei und Getös unten wuchs, starrten seine Augen noch immer zum Himmel, stets fester und fester.

„Am Ende kann ich's dennoch und weiß es selbst nicht!" rief er plötzlich lachend. „Komm Regen, komm Regen! Ha ha, wie das fliegt und treibt — ja schreit und tobt nur zu da unten! Ha ha ha, seht Ihr, Herr Welser?"

Herr Welser nahte zitternd und sah ihm über die Schulter.

Jungfrau Barbara aber lag hinterm Ofen auf den Knieen.

Kaum hatte Herr Welser einen Blick über Berthold weggethan, als er vor Schrecken zurückfuhr, mit dem linken Fuß über den rechten schlug und sich mit beiden Händen am Lehnstuhle hielt. —

„Gott sei bei uns — e — e — er kann do — doch da — das Wetter machen!" Bebend machte er sich zur Jungfrau Barbara und zog sie noch mehr zurück.

„Schaut nicht hin um — um Himmels willen!" lallte er. Zugleich stellte er sich neben sie an den Ofen.

Über der Weinstraße aber, nicht gar zu hoch in den Lüften, schwamm es mittlerweile langsam daher in dunklen, dichten Wolken — und immer dunkler und dichter schwoll und thürmte sich's an, ein starker Luftzug kam herüber und weither von unseres Herren Thor tanzten und wirbelten die Staubwellen, wie neckische Gespenster.

Das war's, was Herr Berthold mit freudigem Staunen und Herr Welser voll Schauder gesehen.

Unten auf dem Marktplatze hatte von all' den Tausenden noch Keiner Etwas bemerkt. Wahn oder Wuth ließ sie die Blicke nicht vom Erkerhause wenden. Des Paters Reimarus Bericht lief von Mund zu Mund, und Alle schaarten jetzt ihre Stimme zum grauenvoll drohenden Geschrei.

„Regen, Regen, laß regnen!" stürmte es.

Dazu fuhren die Feuerbrände durcheinander, das sah aus, wechselnd in Lichtern und schwarzen Gestalten, als ob die ganze

höllische Sippe los wäre — Lucifer selber in der Mitte — in blutrothem Gewand, auf einem Faß stehend und zur Wuth aneifernd!

Das war aber der Herr Junker Sarazin.

Da Herr Berthold meinte, es käme der Herzog mit Gewappneten aus der Burggasse herüber, war's wohl so gewesen. Der hatte Sarazin's wiederholte Befreiung vernommen, alle Unterredung abgebrochen und wollte Herrn Berthold mit seinem Machtwort zu Hilfe kommen. Wer aber mit guten und gebietenden Worten nicht durchdringen konnte, das war der hohe Herr. Da er nun des Volkes Toben sah und alle Vernunft zu Ende, auch den Sarazin erkannte, wie Der hetzte — da ließ er das Warnzeichen blasen, gab seinem Rappen den Sporen und ritt gemach mit den Reisigen zwischen die Menge, daß sie lärmend auseinander stob und sich an die Häuser drückte. Die Wuth stieg aber so viel mehr, und weit vorne an Herrn Welser's Haus sah Herzog Johannes schon Feuerbrände in die finsteren Bögen fliegen, dazu die Menschen drängen, die unaufhörlich und tausendfach brüllten: „Laß regnen, verfluchter Wettermacher — verbrennt ihn — zündet das Haus an — regnen!“

„Heiliger Gott, er ist verloren!“ rief Herzog Johannes. „Zug scharf angeschlossen — durch!“

Rascher ging's durch die Menge.

In demselben Augenblicke ward das Fenster im Erker geöffnet und Herr Berthold rief und wehte mit einem weißen Tuch auf die Menge hinab.

Zugleich fielen leichte Tropfen vom Himmel. Über dem ganzen Marktplatz hing es schon in finsteren Wolken.

„Der Regen kommt!“ jauchzte es aus abertausend Kehlen. „Er kann's, er kann's! Nieder mit ihm, nieder mit dem Wettermacher?“

Der Pater Reimarus hatte gut mit beiden Armen in die Luft fechten und flehen. Das half Nichts. Wie Meereswogen drängt' und wogte es auf das Erkerhaus zu. Wenige Minuten, so konnt's in Flammen stehen und ganz München niederbrennen. Der Wind ging heftig — —

Da fuhr ein ungeheuerer Blitz über den Himmel und einen grauenvollen Donnerschlag that's dazu, als ob zehn Wetter zugleich losbrächen — daß die wüthende Menge zurückbebte. Gleich drauf fiel der Regen dichter und der Wind blies heftiger in die Brände, daß die Funken prasselnd in die Gesichter fuhren. In neuer Wuth raffte sich die Menge auf. Da blitzte es wieder. In ganzen Flammenknäueln jagte es ab und auf und in die Länge, und der Donner folgte, das polterte, als wollt' es die ganze Stadt zermalmen. Drauf kam der Regen heftiger und heftiger — rasch war's, als ob der ganze Himmel in Finsterniß einsinken wolle — schon strömte der Regen, daß alle Fackeln und Feuerbrände erlöschten — noch einen Donnerschlag that es — dann urplötzlich war's, als ob's in einem Riß über die ganze Luft ginge, und jetzt schüttet' und fluthete es herab, daß Alles zu ertrinken wähnte!

Das war ein rechter Wolkenbruch.

Nun sollt' Einer das Gewühl und Gedränge des Volkes, das Rennen, Stoßen, Laufen und Durcheinanderirren gesehen und das Schmähen, Klagen und Gelächter gehört haben. Es war eine arge Flucht. Viele Hunderte verloren da die Mäntel, Schlapphüte oder Barette, und die Weiber riefen ganz jämmerlich, wo ihnen die Schürzen vom Leib gerissen wurden oder die Hauben von den zerrauften Häuptern.

Begreift wohl Jeder, daß da Stand und Ansehen nichts mehr galt.

Also ward der ehrwürdige Pater Reimarus schier halb todt gedrückt, den Magister Wilprecht mit seinem Bäuchlein preßten sie dergestalt an die Erkermauer, daß er für kurze Zeit flach ward wie ein Brett, und den hochgelahrten Antonius Egidius Osterreiter hatte der starke Toni im Gewühl zu Boden geschleudert, daß an die fünfzig über ihn wegrannten und ihm sicher alle Knochen zertreten hätten, wären sie nicht so groß und stark gewesen. Zudem stand das Wasser so hoch, daß ihm's schon etliche Minuten hart zusetzte, und er fast ertrunken wäre.

Der Junker Sarazin und seine Gesellen waren auch nicht ohne blaue Flecke davon gekommen, und sonderlich ward dem Ersteren ein großes Mißgeschick zu Theil. Denn da er vom Faß springen wollte, auf dem er gestanden, ward das im Getümmel umgeworfen, und der Junker hin und wieder geschoben, bis er im Faß war, worin er schrecklich tobte und fluchte, bis es Platz gab, und er wieder herauskam.

Der Herzog aber ritt, so schnell es ging, an Herrn Welser's Haus, sprang vom Rappen, befahl seinem Zuge, sich aufzuschaaren und eilte zu Herrn Welser und Berthold hinauf. Der Erste war ganz glücklich, den hohen Herren bei sich zu sehen.

„Alle Wetter!" sagte Herzog Johannes — das Wasser strömte nur so von ihm herab — „Ihr gefallt mir wohl, Herr Berthold!"

„Und mir, Herr Herzog, gefallen Euere Münchner!" entgegnete Herr Berthold. „Wär's auf Euch angekommen, hätten sie mich jetzt schon zu Staub und Asche verbrannt! Dank schön. Ich zieh' noch heut Nacht davon!"

„Jetzt ist der Sturm vorbei!" sagte der Herzog. „Die Besinnung ist sicher bald zurückgekehrt, und habt Nichts mehr zu fürchten."

„Wer's glaubt!" rief Herr Berthold. „Die wären ja wohl von dem Schlage, daß sie Einen in Ruh' ließen, so sie einmal anfangen! Jetzt ist der Regen da. Wann's zwo Tage zu naß bleibt, kämen sie etwa wieder angerückt mit Geschrei und Feuer und möchten dann etwa, ich sollte ihnen wieder trocken's Wetter machen!"

„Ei, ei —" sagte der Herzog, „macht's nur nicht gar zu arg —! Aber ich kann Euch nit Unrecht geben, so's Euch nimmer geheuer ist hie zu Stadt und Land. Thut also, was Euch gut dünkt, und will Euch, so viel an mir ist, Genugthuung schaffen. Denn ich denk', Ihr seid unschuldig, der Himmel hat Euch geholfen — und die ganze Angelegenheit schreibt sich vom Sarazin her, der Euch haßt!"

„Hoff' wohl, daß Ihr mich nicht auch für einen Wettermacher haltet!" sagte Herr Berthold. „Hätt's gleichwohl schier selber geglaubt, denn die Sach' traf ganz wundersam zu. Wollt Ihr mir Genugthuung geben für die sauere Angelegenheit, so nehmt den Gesellen, den Sarazin, wieder gefangen und werft ihn in den Thurm, wo er am Tiefsten ist!"

„Das soll ihm wohl blüh'n," entgegnete Herzog Johannes. „Wie gesagt, Euer Geld sollt Ihr haben, von all' seinem Gehöft — und seine Hunde, Vögel, Bär' und was sonst da ist, Alles haftet. Was aber fehlt, will ich Euch ersetzen. Mehr kann ich wohl nicht thun. Jetzt bittet Euch eine Gunst aus!"

„Die nehm' ich an!" war Herrn Berthold's Antwort. „Gebt mir auf der Stelle sicheres Geleit — was ich hab', ist in kurzer Frist auf dem Wägelein. He da, aufgepackt, aufgepackt!" rief er, die Thüre öffnend, den Dienern zu, welche draußen harrten. „Weiters aber verlang' ich eine andere Gunst. Ich schreib' da Etwas auf, das laßt Ihr morgen auf öffentlichem Markte beim Brunnen dort drüben anschlagen oder sonst verkünden. In der Urkund' warn' ich sie vor dem verdammten Junker Sarazin, wo er etwan doch davon käm' oder wieder einer Zeit ausbräch'."

„Das thut immerhin!" sprach der Herzog Johannes. „Ihr, Welser, mögt mir etwan mit etzlichem Gewand aushelfen, bis von der Burg Hilfe kommt — oder, was thut's, kann's wohl ertragen, bis ich heimkomm' — schreibt nur zu, Herr Berthold."

„Schreib' schon!" warf Herr Berthold hin und setzte sich.

Der Herzog wandte plötzlich das Gesicht und sagte: „Ich weiß nicht, mir ist's, als hört' ich Jemand weinen. Dort hinterm Ofen muß es sein — wer ist denn die Frauensperson, Welser?"

„Ist etwan Die auch da?" rief Herr Berthold. „Das ist die alte Barbara, dem Herrn Welser seine Bas'" — dazu stampfte er mit dem Fuß. „Nicht einmal zu guter Letzt laßt sie mir Ruh'! Kreuz, Blitz, da haben wir den Klecks!" Er stieß

die Feder auf dem Tisch zusammen und nahm eine andere, dazu ein frisches Blatt Pergament. — „Herr Herzog, was mir diese gottselige Person zu schaffen gemacht hat, soll gar kein Mensch glauben!“

„Wie kann das sein?“ fragte Herzog Johannes.

„Weil sie in mich verliebt ist!“ rief Herr Berthold.

Wer ganz bestürzt und das thränenreiche, ehrwürdige Antlitz verhüllend, unter mehrfacher Bückung vor Herzog Johannes, das Zimmer verließ, war Jungfrau Barbara —

Nach einiger Zeit ritt Herzog Johannes in die Burg zurück. Er hatte Herrn Welser viel getröstet. Derselbe war aber noch lange Zeit wie gerädert. So hatte ihn der Schrecken gepackt.

Eine halbe Stunde später trabte Herr Berthold der Speirer mit gutem Geleit vom Erkerhause der Rosengasse fort.

Als er Herrn Welser am Erkerfenster herabgrüßen sah, sandte er ihm auch einen Gruß hinauf und rief: „Ihr seid an Nichts schuld, kommt bald nach Frankfurt, da soll's Euch schon besser ergehen, als mir bei Euch!“

Als er aber bald darauf die Jungfrau Barbara erblickte, die ihm neben Herrn Welser mit ihrem weißen Schnupftuche nachwehte, so gab er blitzschnell seinem Apfelschimmel den Sporen, und rief, mit dem linken Arm hinter sich abwehrend: „Weg da — weg, sag' ich!“

Dazu galoppirte er davon.

„O der Grausame!“ seufzte Jungfrau Barbara. „Nicht einmal verehren darf ich ihn!“ Dabei sank sie in die Ecke des Erkers.

10.

Des anderen Tages trat der Stadtblaser, Balthasar Unigel, mit einer langen Posaun' mitten auf den Marktplatz und blies in sein Instrumentum hinein, so stark er konnte. Daneben stand der Stadt-Ausrufer mit der langen, rothen Feder auf dem Flachfilz.

In der Brusttasche steckten ihm zwo Blätter Papier. Als genug Volk herbeigekommen war, nahm der Ausrufer die Papiere heraus und rief: „Allen kund und zu wissen, daß Herr Berthold der Speirer zur Zeit von München ab und hinweg ist. Selbig Dieß aber hat er zur Verkündigung hinterlassen, wie da folgt:

„Gruß zuvor vnd wünsch' Jedermänniglich glück, so zu München einreit' vnd mit heiler haut davon kommt!"

„Ich aber, Berthold der Speirer, bin von dannen, was manchem rumorer vnd Anfeinder zewider sein möcht'. Zumeist dem junkher Sarazin, sint er mich nimmer verfolgen und berauben kann! Nun sag' ich euch: vor dem Schelm hütet euch, ob er etwan auch in vängniß sitzt. Habt wohl erfahrn, wie Ir mit hohn vnd gelächter auseinander gerennt, weil Ir euch von ime hetzen lißt. Ir seid wol fast thöricht gewesen, daß Ihr ime befreitet, drumb seid demnächst klüger und laßt ine nit mehr heraus, da er etwan wieder in guter Haft säß'. Wo aber das doch nit wär', so strebt wohlauf vnd darnach. Fahndet auf ihn vnd rächt euch vnd mich, den Ir schwer beleidigt habt. Denn so er frei entkäm', kömmt vnheils genug über euch!! Das sagt euch Berthold der Speirer!"

Da dieß gelesen war, entstand ein großes Gerede — in den letzten Worten vom Unheil sahen Alle starke Drohung Herrn Berthold's und beschlossen, den Junker Sarazin wieder einzufangen.

Darauf stieß der Stadtblaser wieder mächtig in die Posaune, der Ausrufer aber rief:

„Halt Ihr Bürger und Herrn und pflegt keine Müh'! Der Sarazin ist nicht mehr da, hat eine Urkund' hinterlassen, und hie steht:

„Ich, junkher Sarazin, groß an tapferkeit, reich an feiner sitt' vnd vil anderer Tugend, daß ich hochmüthig wär', wollt' ich ein meldung thun. Ich, derselbige Sarazin, bin vordersamst aus der lobsamben statt vnd weiter von dannen zogen, als weil hierorts nichts mer zu gewinnen ist. Mach' mich sofort vnd demnach

in ain andere Gegend oder landschaft, wo mein redlicher will' vnd verstand gut' früchte zieh'n mag. Ir aber mögt schauen, wo Ir dasjenige geld gewinnt, so euch von mir je versprochen wurd. Wart Ir traun recht ausgebrannt in eweren köpfn, daß Ir mich befreitet dem herrn berthold zun Trutz, weil ich mein Seel' nicht glaub', daß derselbige Speirer das wetter machen künnt'. Wann Ir nun meint, ich sei verloren, weil mir der Herr Johannes die hand legt auf mein gehöft in der Isar-Au, so ist dem weiters nit so, weil's noch vil guete Leut' gibt an anderen orten. Da mag dann bald wieder wo ain anderes Schlößlein stan, drin ich ain lustig leben führ' mit meinen Gesellen und Fründen, ehvor ich ganz in daßelbige kloster zu Donauwörth geh' vnd mich in das geistliche zurückzieh'. Somit fein Valet vnd gruß an alle, vnd söllen sparn, auf daß da was zu fahen ist, wann ein Anderer sich einfind't meines Schlags — wer weiß wann.

Sarazin, Ritter."

Was da Geschrei, Wuth und Gelächter losbrach, braucht nicht weiter gesagt zu werden. Aber, was das Wettermachen betraf, wollt' Keiner Urtheil und Meinung wagen.

Die Mehren sagten: „Der Junker ist fort und in Freiheit — wenn nur der Herr Berthold nicht Wort halt' —!" und die alte Sara am Radlsteg wollt' auch nichts Anderes wissen, als daß die Angelegenheit noch nicht im Reinen sei, vielmehr noch Arges bevorstünd'.

11.

Acht Tage drauf aber, Sonntags Nachmittag um die Vesperzeit, da kam's rabenschwarz — und hart daneben weißgelb wie Schwefel, und wieder wolkenweit roth wie Kupfer, daher gezogen am Himmel. Da war sichtlich Hagel im Anzug.

Aus Kirch', Zechstub' und vom Marktplatz weg rannte Alles in die Häuser, um die Fenster auszuheben. Es war aber keine Zeit mehr, so schnell ging's oben los.

Ein entsetzlicher Blitz und Donnerschlag dazu, wie dazumal vor dem Wolkenbruch — und der Hagel fuhr herunter in schiefer Schneide über München, wie's seit Menschengedenken nicht geschehen war. Das braust' und raste herab und jagte mit Steinen, groß wie die Eier, daß kaum ein Fenster ganz blieb zu München, so weit die Wetterseite ging. Die Kamine schlug es nieder, krümmte die Wetterhähne — und von Menschen kamen viele zu Schaden. Sonderlich, Die an Herrn Welser's Haus getobt hatten. Den Toni, der gerade mit seiner Liebsten aus der Rosengass' kam, hätt's beinahe von rückwärts todtgeworfen — jetzt wird Jeder wohl schon merken, was damit gemeint war. — An Herrn Welser's Haus fuhren die Schloßen haarscharf vorüber, in der Jungfrau Barbara's Gemach aber sausten doch etliche Schloßen hinein. Dagegen waren in des Herzogs Burg viele Fenster in Stücken.

Wen's aber recht hart getroffen hatte, das war der Magister Wilprecht und der Herr Syndicus, Antonius Egidius Osterreiter. Die konnten nicht mehr nach Haus kommen, und schlug sie der Hagel so her und auf die wohlweisen Rücken, daß sie mehr' Tage im Bett liegen mußten — und was das Wunderbarste war — der Pater Reimarus ging auch nicht ganz leer aus, obschon er daheim war. Just wollte er die Fenster schützen, als ihm eine groß-mächtige Schloße auf die Hand fiel, daß er laut aufrief und schier eine Woche lang die Hand im Bund tragen mußte.

Das war Alles schon sehr bedenklich und traf mit Dem überein, was man von Herrn Berthold glaubte.

Jedweder und der letzte Zweifel aber schwand, als das Volk schaarenweise zum Isarthor hinaus gen das Schlößlein des Herrn Sarazin zog und es in Augenschein nahm.

Da war Alles zu Trümmern geschlagen, zerquetscht, zerarbeitet und in den Boden hineingedrückt, was nur früher an Früchten, Blum', Bäum' und Stauden, Zäunen und Lauben vorgefunden ward. Dazu war der ganze Dachstuhl zerrissen und halb herab-geschleudert, die Mauer hatte überall Riße, das Pförtlein und alle Fenster waren vernichtet, und was Lebendiges da gewesen,

als Hunde, Bär', Vögel, Rehe, Füchse und Steinadler, das war Alles mausetodt geschlagen, ja selbst die Hirschgeweihe lagen in Stücken umher, und war nicht eines mehr an den zerstoßenen Wänden — —

Da war also bester Beweis, daß Herr Berthold am Sarazin gerächt und seine Drohung an der Stadt erfüllt ward, sint der Sarazin mit der Freiheit davon gekommen.

Ob Herzog Johannes und der Welser nach solch scharfem Fingerzeige noch zweifeln konnten, daß Herr Berthold ein Wettermacher gewesen sei — mag Jeder für sich bedenken.

Eines spricht zu Meist dagegen, das ist: Es ging ihm weiters ganz gut und seiner Zeit starb er auch christlich. Also scheint's, er sei etwan doch keiner gewesen, oder hab' sich gebessert und Gott ihm verziehen — — —

Vom Sarazin aber traf seiner Zeit schreckliche Kunde ein. Die lautete so. In seinen Freveln kam er stets weiter und weiter, und an mehr Orten glückt' es ihm, wie zu München — hielt es aber noch weit toller.

Zuletzt war er im Sächsischen, zu Halle.

Dort saß er einst wieder an einem heißen Sommerabend unter wildwindflüchtigen Gesellen und zechte, lärmte und höhnte auf alle Welt, und was Heiliges sie ehrt und liebt.

Mittlerweil' er da weit ausholte und alle seine ärgsten Streiche erzählte, stieg ein Gewitter herauf, und just, wann er ein recht frevelhaftes Stücklein zum Besten gab, blitzte es etliche Male.

Das gefiel ihm ungemein gut.

Drüber kam er auf München, Herrn Berthold und das Wettermännlein — das trug er stets bei sich — zeigte es herum und verkündete mit Spott, wie's damit ergangen sei. Drauf hielt er eine Rede, weit ärger und lästerlicher, denn die zu München im Schlößlein auf der Isar=Au, und da ihn die Anderen vor zu großem Frevel warnten, ward er stets übermüthiger, sprach dem Humpen stets mehr zu und brach von Zeit zu Zeit in eine Fluth

von Spott und Scheltworten aus. Dabei nannte er sie Alle rings Thoren und Memmen und behauptete: Alles geh' ihm gut aus, demnach sei sein Leben Gott gefällig — wo's anders einen gäbe.

Über den schaudervollen Frevel fuhren Die ringsumher auf und bekreuzten sich. Der Junker aber brach in ein Spottgelächter aus, nahm das Wettermännlein zur Hand, sprang auf den Tisch, daß alle Humpen hinabpolterten, und jauchzte in seinem Höllentaumel zum Gewitter hinauf.

„Heisa! Ist so froh das junge Leben,
Und soll zu weinen anheben?
He, ho, ha, heisa!
Will nit zittern,
Vor Höll' und Himmel nit beben!"

Gleich drauf zuckt's in einem Blitz auf. „Laßt ab!" riefen die Genossen wie aus einem Mund und wichen in Grauen weit zurück bis auf ihrer Zwo, die waren die Verwegensten.

Drob jauchzt' Herr Sarazin laut auf, riß den Stoßdegen heraus, mit dem fuchtelte er in die Luft, schwang das Wettermännlein, gab ihm einen Schlag und rief mit trunkener Stimme:

„Ihr Narren! Hoi heisa ist mir wohl! Thust dein Käpplein 'runter? Setz' auf, wann's einen Gott gibt — laß blitzen!"

Es rollte und grollte in den schwarzen Wolken.

„Wird's was?" rief Herr Sarazin. „Seht Ihr, was Memm' und Thoren Ihr seid! Ha ha, her da, ein Blitz auf mich — ich fang' ihn mit dem Degen auf!"

Über den Frevel entsetzten sich Alle, stürzten auf ihn zu und befahlen ihm, abzulassen, daß Gott sein Lästermaul nicht strafe. Er tobt' und höhnte aber vom Tische herab, daß Sämmtliche in höchsten Unmuth geriethen und ihn herabrissen. Da zuckte er mit dem Degen auf — und drang auf die Nächsten ein. Die zogen deßgleichen. Wildes Geschrei und Getümmel erhob sich. Aller

Sinn war gänzlich verwirrt und wie von höherer Gewalt getrieben.

Stets heftiger tobte der Kampf.

In dem rannte er Zweien die Wehr' durch den Leib. Die waren die zwo argen Gesellen.

Einem Dritten sollt's auch blühen.

Der jagte ihm aber die Wehre aus der Faust und seine eigene in die Brust, daß er röchelnd zusammenstürzte.

Das war Junker Sarazin's Ende.

Gott sei seiner Seele gnädig!

II.

Thürmers Töchterlein.

1.

„Also Ihr wollt mich nicht erhören, grausame Maid, und all' meine Verzweiflung soll mir Nichts fruchten —?"

„Da schaut doch den zudringlichen Gesellen," spottete man ihm entgegen, „geht Euere Wege, wenn Ihr so wild thut, gleich geht jetzt, sag' ich Euch, d' Lieb' bricht man nicht so über's Knie ab!"

„Also ist's wahrhaftiger Ernst?" klagte der Verschmähte. „Wohlan denn, jetzt geb' ich Euch alle guten Rathschläg' zurück und wend' mich wieder zu Würfel, Kart' und Gezech'! Und zwiefach wilder wird's Leben, denn ehvor. Dran seid dann Ihr schuld! Wartet nur, der arme Kreuzer Heinrich bringt Euch noch genug Reu' in's Herz! B'hüt Euch Gott, Ihr schöne, Ihr böse, hartherzige Dirn'!"

Noch ein Blick der heißesten Liebe, dann, wie unmuthig über sich selbst, stampfte der Bursche den Boden und eilte fort.

Ihm nach sah die grausame Schöne, schelmisch lächelnd.

„Hab' ich ihn nicht zu streng angelassen?" flüsterte sie dann vor sich hin. „Am Ende kömmt er nicht wieder?!" — Ihre Stirne umwölkte sich; doch nur für einen Augenblick, und süß trotzig schäckerte die Maid nach: „Gerad' recht ist ihm geschehen, dem kecken Burschen, der sich nicht um die Lieb' plagen will! Ei da macht es der Herr am Raththurmfenster schon anders! Der thät weiter nicht wenig fein mit dem Kopfe nicken, die ehrerbietigsten Grüße laßt er herunterwandern — und die Reverenz alle Zeit, daß er mit der Nas' auf's Gesims kömmt, o heiliger Onuphri! Und gestern hat er mir gar einen Kuß zug'worfen — bei Dem geh' in d' Lehr, du abscheulicher Gesell mit deinen glanzenden Augen und

deinem 'kraus'ten Haar, deinem schwarzen! Geh' nur zu, ich brauch' dich nicht!" Flüchtig sah sie nach der Ecke, um welche Heinrich eben bog — die Wangen der Jungfrau waren dabei wie im Blitz aufgeglüht. —

„Und nicht einmal um schaut er!" sagte sie holdzornig. „Jetzt schaut mir nur den bissigen, groben Bub'n an!"

Rasch wandte sie sich.

Das Alles geschah an Sanct Onuphri Haus, nächst dem Raththurme zu München im Wonnemonate, da man zählte 1632 und es im deutschen Reich grausam drunter und drüber ging ob verschiedener Meinung und wohl auch irdischem Gewinn.

Darüber hätten sie aber wohl nicht gestritten, ob es weit und breit eine schönere Jungfrau gäbe, als Hinneriz, des Thürmers zu Sanct Peter, Töchterlein, Elsbeth, die seit etlichen Wochen Morgens mit Erbsen, Bohnen, Blumen und so mehr unter Sanct Onuphri gelobter Gestalt zu Markt saß. Der konnte Keiner was nachsagen, aber angeschaut hätte sie Jeder gerne stundenlang, denn die Rosenflur ihrer Wangen und der Schalk in den kastanienbraunen Augen erlustigten alt' und junge Herzen, und wenn sie muthwillig die Bohnen und Erbsen oder Blumen schalt, falls lange keine Hausfrau oder Dirne zu Kauf und Verschleiß kam, so hätt' Einer auch seine Lebzeit keine schönere Melodie verlangt, als den Schmelz ihrer Stimme. Deßhalb gingen die Rathsherren gern an Elsbeth vorüber, blieben auch gelegentlich, wie im Streit begriffen, stehen, um hinüber zu blinzen, der Zeit der Muthigste sich ein Maibüschlein oder eine Rose kaufte. Aber auch die anderen Bürger und Herren hatten offene Augen, und machte sich gar Mancher weiß, es sei der nächste Weg zum Sendlingerthore, wenn er thalwärts an Sanct Onuphrius vorbeischritt — mußt' er dann gleichwohl um die halbe Stadt gehen, um an sein Ziel zu gelangen.

Die Verliebtesten waren freilich der Kreuzer Heinrich — und der ältere, ihr sonst unbekannte Herr am Raththurmfenster. Aber was die Bescheidenheit des Letzteren betraf, war Elsbeth im Irrthum, denn da lag was Anderes zu Grund.

Eines inneren Rathes Actuario, Herrn Hieronymo Wurzel stand nämlich ein entsetzliches Liebeshinderniß im Wege, und dieß war kein anderes, als die Donnerwetter gebärende Ehe mit der Frau Sibille, durch die er sein Amt erworben, und leichter hätte er unternommen, etwelche Lindwürmer zu bekämpfen, als vor seine Ehehälfte zu treten mit schuldbeladenem Gewissen.

Doch gerade an diesem Tage war seine Geduld zu Ende. Denn Elsbeth hatte gar zu freundlich heraufgelächelt, seine Frau ihm hingegen verboten, künftig mehr in die Bürgertrinkstube am Fischbrunnen zu gehen, wo er sich in letzter Zeit durch seinen Geifer gegen Gustav Adolph als einen äußerst muthigen Mann erwiesen hatte, wenn er auch zu Hause unter dem Pantoffel seufzte.

Eben war Heinrich von Elsbeth geschieden, als Herr Hieronymus vom Schreibtisch aufsprang und die Feder hinschleuderte. Lange konnte er keine Worte finden, so große Wuth hatte ihn ergriffen; dafür trommelte er aber auf dem Tische, dann auf dem nächststehenden Kasten herum, fuhr sich in die Haare und schlug sich mehrmals heftig vor die Stirne.

Endlich brach das Gewitter los.

„Ha!“ rief er. „Mir das, der ich meinem Verstande gemäß Bürgermeister sein soll, der ich weit bessere Reime mache, als Hans Sachs, der ich dem Gustavus mehr schade, als die ganze kaiserliche Armee?! Ich nicht mehr in die Trinkstube gehen? Ha nimmermehr!“

Dabei machte er einen Satz linksum, daß er einen ganzen Stoß Acten zu Boden warf.

Jetzt gerieth Herr Hyeronimus erst recht in Wuth. „Was?!“ rief er, „ihr wollt mich auch noch ärgern —“ zugleich packte er einen Act nach dem andern und warf ihn wieder hin, daß es knallte und schallte — „ihr verdammten Kopfverdreher von grauem Papier mit euerem Grips Graps, daß Einem das Augenlicht vergeht! Ihr seid schuld, für euch bin ich um meine goldene Freiheit gekommen! Ihr kommt mir gerade recht, ihr Teufel! —“

Mit beiden Füßen sprang er auf die unschuldigen Acten und trat aus Leibeskräften darauf herum — „Jetzt gerade geh' ich recht früh in die Trinkstub' und halt eine Red' und werfe Reimlein aus, jetzt gerade fang' ich mit der Maid da unten an, weil's dich ärgert, du Hauskreuz, du — du Ehteufel — ein Tyrann will ich sein, ein Barbar — wart, du sollst mich kennen lernen! —"

Es läutete Mittag. Herr Hieronymus hielt ein.

„Was —? Mittag ist's?" rief er — schnell schichtete er die Acten auf. „Nun das gäb' wieder einen Lärmen, wenn ich zu spät käm'!"

Hinaus flog er.

2.

Wer aber doch Wort hielt, das war Herr Hieronymus Wurzel.

Gewaltig spectaculirte er Abends, und da die rechte Zeit gekommen war, stieg er auf einen Tisch, daselbst er eine heftige Rede gegen Gustav Adolph hielt. Der Beifall erhitzte ihn immer mehr, bis er zuletzt herausfuhr:

„Also ist's und nicht anders! An uns soll der schwedische Haifisch sein Lorbeerreis nicht vermehren! Nichts ist sein Sieg, als ein aufgeblasenes Meer, dem der Steuermann nicht zu viel trauen mag, sintemalen ihm leicht der Sturm ein großes Loch in sein Schiff reißt. Der Tilly ist todt? Ja, todt ist er, aber von Ingolstadt ist abgezogen der Herr Gustavus und alle Zeit ist er verloren, so männiglich drein haut und sticht und keinerlei Quartier gibt, bis den Hunden von Finnen und Lappen der Schreck in die Knochen fahrt, als säß ihnen der leibhaftige Teufel im Nacken! Wart, was du für Augen machst, du Sectirer, du Länderüberrumpler, du Heidenkönig, du Gelblederkönig mit deiner schmutzigen Montur! Wart nur, wann die zwölf Apostel zu pfeifen anfangen, das metallene Schwein im schwedischen Blut bad't und der Huißa mit den Kettenkugeln scherzt! Aber da wirst machen, daß d' heimgehst! Da schau her, wirst sagen, die haben das rechte Zeug bei der Hand, da mag ich Nichts mehr wissen, zuletzt kämen sie mir

gar noch über's Wasser in's Schwedische 'nüber und verbrennten mir meine Stadt! Gelt, das Magdeburg brennt dir vor den Augen und das Merseburg haben wir dir weggeschappt: ha, ha, ha, fahr zu, Glück auf die Reis', hast 'n Landarzt, daß er dir die blauen Fleck' vertreibt?!"

Ein Beifallssturm erfolgte und Alles verlangte Sprüchlein und Reime.

„Da sind sie schon!" rief Herr Hieronymus und griff in die Tasche — aufgemerkt! „Die Finnen und Lappen, die sollen Nichts dertappen!" Weiters: „Die kaiserlichen Kroaten sind in der Victory und thun große Thaten!" Wieder eins: „Der Schwed' will kränken das Reich, thut er einen falschen Streich!" Noch eins: „Greift der Schwed' nach Deutschland, haut ihn der Kaiser auf die Hand!" Wieder eins: „Grabt in's Loch der schwedische Dachs, treibt ihn 'raus der Kurfürst Max!" Abermal eines: „Für Gustavus den Großen ist auch eine Kugel goßen!" Wieder eines: „Der König hat den Degen, der Kurfürst hat den Segen!" Aufgemerkt: „Ein großes Maul hat Goliath, der David ihn besieget hat!" Noch eines: „Kommt er nach Bayern in's Haus, geht er nimmer hinaus!" Und ein anderes: „Als Tigerthier angefangen, als Hasenthier davongegangen!" Und das letzte: „Das Wort im Zweifel, die Seel' beim Teufel!" Hab's selbst verfaßt, hat's mein Vetter gedruckt, und so der Schwed' mit tausend Stuck schießt, ich schieß' mit tausend Sprüchlein, und seid Ihr Alle, wie ich, so hat's keine Noth und fürcht' keinen Tod!"

Hui fuhren und flatterten die Reime auf die Zuhörer los, jeder mit einem Bildlein geziert, und war deßhalb großer Jubel unter den Menschen in der Trinkstube.

Als Herr Hieronymus mit seinen mageren Beinen vom Tische stieg, wurde er sogleich umringt und des Zutrinkens und Anstoßens war kein Ende. Er hatte es nun in seinem Leben noch nie über eine Kanne gebracht, aber hier galt es, sich wieder als Mann zu zeigen, weßhalb er lärmend nach allen Seiten entsprach und dazu einen Reim um den anderen producirte. Das Ende vom Liede

war, daß er alsbald blitzbeschossen war und auf dem besten Wege, die Henne nicht mehr vom Ei unterscheiden zu können.

So war es acht Uhr geworden.

Die letzten zwei Stockgäste gingen mit einem: „Gott segn' es Euch, Herr Actuarius!" ihrer Wege, während Herr Hieronymus, den Kopf gesenkt, die Hände im Flaus, auf seinem dreibeinigen Stuhle saß, mit dem einen Fuß mehrmals auf den Boden schlug und dazu überlustig lallte: „Wird's schon segnen, hi, hi, wart du verfluchter Schwed', du sollst mich kennen lernen! Ruinirt wirst du, heruntergerissen, heruntergeworfen von deiner Gloria!"

Er war eben im besten Zuge, als er einen leichten Schlag auf der Schulter verspürte.

Mit einem Schrei fuhr er auf — denn sein erster Gedanke ging auf seine böse Sibille — und wollte zur Thüre hinaus, so gut es die wankenden Verhältnisse gestatteten. Eine feste, männliche Stimme hemmte aber seine Flucht, darauf er sich wendete, mit dem einen Beine bedeutend über das andere schlagend und den nächsten Holzstuhl ergreifend, auf dessen Lehne gestützt er unter einigem Schwanken seiner dreifüßigen Krücke, wie seiner selbst, die Person betrachtete, welche ihm zugerufen hatte.

Es war dieß ein Mann von mittleren Jahren und schlichtem Äußern, in bürgerlicher Gewandung.

Dieß ermuthigte Herrn Hieronymus sehr, um so mehr, als ihm der Mann, welchen er den ganzen Abend über in einer Ecke gesehen, eine nicht unehrerbietige Reverenz zu Theil werden ließ.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?" lallte er, sich möglichst in die Brust werfend „Wohl gemerkt, ich bin eines wohlweisen, gestrengen, inneren Rathes hiesiger kurfürstlicher Residenz wohlgelahrter Actuarius Hieronymus Wurzel!"

„Den zu sehen und zu bewundern, ich nach München gekommen bin," entgegnete Jener, „und —"

„Also Ihr habt von mir gehört?" fiel Herr Hieronymus ein.

„In Nähe und Ferne erklingt Euer Name," war die Antwort; „Euere Sprüchlein gehen von Mund zu Mund. Auch die, so

Ihr heute zum Besten gabt, — seht, ich habe sie alle hier — werden Eueren Ruhm vermehren. Ist aber der verwünschte Schwede erst ganz vernichtet, wird man Euch billig an die Seite der größten Feldherren setzen, denn die Feder ist ein scharfes und spitziges Schwert!"

„Ihr seid ja ein Ehrenmann!" rief der Herr Actuarius, „Ihr wollt das Verdienst anerkennen! Herr, wir müssen — ja, wir müssen noch eine Kanne trinken!"

„Mir eine große Ehre," sagte der Fremde und ließ den Zinndeckel am Preishumpen fallen.

In Kurzem war der schäumende Gerstensaft kredenzt, der schläferige Aufwärter, Gregor, schnarchte hingegen auch bald wieder hinter'm Ofen.

Gar ehrerbietig sprach nun der schlichte Fremde, und Herrn Hieronymus wurde allgemach absonderlich wohl zu Muthe. Nach oftmaligem Anstoßen war er von bestem Vertrauen nicht minder voll, als von gottseligem Zechernebel, so daß er dem Verkünder seines ausgebreiteten Ruhmes ein über das andere Mal um den Hals fiel und rief: „Ihr seid ein Mann, wie's wenige gibt, Ihr haßt die Schweden und die bösen Weiber! Ihr seid fortan mein Busenfreund, Ihr — Ihr ganz allein und kein Anderer!"

„Aber sagt mir nur," sprach der neue Busenfreund, „solltet Ihr wohl auch Gegner haben? Gäbe es wohl zu München Leute, die's mit den Schwedischen halten könnten?"

„Leider, leider," rief Herr Hieronymus, in den Tisch schlagend, „aber man kennt sie, o man kennt sie wohl, wie geheim sie's auch halten. Wollt Ihr sie auch kennen —?" Und mit einem wüthenden Pereant zählte er einige Verdächtige her, nicht darauf achtend, daß der Fremde, wie tändelnd, ihre Namen auf ein Stück Papier schrieb.

„Aber was kümmern mich diese ohnmächtigen Freunde des Königs," sagte Letzterer, „die Feinde möcht' ich lieber wissen, die ihn recht glühend hassen, als echte Patrioten, gleich Euch, trefflicher Mann und überwerthester Freund meiner Seele! Wüßt' und kennt' ich sie, morgen ging ich hin und sagte: wer ist der Gescheidteste

zu München, der Bürgermeister oder der Actuarius? Allemal der Actuarius! Den tragt, den hebt, den befördert, der und kein Anderer ist werth, daß Ihr ihn zum besten Amt wählt, wann die Zeit da ist!“

„Bruder, Freund, glanzgoldener Herzensfreund!“ rief Herr Hieronymus, „Euere Hand, gebt mir Euere Hand, Ihr Ehrenmann, Ihr ganz merkwürdiger Ehrenmann, so seines Gleichen nimmer hat im ganzen deutschen Reich; — kommt, kommt, sag' ich, wenn ich Bürgermeister bin, und verlangt, — ja verlangt, was Ihr wollt, versteht Ihr —?“ Dabei stieß er an und rief, nachdem er einen Schluck gethan hatte: „Meiner Seel', Ihr sollt sie kennen, diese Ehrenmänner, diese großen, diese ungeheueren Ehrenmänner — Alle sollt Ihr sie kennen, — angefangen vom — vom Herrn Jacobus Pronner bis zum Herrn Johannes Stöberle und — und vom Pater Brummer bis zum Pa — Pater Geminianus und Philibert — —“

Der Fremde hatte in Kurzem ein Verzeichniß aller Haupt-Schwedenfeinde und Wortführer in Handen, das er auf dem Knie unterm Tische verfaßt, während er, den Kopf auf die Hand gestützt, Herrn Hieronymus ansah und dessen Gedächtniß laut bewunderte.

„Viel Dank“ — sagte er dann, sich erhebend, „Herr Actuarius, ich bin Euer Schuldner.“ Zugleich klopfte er ihn mit dem Papier auf den Scheitel. „Nun, der Gelblederkönig wird sich schon bei Euch bedanken, wenn er einmal kommt, Herr Bürgermeister in spe! Ha, ha, ha, behüt' Euch Gott, grüßt mir die Frau Sibille und die Wortführer gegen Adolphus! Sie liegen mir recht am Herzen, seht Ihr —?“ Er lachte und steckte höhnisch das Verzeichniß zu sich. Dieser entschiedene Hohn gab dem Herrn Hieronymus plötzlich Aufklärung; er fuhr auf, und rief höchst ergrimmt: „Ein Spion, ein Spion! Wach' auf, Gregor! Hilf Gregor!“ Er rief dieß, während der Fremde verschwand. Da Gregor nicht erwachte, so unternahm er selbst die Verfolgung. Es kam ihm aber vor, als führ' er auf einem wildschwankenden Schiff, weßhalb er statt zur Thüre, hinter den Ofen gelangte und daselbst den Gregor so

unsanft berührte, daß dieser aus dem Schlafe kam und die vermeintliche Beleidigung sehr unfreundlich erwiederte. Ein großer Kampf entspann sich, bei dem Herr Hieronymus leider den Kürzeren zog, und trotz allen Protestationen in Gefahr stand, aus der Trinkstube hinauszufliegen, in der er kurz vorher so großen Ruhm erworben.

In dem Augenblicke, da ihm diese unermeßliche Schmach drohte, ging aber die Thür' auf — und herein drängte sich durch beide Kämpfer — Frau Sibille mit weidlich brennendem Kopfe und nicht liebevoll geschwungener Rechten.

Jetzt war alles Verderben los!

Herr Hieronymus schrie laut auf und wollte sich vertheidigen, aber seine Zunge war so schwer, daß er sich mehr schadete, als nützte.

Kurz, dieser glorreichste aller Abende in Hieronymi Wurzel's gesammtem Leben nahm ein höchst bedauernswerthes Ende. Unter großen Vorwürfen und Drohungen führte Frau Sibille den theuern Gatten am rechten Ohr aus der Trinkstube — und hinüber zu Sanct Onuphri Haus, woselbst im letzten Stockwerke das glückliche Ehepaar wohnte. Nie hat wohl ein Ehemann in so lauter Demüthigung und Zerknirschung seine Behausung betreten. Nachdem die Mitinwohner ein grauenvolles Gerumpel und Gepolter auf der Treppe vernommen, erfreuten sie sich noch lange eines ansehnlichen Lärmens und Getobes über ihren ruhelosen Häuptern.

Aber Herr Hieronymus schloß selbst lange kein Auge, denn er war sehr zornig.

Oft fuhr er aus dem Bett auf und ballte im Finstern die Faust gegen Frau Sibille hinaus. So bald sie sich aber rührte, fiel er sogleich wieder nieder und deckte sich tief bis über die Nase zu. Als er endlich schlief, sah er im Traume den Spion vor sich — und immer wieder den Spion!

Der Spion sollte ihm noch gar manche Sorge bereiten!

3.

Um die zehnte Stunde derselben Nacht stand Einer gar sehnsüchtig am Gitterfenster, gerade wo das Rathhaus in die Burggasse einlenkt und sah hinaus.

Der war kein Anderer, als der Kreuzer Heinrich. Wohl hatte auch er Wort gehalten. Der Elsbeth zum Trotz war er zu Zechen und Würfelspiel gegangen, wilder Streit hatte sich entsponnen, und so wenig Herr war er seiner losen Zunge geblieben, daß er auf Gott und alle Welt loszog, am Mindesten aber die Rathsherren verschonte. Zuletzt war ihm nichts mehr recht, zu München und im ganzen Land und als er nichts Anderes mehr fand, gab er gar dem Schwedenkönig seinen Beifall, dabei laut höhnend, wie Der den Herren schon das rechte Lichtlein aufstecken werde, wenn sie sich nicht besser zusammennähmen. Dieser äußerst böswillig scheinende Sermon brachte ihm alsbald sehr schlechte Früchte, so daß er sich mit einem Mal an dem Orte befand, der oben bezeichnet wurde. Die neue Heimath gefiel ihm gar wenig, und da er wohl einsah, der wohlweise Rath halte ihn für einen sehr wilden Kopf, wo nicht gar einen Verräther, so sah er im Geiste schon die ellenlangen Protocolle, und was noch weit schlimmer, die Daumschrauben und andere noch kräftigere Instrumenta, die einem schon eine Lüge entlocken mochten dazumal, wär' die Seel' auch so rein gewesen, wie Schnee und weiße Blüh'.

„Heinrich, Heinrich," sagte er vor sich hin, „ja, wenn du nur da draußen wär'st! Erst ist dir die ganze Welt zu eng gewesen und jetzt hast keine Ansprach', als die vier nackten Wänd'! Ei, ei, ei, aber das ist eine böse Geschicht'! Was wird die Elsbeth sagen, wenn sie hört, wie mich die strengen Herren so liebgewonnen haben, daß sie mich gar nimmer fortlassen wollen! O weh, jetzt hat sie wieder recht und ich bin zu Schanden geworden mit meinem Trotz!"

An der Thüre rasselte es und herein trat Herr Petrus Pannacker, der Schließer. Er hatte schon ein Stück Brod gebracht;

jetzt bracht' er wieder Etwas, und zwar einen Krug voll von demjenigen Wein, den Heinrich gar so ungern auf die Zunge brachte. Er ließ die Thüre ein wenig geöffnet, wollte den Krug hinstellen und wieder seiner Wege gehen.

Heinrich lüsterte der offene Pfad das Wenige nicht an.

„Wie gut Ihr seid," sprach er. „Nein, Ihr habt schon ein so liebes, freundliches Aussehen, daß ich Euch mein ganzes Vertrauen schenken könnte!"

„So —?" versetzte Jener. „Wollt Ihr Euere Verbrechen gestehen?"

„Gern, rief Heinrich, „wenn ich nur was begangen hätt' —!"

„So pfeift der Vogel?" fiel Herr Pannacker finster ein. „Nun, das wird sich schon zeigen."

„Aber ich bin gewiß unschuldig!" betheuerte Heinrich.

„Das wird sich schon zeigen," donnerte ihn sein trotziger Nährvater an. „Wollt Ihr nicht gestehen, so wird man Euch im Falkenthurm schon dazu bringen! Sollt Ihr aber auch unschuldig sein, allemal ist's gut, daß Ihr eingesperrt seid, denn Ihr seid wohl ein lockerer Gesell — da!" Bei diesem Worte setzte er den Krug fest hin.

„Der Teufel fahr' in Eueren Krug," rief Heinrich, „trinkt das Wasser selbst!" Wie der Wind fuhr er an ihm vorüber und zur Thüre hinaus, die er zuschlug und eiligst sperrte. Eben so ging es bei der äußeren Thüre, und unbekümmert um das Geschrei des Herrn Pannacker eilte er, den ganzen Schlüsselbund in der Hand, über die Straße in die Bögen und von da über den Platz nächst Sanct Onuphrius unter die anderen finsteren Bögen. Hier stand er still, aber jetzt drangen die Sorgen erst recht auf ihn ein. Es war Nacht, alle Häuser waren geschlossen, die Stadtthore auch, und wollte er in der Stadt bleiben, so hätte der helle Tag ihm noch weniger Sicherheit gebracht, und fort — fort von München, wo die Elsbeth lebte — nimmermehr!

Wie er so ganz rathlos dastand, klang die zehnte Stunde

vom Petersthurm herab. Es ward ihm, als habe der Himmel ihm einen Wink gegeben.

„Gottes Stimm' ist gute Stimm'!“ sagte er rasch und freudig bewegt. Sein Muth kehrte zurück. „Schreit zu, Herr Pannacker, und vergebt, daß ich den Schlüssel nicht ablasse!“ höhnte er gutmüthig zurück; drauf wollte er eilig die Bögen entlang und zu Sanct Peter hinüber. Da hielt er wieder an. Er hörte Kunrad's, des alten Nachtwächters, hohle Stimme vom Rindermarkt herabtönen. Die Hellebarde fürchtete er wohl nicht, aber besser dünkt' es ihm doch, sich hinter einem Kram zu verbergen.

Bald stand der Alte nahe bei ihm an der Ecke still. Heftig stieß er in das Horn und rief dann:

„Ihr Herren und Frauen,
Laßt Euch sagen,
Thut's nit viel trauen
Und nit wagen,
Gebt's Acht auf Feuer und Licht,
Daß kein Unglück geschicht,
Bet's, daß der Türk' nit kommt
Und Pest und Noth
Und der Schwed' — helf' Got!“

Worauf er wieder in das Horn stieß und seiner Wege gehen wollte. Jetzt aber vernahm er das Lärmen vom Rathhaus herüber.

„Was ist das?“ murrte er. „Meiner Seel', das kömmt von der Gitterkeuch', da haben sie Einen eingesperrt. Wart, ich will dir mit der Hellebard' am Fenster raspeln, wenn d' keine Ruh' gibst, du Kreuzwetter-Sapperment mit deinem Rumorn, daß die Rathsherrn nit schlafen können und ihre Frau'n!“ Er stellte die Laterne nieder, da er wieder hieher zurückkehren mußte, und eilte, so gut es ging, auf das fragliche Fenster los. Heinrich aber raunte: „Gott sei's gedankt, jetzt ist der Weg gut finden!“ Kaum war Herr Kunrad auf halbem Weg, als Jener die Laterne ergriff — und mit den Worten: „Himmel, jetzt hilf, daß ein Schlüssel aufsperrt oder der andere!“ eilte er zum Thurm. Einer

— der zweite — der dritte — der vierte sperrte auf — drin war er. — Herr Kunrad war mittlerweile auch an Ort und Stelle und arbeitete mit vielen Schmähungen auf das Gitter los, daß es hallte und schallte. Endlich überbot der Gefangene den Lärmen. „Treibt Euch der Teufel?“ ging es los. „Kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin ja Petrus Pannacker, hört doch auf mit dem Schlagen und Rumoren!“

„Ihr seid's?“ gab der Nachtwächter zurück. „Wie kommt Ihr da hinein?“

Unter großem Klagen gab Jener von Heinrich's Streich Bericht und verlangte Allarm, auf daß er von seiner Haft befreit werde.

Aber das war in den Wind geredet.

Längst war die Schließerstelle Kunrad's heißester Wunsch gewesen, und Herr Pannacker ihm vorgezogen worden. Er konnte also jetzt trefflich Rache nehmen, weßhalb er höhnte: „Was? Euch hätte ein Arrestant eingesperrt? Alle Zeit ist das erlogen! Ihr habt wohl selbst einen schlechten Streich vollführt und sitzt jetzt selber einmal im Käfig!“

„Aber hört doch in Wetters Namen,“ fiel Jener drein, „ich bin ja so unschuldig, als wie —“

„Das wird sich schon zeigen!“ gab der Nachtwächter zurück. „Wollt Ihr nicht gestehen, so bringt man Euch schon mit den Daumschrauben dazu und der fahrenden Lisel!“ Herr Pannacker wurde wie wüthend über diese Worte, der Andere aber fuhr überaus schadenfroh darein: „Unschuldig oder nicht, allemal kann's Euch nit schaden, daß Ihr einmal sitzt, Ihr Amtwegschnapper, Ihr Weglauerer, der den verdienten Leuten das tägliche Brod verschlagt!“

Jetzt gerieth Herr Pannacker außer sich. „Kreuzblitzkanonenteufelsdonnerwetter,“ tobte er heraus, „taugt Ihr etwan besser auf meine Stell'?“

„Allemal,“ spottete der Andere, „denn Ihr habt den Arrestanten von dannen gelassen, ich aber lass' Euch sitzen! Das zum Lohn, Herr Petrus Pannacker, der die Weisheit mit Löffeln gegessen, so

Ihr nicht gar zu Nürnberg wart, wo sie's Einem mit dem Trichter eingießen!"

„Ha, du verstockter Hellebardirer," schrie Jener, „da sagst du mir, der du Wach' haltst, wann die Katzen auf den Dächern miauen, und deinen Namen nicht schreiben kannst? Der böse Feind fahr' dir in deine Wanderschaft —!" Eine Fluth von Schmähungen folgte nach, aber der Nachtwächter ging lachend seiner Wege und stieß immer in sein Horn, so oft sein Gegner wieder einen Schwall auf ihn losgelassen hatte.

Als er aber zurückkam und die Laterne nicht mehr fand — da überlief es ihn eiskalt. „Sollte der böse Feind —?" lallte er. Es schüttelte ihn. Aber was thun? Er mußte eine Laterne haben — noch stand er unschlüssig, als die Schaarwache auf ihn stieß.

„Morgen wird's gemeld't," trotzte der Anführer, „vorwärts marsch!"

Daß es Herrn Pannacker für seinen Theil nicht gut erging, leidet wohl keinen Zweifel. Er wurde sehr streng vernommen, zur Herbeischaffung neuer Schlüssel verurtheilt und auf eintägige, scharfe Haft bei Wasser und Brod gesetzt. Sein Zorn ging aber in höchste Wonne über, da sich plötzlich die Thüre des Gefängnisses öffnete und hereintrat — Herr Kunrad, der Nachtwächter, dem ein ergrimmter, wohlweiser, innerer Rath eine gleiche Poen auferlegt „von wegen nicht vorfindlicher Laterne, respective absonderlich culposer Gerirung in Punkto zu vollführenden Nachtdienstes!"

4.

Der Kreuzer Heinrich stieg und stieg jedoch beim Scheine der verhängnißvollen Laterne immer höher, dabei wieder vom Zweifel geängstiget, ob Hinneriz, seines Vaters alter Freund — oder sein Wechselmann die Reihe der Wache habe. Letzteren kannte er nicht.

Als er am Ziele war, fand er die Thüre vor der letzten Treppe verschlossen. Was nun thun? Rufen, klopfen, oder warten

bis die Nacht vorüber wäre? Er versuchte wiederholt, die Thüre zu öffnen, es gelang aber nicht. Nun schritt er wieder hinab und setzte sich auf einen Zwickbalken gerade über den Glocken. Das war aber eine böse Angelegenheit. Denn wann es schlug, brummte es so entsetzlich herauf und schüttelte ihn, daß seines Bleibens da nicht war. Er versuchte also sein Glück noch einmal, stieg hinauf und klopfte nun ganz leise an die Thüre — ein zweites Mal — es erfolgte Nichts. Jetzt zog er wieder ab und stieg tiefer, so daß ihm die Glocken über dem Haupte zu hängen kamen. Da war es aber noch schlimmer. Es donnerte herunter, wann es die Viertelstunden schlug, als wollt' es den ganzen Thurm und ihm den Kopf dazu spalten.

Da fiel ihm ein, was seine Mutter oft zu ihm gesprochen. Gottes Stimm' und Urtheil donnere dereinst auf die Bösen herab beim letzten Gericht, und er möge Acht haben, daß nicht auch ihn ein so böses Schicksal treffe. Dazumal hatte er der Mutter Warnung wohl mit nur halbgläubigem Herzen empfangen und nicht sonderlich darauf geachtet. Aber später, mitten im Taumel seines ziemlich lockeren Lebens bei Spiel und Becher, fühlte er sein Herz doch recht leer — weil er sich dem Himmel entfremdet hatte. Da kam's ihm dann mit Gewalt zu Sinne, was die gute Mutter gesagt, die nun im Grabe lag und die er so gerne wieder zum Leben gebracht hätte — wär' ihm auch auferlegt worden, den Hügel abzuschwemmen mit vielen Thränenströmen und sie auszugraben mit blutiger Nägel Hast und Verlangen. So heilig ist der Mutter Lieb' und Wort, daß große Reue sicherlich über Den kommt, welcher sie gekränkt in der Seele mit noch so geringem Fehl — wüßte er auch, daß sie ihm Alles im Himmel vergeben habe und verziehen!

So lag es denn auch schwer auf Heinrich's Seele, und wie er so Viertelstunde um Viertelstunde über seinem Haupte verdröhnen und in leisen Schwingungen des Tones verschwimmen hörte, bis sie für ewig verhallt war, darauf er wieder in der Todesstille dasaß, die Nichts unterbrach, als das schnarrende Uhrwerk — da

fiel's ihm ein, wie er Stunde um Stunde vergeudet habe im Leben, und wie bald vielleicht seine letzte kommen möchte.

„Ich will mich bessern," sagte er, die Hände in einander klammernd und sein Haupt tief darauf herabsenkend. Es wandelte ihn unaussprechliche Wehmuth und Sehnsucht nach heißem Gebet an, darin er lange gar nachlässig gewesen war. — „In der Stunde schwöre ich, mich zu bessern —!"

Er hatte diese Worte kaum gelispelt, als der Hammer mit riesenhaften Schlägen Mitternacht verkündete. Mit jedem Schlage schien die Gewalt des Tones zuzunehmen, als spräch' es mit furchtbar feierlicher, überirdischer Donnerstimme zu ihm, stets mehr in ihn dringend und ihn an die Lösung seines Versprechens mahnend.

Er sank auf die Kniee, und noch lag er so, da der letzte Hauch des Glockenschlages schon lange verbebt hatte. Er fühlte sich gestärkt und ermuthigt. Denn das Gebet ist ein kräftiges Mittel, den Himmel in's Herz aufzunehmen — und wo er waltet, da wenden sich ab die Dämone der Verzweiflung und haben die Schrecken der Erde keine Macht mehr über den Menschen.

„Ich will hinauf," sagte er fest vor sich hin, „und den Thürmer wecken. Gott wird es lenken, daß mir nichts Übles widerfährt und mir Zuflucht nicht versagt wird!" Er erhob sich und stieg die steile Treppe wieder empor mit so kräftigen Schritten, daß die Stufen knarrten. Dabei klirrten seine Schlüssel von Zeit zu Zeit.

Das Alles hörte der alte Hinneriz gar wohl, und wie er auch seit langen Jahren an die nächtliche Einsamkeit hoch über den Häuptern der Menschen gewöhnt war, überfiel ihn doch jetzt großer Schrecken.

Schon vorher hatte er das Gehen und Tappen, das Schlüsselklirren, drauf das leise und drauf wieder das stärkere Klopfen vernommen. Wohl hatte er sich gehütet, zu öffnen, vielmehr das Kreuz geschlagen und gelauscht, und da es wieder hinabschritt, nichts Anderes gemeint — als, der Thurm sei mit einem Mal

beschworen und beschrien, oder hab' sich gar die Seele seines Wechselmannes, des alten Merian, eingestellt, der schon mehrere Tage schwer krank gelegen, nun etwa das Zeitliche gesegnet habe und ihm nun sein Valet sagen wolle. In Angst hatte er nun die zwölfte Stunde nachschlagen lassen, die gefährliche Stunde, in der sich die Gräber öffnen und die Grüfte, daß die Todten zum Vorschein kommen. Da er also vernahm, wie es wieder kam, laut knarrend, klirrend und rasselnd, so kann sich Jeder denken, wie es dem Thürmer zu Muth ward in damaliger Zeit.

„Gott steh' mir bei!" lallte er und sah, die Haare gesträubt, auf die Thüre hinab mit starren Blicken, in der Linken fest das Holzcrucifix haltend, das er von der Wand genommen. Immer näher kam es, zuletzt blieb es vor der Thüre stehen und nun — klopfte es mit einem Male heftig.

„Gelobt sei Jesus Christus!" stammelte er, das Crucifix zitternd vor sich streckend. „Wer klopft da unten?"

„Ich bin's!" kam es ihm entgegen — wohl erkannte Heinrich seine Stimme — „Eueres alten Freundes Sohn bin ich: Heinrich. Die Liebe zum Vater mögt Ihr jetzt beweisen. Macht auf, Ihr könnt mich von großem Leid erretten!"

Nun war es entschieden für den Thürmer. Das lockere Söhnlein seines Freundes war sicher im Taumel des Leichtsinns von der Welt geschieden ohne Reue und Buß'.

„Ich soll dir helfen — ich?" stammelte er. „Beten will ich für dich, arme Seele, geh' von hinnen, beten will ich, daß der Herr dir deine Sünden vergibt!"

„Was Ihr sagt?" rief Heinrich. „Ihr denkt wohl, ich sei meine Seele, nein, ich bin's schon selber mit Fleisch und Blut!"

„Ihr seid es selber!" rief Hinneriz, freier athmend. „Was wollt Ihr denn da oben um die späte Zeit?"

„Ei, eingesperrt haben's mich —" antwortete Heinrich, „da bin ich davon und kann nirgends sicher bleiben. So bin ich zu Euch herauf gekommen!"

Jetzt kam der Thürmer wieder ganz zur Besinnung. Er

öffnete die Thüre. — „Ihr habt mir keinen kleinen Schrecken eingejagt,“ sagte er, ihm in's Gesicht leuchtend.

Heinrich stieg hinauf, Hinneriz folgte. In Kurzem war Alles berichtet.

„Ja, was wollt Ihr aber weiters thun?“ fragte der Alte, den Kopf schüttelnd — „da könnt Ihr doch nicht für immer bleiben.“

„Laßt den Zorn nur verrauchen,“ sagte Heinrich, „dann wird sich's schon wieder geben. Ihr geht dann zum Pater Emmeranus, der seligen Mutter allerzeitigen Beichtherren, der wird schon Mittel machen.“

„Da sieht man, was Ihr für ein leichtsinniger Geselle seid,“ sprach Hinneriz. „Also wenig habt Ihr ihn aufgesucht, daß Ihr nicht wißt, wie er schon sechs Wochen unter der Erde liegt?!“

„Ist das möglich —?“ sagte Heinrich wehmüthig. „Wieder Einer fort, der mir gute Lehren gegeben hat.“

„Todt ist er,“ sprach Hinneriz. „Und wenn ihn Euere Mutter fragt, da wird er schlechten Bericht von Euch geben.“

Heinrich ergriff die Hand des Alten. „Ich will ein anderer Mensch werden,“ sagte er, ihn fest und treu anschauend.

„Wär' nicht mehr zu früh,“ entgegnete Hinneriz halbgläubig. „Ihr ungerathener Sohn so braver Eltern!“ Er setzte sich.

Heinrich wischte sich die Thränen aus den Augen. Der Thürmer prüfte ihn mit ernsten Blicken.

„Wohlan denn,“ sagte er, „so bleibt bei mir, ich will mein schlichtes Essen mit Euch theilen. Ich werd' Euch nicht verrathen — der Mann auch nicht, so des Merian Stelle aus Freundschaft versieht, und meine Tochter auch nicht, wenn sie Mittags kömmt. Wird aber schon gesorgt, daß sie Euch nicht zu sehen bekömmt, meine Elsbeth. Seht, das ist ein Kind zu ihres Vaters Freud' und wird einst eines Mannes Glück. Eine solche Jungfrau wird Euch nie zu Theil werden, wo immer Ihr anklopft an ehrenfester Leute Thüren, so lang' ihr Nichts seid und Euch' nicht bessert, da Ihr dem lieben Herrgott bis jetzt nur den Tag abgestohlen. Daß Ihr

mir aber mindestens da nicht faullenzt, dafür weiß ich ein trefflich Mittel! Merian's alter Freund mag immerhin da oben den Wechselmann vorstellen, Ihr aber sollt seinen Dienst versehen, nachschlagen lassen und lugen, ob's nirgends Feuer gibt. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?“

„Ja, freilich will ich!“ rief Heinrich, dem die Worte von der Elsbeth das Herz zerrissen. „Alles thu' ich, was Ihr verlangt!“ Er ging lebhaft auf Hinneriz zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und sah in Wehmuth auf ihn nieder. „Alles, Alles!“ wiederholte er leiser.

5.

Als Herr Hieronymus am Morgen nach seiner Niederlage aus seinem Kämmerlein schritt, that er einen lauten Schrei. Frau Sibille lag in ihrem Bett da — wie todt. Sonder Zweifel hatte sie in Folge des großen Zornes der Schlag getroffen. Kaum athmete sie mehr, der Puls stand fast ganz still, und bleich war sie wie die Wand. Jetzt hätte sich die Bosheit und Barbarei des Herrn Hieronymus bewähren können, aber mit beiden war es nicht weit her, vielmehr überwallte ihn das lebhafteste Pflichtgefühl. Er stürzte die Treppe hinab, um einen Arzt aufzutreiben.

Der nächste wohnte im Erkerhause an der Rosengasse. Herr Hieronymus eilte durch die finsteren Bögen, mehrmals stolpernd, wie es noch heutzutage Vielen geht, die über die Holzleisten und das Gestieg' und Gestaffel ihren Weg nehmen. Athemlos riß er an der Glocke — aber Doctor Columbanus war nicht zu Hause. Er rannte hinüber in die Dienersgasse zum Doctor Stromerius. Nicht zu Hause. Jetzt eilte er in die Gruftgasse zu Doctor Pölzelius. Auch nicht zu Hause. Es fiel ihm keiner mehr ein, als der Doctor Theophrastus Hortius im Thal unten, der erst kurze Zeit in München war. Er stürmte eben am Sanct Onuphrius und der Elsbeth vorbei — die ihn zum ersten Mal in ganzer Figur und mit nicht geringer Anerkennung seiner Schnelligkeit erblickte — als er die

drei erstgenannten Herren im lebhaftesten Gespräche beisammenstehen sah und zwar gar nicht weit von der Elsbeth.

Aber Herr Hieronymus mußte sich die unangenehme, nun sichere Entdeckung, daß er nicht mehr ledig sei, gefallen lassen. Er rief also muthig: „Gerade recht kommt Ihr mir, Ihr Herren, sonst wär' ich zum Doctor Theophrastus Hortius in's Thal hinab. Meine Sibille liegt auf den Tod krank!“ Er hatte aber noch nicht vollendet, so kam Doctor Theophrastus Hortius durch den Raththurmbogen, und zwar sehr eilig, da er seinen Namen gehört hatte.

„Hic est Doctor Theophrastus Hortius!“ rief er. „Was steht zu Befehl?“

Herr Hieronymus war in ein böses Garn gegangen. Er durfte keinen der vier Herren beleidigen, bat also nur, einer derselben möge sich heraufbemühen. Ein vierstimmiges „Ich stehe zu Diensten“ erfolgte, worauf Doctor Columbanus, der in Sanct Onuphri Haus Bescheid wußte, sich sogleich auf den Weg machte. Aber die anderen Drei ließen das nicht so geschehen. Sie eilten ihm nach, holten ihn ein, und nun begann unter den finsteren Bögen ein gewaltiger Streit um den Eingang respective die Übernahme der Kranken. Herr Hieronymus hatte gut drängen und flehen, es half Alles nichts. Jemehr er den Zustand der Frau Sibilla schilderte, desto mehr schleuderten die Herren Thesen, Hypothesen und Conjecturen aufeinander los und schworen auf ihre Heilmittel.

„Venaesectio et scarificatio!“ rief Doctor Theophrastus Hortius. „Das Blut muß heraus, und kostete es den letzten Tropfen! Was nützt das Blut im Leibe der Menschen, wenn es den Tod herbeiführt? Man lasse ihr auf beiden Armen zur Ader, dreißig Unzen, dazu sechs Schröpfköpfe auf den Rücken! Es hilft, und wenn nicht, noch dreißig Unzen! Hinaus mit dem verfluchten Blut, Blut ist der Fluch der Menschheit. Man lasse Jedermann zwei Mal im Jahr zur Ader und jedem Kinde gleich nach der Geburt, damit sich der Körper sogleich an das Aderlassen gewöhne!“

Mit wüthendem Geschrei bekämpften die anderen drei Herren die Blutbegierde ihres Collegen. „Eheu, imbecilitas imbecilitatum!" höhnte Doctor Columbanus. „Blut ist der Quell des Lebens! Hier hilft nur das Vesicans. Pflaster ist das Universalmittel! Emplastrum Cantharidum auf den Rücken, Hydrargyri auf die Brust, Ichtyocollae telae auf den Hals, gummosum auf die Arme, Sinapis auf die Beine und die Fersen und auf den Kopf, Pflaster auf den ganzen Leib, ohne Pflaster keine Rettung!"

Jetzt wurde die Pflaster-Ekstase von der Purgirwuth des Doctor Pölzelius überboten. „Eheu insania!" rief er. „Was Blut, was Pflaster! Im Purgiren ist der Triumph der Medicin! Sennesblätter, Rhabarber — der Mensch nehme nichts, denn sauere Milch und täglich acht Löffel meines Elixirs und es wird ihm Nichts fehlen!"

Jetzt fuhr erst Doctor Stromerius dazwischen. „Venaesectio," donnerte er mit tiefem Basse, „Narrheit, Vesicantia Tollheit, Purgantia Barbarei, Raserei! In aqua vis est et in sulphure! Man setze sie in ein kaltes Bad und zünde ihr Schwefel unter der Nase an! Ich allein kann sie retten."

Die Worte Wasser und Schwefel wurden mit gräulichem Hohngelächter erwiedert — Doctor Stromerius aber drang in die Thüre, schleuderte den Doctor Pölzelius zurück, zwängte die anderen zwei Herren zu beiden Seiten an die Wand und stürmte die Treppe hinauf. Die Besiegten erneuerten jedoch, dem Doctor Stromerius folgend, den Kampf an der Thür oben, wobei Ein und der Andere gelegentlich mehrere Stufen herunterpolterte; zuletzt trug indessen Doctor Stromerius den Sieg davon, indem er, Herrn Hieronymus den Schlüssel entreißend, schnell aufsperrte und der Erste in der Wohnung war — konnt' er auch nicht verhindern, daß die Anderen sogleich nachkamen.

Da lag nun Frau Sibille Wurzel — gelb und steif wie eine Wachsfigur.

„Ich glaube gar, sie ist todt!" jammerte Herr Hieronymus. „Wahrhaftig, sie ist todt!"

„Wie könnt Ihr das behaupten,“ sprach Doctor Stromerius, „ehe der Arzt gesprochen hat?“ Er hatte schon die Hand am Puls.

„Todt“ — sagte er dann — „mindestens scheintodt. Man setze sie für alle Fälle in ein kaltes Bad und zünde ihr eine Messerspitze Schwefel unter der Nase an. Wacht sie auf, so lasse man mich holen. Meine Deserviten pro consultatione betragen zwei Gulden. Guten Morgen.“ Worauf er sich beabschiedete.

Doctor Pölzelius sah ihm spöttisch nach.

„Todt“ — sagte er — „vielleicht scheintodt. Man öffne ihr mit einem Löffel den Mund und gieße ihr dieß ein.“ Er zog eine Glasflasche aus der Tasche. „Kommt sie darauf nicht zu sich, so dürft Ihr annehmen, daß sie wirklich todt sei, kommt sie aber zu sich, so weiß man, wo ich wohne. Meine Deserviten pro consultatione machen zwei Gulden. Das Elixirium einen halben Gulden. Guten Morgen.“ Fort ging er.

Doctor Theophrastus Hortius hatte den Puls schon ergriffen, während er dem Abgehenden über die Schulter mit verachtenden Blicken nachschaute.

„Todt,“ sprach er dann — „ja, sie dürfte todt sein. Sollte sie aber nicht todt sein, so hilft nur die Aderlässe und gehörige Schröpfung. Man lasse ihr vierzig Unzen zur Ader und setze ihr zwei und dreißig Schröpfköpfe. Kömmt sie zu sich, holt man mich. Meine Deserviten pro consultatione betragen zwei Gulden. Guten Morgen.“ Er empfahl sich.

Doctor Columbanus war der Letzte. Mit unbeschreiblicher Verachtung sah hinwieder er seinem Collegen nach und fühlte den Puls.

„Sie ist nicht todt!“ sagte er feierlich.

„Nicht —?“ rief Herr Hieronymus.

„Nein,“ entgegnete Jener, ein großes Stück Pflaster hervorziehend und es der Frau Sibille bis hoch an das Kinn über den Hals legend. „Dieß Pflaster bringt Euere Frau wieder gänzlich zum Leben. Bringt aber dieß Pflaster Euere Frau nicht zum Leben, so ist sie todt — und zwar nur deßhalb, weil man ihr das

Pflaster zu spät aufgelegt hat. Man weiß übrigens, wo ich wohne. Meine Deserviten pro consultatione betragen zwei Gulden, Emplastrum achtzehn Kreuzer. Guten Morgen.“ Damit ging er von dannen.

Herr Hieronymus aber stand wie vernichtet. „Acht Gulden acht und vierzig Kreuzer!“ rief er. „Sie brächte mich um's Leben, wenn sie das wüßte; — o heiliger Onuphrius, sie wird doch nicht — —“ Die Angst war unnütz. Frau Sibille war von hinnen geschieden und in den Himmel eingegangen, wenn ihr der liebe Gott nicht erst eine Dosis Fegfeuer verordnete. Wenige Tage darauf ging Herr Hieronymus mit der Leiche in absonderlicher Rührung, die um so sichtbarer wurde, als sich Elsbeth dem Zuge angeschlossen hatte. Da er seiner Frau drei Schaufeln Erde gab, murmelte er: „Ihr habt mich viel geplagt, Frau Sibille, aber jetzt ist's vorbei — Gott hab' Euch selig!“

6.

Nunmehr war Herr Hieronymus ein freier Mann. Dennoch war er in einer sehr schlimmen Lage. Denn säumte er mit seinen Bewerbungen, so konnte ihm ein Anderer zuvorkommen, und beeilte er sich, konnte es ihm Elsbeth übel nehmen, daß er das Trauerjahr so frevelhaft beginne. Er beschloß also ein Anderes, was in der Mitte lag, und das war: Nächster Tage durch Klagen über seinen Verlust mit Elsbeth anzubinden und so mit ihrer Achtung ihre Liebe zu gewinnen.

Die allererste Zeit aber verlegte er sich nur auf eine schwermüthige Stellung am Raththurmfenster, und, was ihn höchlich entzückte — er glaubte an Elsbeth gleichfalls Schwermuth zu entdecken.

Aber dieß Entzücken wahr sehr unbegründet.

Vor Elsbeth's Seele schwebte nicht sein, sondern Heinrich's Bild. Sie hatte von seiner Gefangennehmung und Flucht gehört und machte sich nun die größten Vorwürfe. Und was wird die Zukunft bringen?! dachte sie — hätt' ich ihn doch nicht so von

mir gestoßen — aber wer hätte gedacht, daß er es so nähme! Ich hätte ja wohl milder sein sollen — freilich, ich hätte ihn ja gewiß geführt, ermahnt, gebessert. Jetzt ist er fort — —!

All ihr Trotz war wie weggeblasen. Die Rosen auf ihren Wangen bleichten und ihre frohen Neckereien waren erstorben.

Zum vierten Male war sie nun schon auf dem Thurme, seit Heinrich verschwunden, und noch immer ahnte sie nicht, wie nahe Der sei, den sie so aus tiefster Seele liebte. Da stand sie und sah vom Geländer weg sinnend hinaus, dorthin und dahin.

Wo mochte Heinrich wohl jetzt weilen, wo ruhelos wandern?!

So schön war Alles in der Ferne. Im frischesten Grüne lachten die Wiesen, die Bäume prangten schon auf in reichem Schmuck, Alles schien ihr belebt, ja beseelt im schöpferischen Strahl der Maiensonne: die Ebenen ringsum mit den Dörfern und einsamen Hütten, so heiter, so friedsam lagen sie da, und die Alpen drüben in ihrer leuchtend blauen Gewandung sahen so freundlich herüber, als mahnten sie: kommt zu uns, hier ist Ruhe und stilles Glück! Das Alles hatte Elsbeth sonst freudig ergriffen und so wundersam heilig froh gestimmt, daß es sie anwandelte wie Vorgefühl reinster Himmelsfreude.

Jetzt war es anders.

Dem Vater entging die düstre Stimmung der Elsbeth keineswegs.

„Was fehlt dir, Elsbeth?“ fragte er.

„Was sollte mir fehlen —?“ entgegnete sie, ein freundliches Lächeln auf die Lippen zwingend. Aber die Zähren in den Augen zu löschen, hatte sie keine Zeit, so unversehens war der Vater hinzugetreten. „Seid Ihr mit dem Mahl zu Ende?“ setzte sie geschäftig bei.

„Wohl, wohl!“ sagte Hinneriz und sah, sich halbwendend, wie sie abräumte und sich zum Fortgehen schickte, während sie einen Theil der Speise auf den Schrank setzte. Den Theil bekam dann Heinrich. Angeblich war's aber des Vaters Abendmahlzeit.

„Sonst braucht Ihr Nichts, Vater?“ fragte sie.

„Nein, Kind, ich brauch' Nichts — aber —“

Elsbeth schien dieß Aber nicht zu hören, sondern eilte mit einem: „Behüt' Euch Gott“ die Treppe hinab.

„Dich auch!“ sagte der Thürmer. Er stieg etliche Stufen hinunter — „Elsbeth, hör' doch —!“ ließ er dem Mädchen folgen — aber sie schien auch dieß nicht zu hören, und der Thürmer stand in Gedanken da.

Als er in sein Stübchen und Heinrich aus seinem Verstecke trat, schüttelte er, immer mehr in Zweifeln, den Kopf. „Was kann das sein, Heinrich?“ sprach er. „Bleich ist sie, am Gitter sinnirte sie hinaus in die weite Ferne, dorthin, und Thränen hab' ich in ihren Augen gesehen.“

Heinrich stand am Fenster.

„Wer kann das wissen!“ sagte Der halblaut.

Dann ging er langsam hinaus und lehnte sich an den Ausgang, dessen Schwelle er nicht überschreiten durfte. „Liebt sie einen Anderen?“ summste er wehmüthig vor sich hin. „Wär's etwa auch hoffnungslose Lieb'!? Wenn das wär' — gelt, Elsbeth, das schmerzt — da kannst seh'n und erfahren, wie's dem armen Kreuzer Heinrich zu Muth ist!“

7.

So waren denn viele Sorgen über Heinrich, Elsbeth und den alten Thürmer gekommen.

Aber, was waren diese Sorgen gegen jene, welche über alle anderen Bewohner Münchens, insonderheit aber Herren Hieronymus Wurzel hereinbrachen.

Es war am siebenten Tage nach Heinrich's Flucht, als Herr Hieronymus Mittags in der Schenke — denn Frau Sibilla konnte jetzt nimmer für ihn kochen — plötzlich den Löffel in die Suppe fallen ließ, so ungeheuerer Schrecken ergiff ihn.

Er hatte nämlich höchst verhängnißvolle Worte mehrerer, rasch

vorbeigehenden Bürger vernommen. In diesem Augenblicke kamen wieder ein Paar des Weges, und Herr Hieronymus vernahm deutlich die geflügelten Worte: „Die Schweden, die Schweden!"

Wem aller Appetit verging, das war Herrn Hieronymus.

In größter Hast bezahlte er, ergriff den Schmalkrempenhut und machte sich auf den Weg gegen den Hauptplatz zu.

Da fand er eine Menge Menschen, die sich Alle mit schrecklichen Nachrichten trugen, so schon im Lauf des Vormittags und zumal jetzt gekommen seien und dahin gingen, daß die Schweden anrückten.

Herr Hieronymus drängte sich durch die Menge und machte sich in das Rathhaus hinauf. Da fand er nähere Auskunft. Die Schweden kämen wirklich, hieß es, und Stadtobrist, Bürgermeister, Rathsherren, die waren, wie begreiflich, in nicht geringem Allarm. Denn, was gab's da nicht zu sorgen, vorzuschlagen, zu verwerfen und zu bekämpfen für und wider; kurz, da ging es zu, wie's im Rathhaus noch nicht erlebt worden war.

Schon hatte man in den letzten Tagen erfahren, Kurfürst Maximilian sei in die Oberpfalz marschirt, um sich zum Wallenstein zu sammeln, der im Böhmischen mit der kaiserlichen Armee stand, Gustav Adolph aber habe sich, wohl zum Schein, nach Bayern gewendet, um die Vereinigung zu verhindern, den Kurfürsten zurückzuhalten und dann dem Wallenstein selbst zu Leibe zu steigen. Dem war aber nicht so. Vielmehr hatte Gustav jetzt wenig Lust, dem Letzteren oder dem Kurfürsten in den Weg zu treten, sondern hatte den Weg gen Böhmen eingeschlagen, dann erst, ohne daß es der Kurfürst ahnen konnte, wieder eine Diversion gemacht und sich plötzlich nach Bayern gewendet. Mehrere Städte waren schon in seiner Gewalt, Boten über Boten kamen jetzt an, und der letzte derselben meldete — Landshut sei gefallen. Der Schwedenkönig wolle es verbrennen, drauf nach München ziehen und es gleichfalls den Flammen opfern als Sühne für das große Feuer zu Magdeburg. Diejenigen aber, welche die Gemüther gegen ihn erhitzt, sollten seinen besondern Zorn empfinden, und wenn es ihnen

nicht schlechter erginge, dürfe sich Jedweder doch gefaßt machen, gefangen oder mindestens als Geißel davongeführt zu werden.

So wurde Wahres berichtet und dazu erfunden oder gelogen. Die oberen Herren von München waren also billig in großer Bewegung und wegen Vertheidigung oder Übergabe in Zwiespalt und Bedrängniß. Da aber männiglich bald zur Einsicht gekommen, es sei die Stadt nicht zu vertheidigen, sintemalen zwar Kanonen die Menge im Zeughaus stünden, hingegen so wenig Pulver vorhanden, daß man sie nicht lange speisen könne, auch von der geringen Besatzung kein Heil zu erwarten sein dürfte — so blieb allein übrig, der Gewalt für den Augenblick zu weichen.

Als man darüber Eins geworden war, berieth man sich nur, wie der Zorn des Schwedenkönigs am Besten zu mildern, und was zu thun und richten sei, um so wenig als möglich zu verlieren, wenn ihm zu Sinne käme, plündern zu lassen oder sonst mitzunehmen, was gut und schön wäre.

Demnach wurde eiligst angeordnet, Dieß fortzuschaffen oder Jenes zu vergraben, und unter Letzterem befanden sich die hundert und vierzig Kanonen, so beim Zeughause standen. Diese sollten der Erde übergeben werden. Unter ihnen waren die zwölf Apostel, das metallene Schwein, der Huißa mit den Kettenkugeln und viele andere wilde Kriegsungeheuer mit großen Rachen, so viel Pulver und mächtige Kugeln verschlucken konnten. Die „große Donnerbüchs" aber ward mit was Milderem zu Grab gelegt, als da war eine goldene Patrone von drei hundert tauseud Ducaten, die man dem Gustavus gar nicht gern lassen mochte. Die Herren hatten also ihre Sinne in so weit wieder in der Gewalt.

Nicht so aber Herr Hieronymus.

Gerne hätte er sich den Widerspruch der Ereignisse mit seinen Reden gefallen lassen, aber die Drohung des Schwedenkönigs, seine Widersacher beim Kopf zu nehmen, war ein zu grauenvoller Abgrund. Alle seine Schmähworte und Reime fielen ihm ein, die halbe Stadt wußte sicherlich, daß er ein großer Feind des Adolphus sei, und hätt' es Dem kein Mensch gesagt, so hatte ihn doch sicher

Einer verrathen — und der war der Fremde aus der Trinkstube, das längst drohende Bild seiner Träume. Schon sah er sich in Ketten, verhört, gefoltert, geköpft oder an einem Pfahle pampelnd, wo nicht gar geviertheilt von schwedischer Seite — und wenn er da mit heiler Haut davon käme, konnte der Spion nicht verrathen, was er ihm sonst mitgetheilt? Da mochte wieder die Stadt ein furchtbares Gericht über ihn ergehen lassen. Was sollte er nun thun? Auf die Tische steigen und zur Vertheidigung aneifern? Vergebene Arbeit. Zur Übergabe rathen? Dazu brauchte man ihn nicht. Und ob es dem Gustavus wieder zu Ohren käme, wäre erst wieder die Frage gewesen. Wie er also seinem Amte vorstand, kann sich Jeder denken. Bald fing er an, auf der Kehrseite zu schreiben, bald verspritzte er das Papier, ehe er die Feder angesetzt, daß er einmal die Tinte statt des Streusandes über die Schrift goß, versteht sich von selbst, und hatte er einmal einen Bogen voll, so hatte er gewiß den Namen Gustavus dreimal mit in den Text geschrieben, so daß er Alles wieder zerreißen mußte. Dann eilte er wohl mit verzausten Haaren zum Fenster, sah zur Elsbeth hinunter und rief mit größter Wehmuth: „O Ehrgeiz, zu was treibst du die Menschen! Wer hätte gedacht, daß ich statt des Brautbettes das Schaffot besteigen müßte!“

Am nächsten Tage war Herr Hieronymus schon so perplex, daß er dreimal um das Rathhaus ging, bis er den Eingang fand, und als er Oben war, hielt er des Bürgermeisters Zimmer für die Kanzlei und berührte denselben beim raschen Eintreten so unsanft, daß er mit äußerst langer Nase und ergiebigem Verweise abziehen mußte.

In der Kanzlei ging dafür sein Jammer erst recht los.

Er zerraufte sich die Haare und schlug sich, wie damals wegen der Frau Sibilla, sehr oft vor die Stirne, und das zwar wechselweise in allen vier Ecken der Stube, bald verzweiflungsvoll gegen die Wand gekehrt, bald das Gesicht zur Decke gewendet. Überall sah er das Gespenst des Spions hinter sich, vor sich, neben sich, so daß er in beständige Flucht gerieth, welche nur dadurch eine

plötzliche Unterbrechung erlitt, daß er eine ganze Reihe Acten umstieß — im Versuche, ihren Sturz zu hindern, den Tisch mit zum Fall brachte und, selbst darniedergerissen, unter großem Gepolter förmlich begraben wurde — worauf von ihm nichts mehr zu sehen war, als die Beine und sein zerrauftes Haupt.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und auf der Schwelle stand der Bürgermeister und ein Rathsherr.

Der Erstere aber sagte: „Herr Actuarius Hieronymus Wurzel gerirt sich in neuester Zeit sehr zweideutig. Sollten sich dergleichen Anfälle repetiren, so dürfte einem wohlweisen Rath obliegen, ein anderes Individuum zu erwählen, so sich auch in politicis ruhiger verhält, sintemalen es nicht ganz zweifelhaft erscheint, es dürfte sothanem Actuario Hieronymo Wurzel darüber der Verstand verkehrt worden sein. Für jetzt möchte es nicht schaden, den Doctor Theophrastus Hortius rufen zu lassen, um ihn einiger ärztlichen Vorsorge zu unterwerfen — und zu einem Parere zu gelangen, ob man sich fortan auf den Actuarium Hieronymum Wurzel verlassen könne oder aber nicht.“

Mit einem Rufe des Entsetzens arbeitete sich der unglückselige Herr Hieronymus unter seinen Acten empor, um seinen Verstand zu vindiciren, aber die Herren waren schon fort.

„Mein Amt soll ich verlieren,“ rief er auffahrend, „und den Theophrastus Hortius wollen sie mir über den Hals schicken?!“ Er rannte zwiefach verzweifelt auf und nieder. „Das mir, ha, Entsetzen, ha, Frevel, ha, unerhörte Kühnheit!“

Aber es kam doch so.

In Kurzem ging die Thüre wieder auf und herein trat, majestätisch und mit sehr drohenden Augenbrauen, Doctor Theophrastus Hortius.

„Bleibt mir vom Leib, verfluchter Blutdoctor!“ fuhr Herr Hieronymus ihn an und sprang an das andere Ende des Zimmers.

„Ha, da ist kein Zweifel,“ sprach Jener, „hier ist vollkommene Insania!“

Zugleich stürmte er auf ihn los.

Herr Hieronymus blieb aber nicht stehen, sondern machte linksum und schoß die Kanzlei entlang — hinter ihm drein Doctor Theophrastus Hortius, der vor Blutbegierde noch weit toller war, als Jener vor Angst, und das Aderlassen weit nöthiger gehabt hätte, als Herr Hieronymus. „Nur zwölf Unzen," war das erste Feldgeschrei gewesen. Aber mit jeder neuen Verfolgung war es um zehn gestiegen, und da es zwölf Uhr schlug, hätte Herr Hieronymus nicht genug Blut im Leibe gehabt, um den gelehrten Vampyr zu befriedigen, der mit einer langen rothen Binde und seinem Instrumente hinter ihm hertobte und ihn alle Zeit an den Rockschößen zurückriß, so oft er zur Thüre hinaus wollte.

Jetzt wurde es Herrn Hieronymus hell im Kopf, ein Gedanke durchzuckte ihn.

In aller Eile ergriff er die alte, rothgefranste Hellebarde, welche seit langen Zeiten hinter den Kästen in der Ecke stand.

„Ha, du verfluchter Blutzabzapfer," schrie er, „jetzt bist du in meiner Hand!"

Dabei fuhr er auf Doctor Theophrastus Hortius los.

„Insania — delirium acutissimum — zu Hilfe!" rief Der.

Herr Hieronymus ließ sich nicht schrecken, sondern jagte ihn sechsmal um die Kanzlei herum und fuchtelte so hinter ihm her, daß ihm die rothe Aderlaßbinde an der Hellebarde hängen blieb.

Schon war Jener über alle Stühle und Tische gesprungen, als die Thüre wieder aufging und der Bürgermeister und mehrere Rathsherren sichtbar wurden.

Doctor Theophrastus Hortius stürzte sogleich hinaus, indem er einige wohlweise Herren bei Seite schleuderte; Herr Hieronymus rannte ihm nach und verfolgte ihn durch viele Zimmer, Säle und Gänge bis über die Treppe hinab mit so großer Wuth, daß er dem entsetzten Doctor noch einen kleinen Stich in den Rücken versetzte, als es ihm endlich gelang, das Freie zu gewinnen — —

8.

„Trag's Essen wieder hinab zur Bas', ich komm' hin!“ sagte Hinneriz zur Tochter, die er um die Mittagsstunde auf der Treppe im Thurm erwartet hatte. „Ich habe ein Geschäft in der Stadt!“ setzte er bei.

„Da will ich aber gleich wieder herauf,“ gab Elsbeth zurück, „es muß ja doch nachschlagen, Vater —“

„Ist schon gesorgt,“ fiel Hinneriz ein und schritt hinab. Elsbeth folgte. Aber es kam ihr sonderbar vor. Ehe sie in den Thurm getreten, hatte sie den einzigen Mann gesehen, der Oben sein sollte, des alten Merian's Freund. Als sie sich vom Vater getrennt, ließ es sie nicht mehr ruhig. Sie dachte was, aber sie wagte kaum, es zu denken. In aller Eile trug sie das Mahl zur Base. In kürzester Zeit aber war sie wieder im Thurm und stieg ungeduldig hinan. Die letzten drei Stufen knarrten.

„Seid Ihr schon zurück, Hinneriz?“ rief es ihr entgegen — und Heinrich trat vor die Thüre.

„Heinrich!“ lallte Elsbeth. „So hat meine Ahnung doch eingetroffen?!“

Fest klammerte sie sich an das Geländer. Ihr schwindelte.

„Ja, ich bin's —“ sagte Jener, „der arme Kreuzer Heinrich, den Ihr von Euch gestoßen, den sie eingesperrt haben, weil ihn die Verzweiflung auf's Neue in's lockere Leben gerissen. O Elsbeth, wie leicht wär's Euch geworden, mich zu bessern!“

„Gewiß?“ fragte Elsbeth hochathmend.

„So gewiß mir Gott in mein Herz sieht!“ entgegnete Heinrich wehmüthig.

„Und die ganze Zeit seid Ihr da Oben gewesen —?“

„Die ganze Zeit! Hätt' ja längst wieder fortgekonnt — aber, was nützt mir die ganze Welt und alle Sicherheit, wenn ich meinen Qualen nicht entgeh'! Wo Ihr nicht in der Näh' seid,

da ist kein Aufenthalt für mich — und fort wär' ich um keinen Preis!"

„Also habt Ihr mich denn gar so lieb?!" lispelte Elsbeth, beide Hände am Geländer und ihm dabei in's Gesicht schauend, daß er die Thränen in den schönen, dunklen Augen wohl sehen konnte.

„O, meine Elsbeth," sagte Heinrich, „wenn Ihr wüßtet, wie lieb ich Euch hab' und wie geduldig ich jetzt bin! Die halbe Ewigkeit wollt' ich jetzt warten, wenn's nachher was werden könnt' — und das Spielen und Zechen hab' ich auch verlernt da heroben, dürft's mir glauben. Ein ganz anderer Mensch bin ich worden."

„Ist das wahr?" rief Elsbeth, „ist's aber gewiß wahr?"

„Gewiß ist's wahr — gelogen hab' ich mein Lebtag' nicht," — betheuerte er — „aber was sollen die Reden, was liegt Euch dran, bin ich gut oder bin ich bös!"

„Und fragen könnt Ihr auch noch, Heinrich — o mein lieber Gott —!" Elsbeth wankte hinauf bis zur letzten Stufe. —

„Was ist das!" rief Heinrich, „ja was soll — Elsbeth, sagt Elsbeth, wär's möglich, Ihr süße, Ihr herzige Maid —!?"

Aber sie konnte Nichts sagen.

„Heinrich, mein Heinrich!" lallte sie nur — an das hochpochende Herz des Jünglings sinkend.

9.

Die Nachricht, daß Gustavus Landshut verschont habe, beruhigte Die zu München nicht so besonders. Konnt' es ja leicht sein, daß er seinen ganzen Zorn auf die Hauptstadt verspare. Den nächsten Tag sollten die Schweden einrücken. Jetzt war es zehn Uhr Abend. Alles war zu München in Bewegung, an den Schlaf dachte kein Mensch. Am Wenigsten Herr Hieronymus. Er irrte verzweiflungsvoll durch die engen und weiten, belebten und abgelegenen Gassen. So war er an das Zeughaus gekommen.

In tiefstes Nachdenken über sein entsetzlich drohendes Schicksal versunken, stand er da.

„Der Spion," summste er vor sich hin, „ha, der Spion!"

Ein tüchtiger Schlag auf die Schulter weckte ihn aus seinen Träumen. Er schaute auf, sah einem Mann in's Gesicht und that einen Schreckensruf — es war der Spion aus der Trinkstube.

„Was schreit Ihr denn so, Herr Actuarius?" sagte Jener. „Hütet Euch doch, Ihr könntet die Kanonen aufwecken, so da Unten begraben liegen und schlafen."

„Kanonen, Kanonen?" lallte Herr Hieronymus, der von Nichts wußte, und warf einen Blick durch das Geländer. Alle Kanonen waren verschwunden.

„Was seid Ihr plötzlich so still und furchtsam?" höhnte der Andere. „Ich thu' Euch Nichts, vielmehr bin ich um Euch in Sorgen. Die Nachtluft ist kalt. All' Euere Poësei könnt' ersterben, wie ein junges Pflänzlein. Geht lieber heim und fabriciret etwelche Reime oder sonstige Weisen zur freudigen Ankunft des Königs Gustavus, des verfluchten Gelbleder=Königs in seiner schmutzigen Montur. Ist ein guter Rath, glaubt mir, und herzlich gemeint; Ihr habt mir ja auch rechte Nachrichten gegeben von Schweden=freunden und Schwedenfeinden. Wie, ist Euch etwa bang, wenn's den Herren dran geht an die Hälse und die Schöpfe? Was stünd' das Euch bös, dem herbsten Gegner, vor dem Gustavus allzuviel Angst hat, er möcht' ihm allein die schwedische Armee ausrotten, so er sie nit gar auf dem Kraut verspeiste!" Ein höhnisches Gelächter folgte diesen Worten.

„Habt Erbarmen — Erbarmen!" lallte Herr Hieronymus.

„O, denkt ja nichts Böses," spottete Jener fort, „der schwedische Haifisch wird Euch Nichts anhaben, als — doch wozu das? Sollt sehen, er läßt Euch rufen und wird sich bei Euch bedanken."

„O gnädiger Gott!" lallte Herr Hieronymus wieder, sich das Gesicht bedeckend.

Als er wieder aufschaute, war der Fremde spurlos

verschwunden. Nun waren alle Schrecken des Himmels über ihn hereingebrochen.

„Wohin, wohin?“ stammelte er. „Es ist entschieden, ich bin eine Beute des Todes, wenn ich länger in der Stadt verweile; der Schurke hat mir ja mein Schicksal prophezeit. Gustavus lasse mich rufen, sagt er, vielleicht läßt er mich vor seinen Augen ermorden, auf eine Weise, wie kein Mensch noch zum Tode gebracht worden ist —! Ja, fort muß ich, aber wohin, wohin —? Keinem Menschen kann ich mich anvertrauen, daß er mir rathe — die Thore sind auch geschlossen! O Jammer, o Entsetzen, o Elend, o Noth; o grausames Schicksal, was thun? Herr im Himmel, gib mir einen Gedanken, gib dem verzweifelten Hieronymus einen Gedanken.“

Es schlug halb eilf Uhr.

Er fuhr auf.

Wie für den Heinrich damals, war jetzt für den Actuarius der Glockenschlag eine Stimme vom Himmel. „Wo anders hin — als auf den Petersthurm?! Dank, Dank, gnädiger Himmel, für den Wink! Im Rathhaus ist Alles lebendig. Fort in des Bürgermeisters Zimmer — dort hängen die Schlüssel — Gott vergeb' mir die That, ich kann nicht anders!“

Im Bürgermeister-Zimmer war eine große Menge Räthe, Boten, Bürger und Kriegsleute.

Eben als Hieronymus eintrat, hörte er äußerst grimmig seinen Namen nennen und zwar vom Bürgermeister, der Seiner bedurfte. Herr Hieronymus hatte aber keine Lust zu einigem weiteren Aufenthalt, sondern arbeitete sich hinter dem Gedränge an den Wandschrank. Mit einem zitternden Griffe hatte er die Sorgen brechenden Schlüssel in seiner Gewalt, und wollte eben hinaus, als der Bürgermeister ihn erkannte.

„Seid Ihr einmal da, Herr Actuarius?“ donnerte er ihn an. „Auf der Stelle holt Ihr das große Register und findet Euch damit ein, so Ihr nicht wollt, daß man Euch Eueren sonderlich verwirrten Kopf zurecht setze!“

„Auf der Stelle, auf der Stelle, gestrenger Herr Bürgermeister!“ rief Herr Hieronymus und zwängte sich hinaus.

Wer aber nicht mit dem Register kam, war Herr Hieronymus.

Vielmehr rannte er die Treppe des Rathhauses hinunter, schlich um die Kirche herum an den Thurm — drin war er im nächsten Augenblick, und stieg in größter Eile im Finstern fort und fort, bis er, nach häufigem Anstoßen seiner Stirne und einigen ergiebigen Prellungen am rechten Arm und der linken Schulter auf die obere Thüre losklopfte und den alten Hinneriz um Hilfe und Rettung anflehte.

Derselbe sah zwar den Wachsthum der Colonie nicht mit Freuden — aber der Flüchtling war zu verzweifelt, als daß es der Thürmer über sich bringen konnte, ihm einen Zufluchtsort zu versagen, wie bang ihm auch selbst dabei wurde.

10.

Gustav Adolph war in München eingezogen.

Daß ein so tapferes Volk, wie die Münchener Bürger, knirschte, daß man sich unterwerfen müsse, ist wohl begreiflich. Der Unmuth milderte sich freilich um Vieles, weil der Schwedenkönig hier seiner Rache Einhalt that und München vom Feuertode lossprach, sonst sich auch fast gütig erzeigte und wohl gar an manchem heiligen Ort einfand, wo die Menge anderen Glauben hatte, als er, aber große Pracht und Würde — auch treffliche Musica zu finden und zu hören war. Seines Lebens froh wurde aber Keiner. Denn war im Ganzen die Milde Gustavi groß — die hundert und vierzig Kanonen hatte er sich doch alsbald zu Eigen gemacht und die drei hundert tausend Ducaten in der Donnerbüchse auch nicht verschmäht — und da ihm die Stadt die geforderte Brandschatzung nicht zum dritten Theil erlegte, zwei und vierzig Geißeln verlangt, unter welchen alle Die waren, so Herr Hieronymus als Schwedenfresser bezeichnet hatte.

Eines Morgens dröhnte heftiger Trommelwirbel durch die Stadt. Dasselbe geschah kurz vor Mittag.

„Bist du da?“ fragte Hinneriz die Tochter Elsbeth, welche ihm so eben wieder sein Mahl gebracht hatte, und zwar, wie seit Längerem, mehr als früher, weil sich der Vater über gar großen Appetit beklagt hatte, wobei ihm aber nur seine Gesellschaft auf dem Thurm im Sinne gelegen. „Was gibt es denn Unten, daß sie so trommeln?“

„Ei, Vater,“ entgegnete Elsbeth, „das gilt dem Herrn Actuarius beim wohlweisen, inneren Rath. Der ist verschwunden, heißt's, und wenn er sich jetzt nicht stellt binnen einer Stund', so verliert er sein Amt. Das Schlimmste ist dieß wohl für den armen Herrn Hieronymus, der mich stets so freundlich gegrüßt hat; aber Die im Rath sind selber in rechter Verlegenheit, denn der Schwedenkönig will ihn sehen, und jetzt wissen sie nicht, woher nehmen, weil er gar nirgends zu finden ist.“

Dieß Alles hörte Herr Hieronymus, im Kasten versteckt, gar wohl. Grauen und Verzweiflung überfielen ihn in unbeschreiblichem Grade. Denn, ließ er sich sehen, war er ein Mann des Todes — ließ er sich nicht sehen, verlor er sein Amt! In namenloser Verzweiflung verharrte er gleichwohl, denn theuerer, als sein Amt, war ihm ja doch sein Leben.

Der Thürmer schien so wenig Antheil zu nehmen, daß Elsbeth in so viel größeres Bedauern ausbrach und den armen Herrn Hieronymus so lobte, wie er in seinen süßesten Liebesträumen nie erwartet hätte. Er war von der schmerzlichsten Wonne durchdrungen, aber er wagte gleichwohl nicht, sich zu regen.

Da führte der Himmel selbst die Entdeckung herbei.

Herrn Hieronymum überfiel nämlich plötzlich ein großer Reiz zum Nießen, und im bemeldten Kasten gellte es alsbald äußerst heftig und zwar dreimal.

„Ja, was ist denn das, wer ist denn im Kasten?“ rief Elsbeth.

Aber die Worte waren ihr kaum von den Lippen, als Herr

Hieronymus, ein viertes Mal nießend, die Kastenthüre aufdrückte und in Lebensgröße vor ihr stand.

„Ihr seid da?“ rief Elsbeth, in ein herzliches Lachen unwillkürlich ausbrechen wollend, das sie aber in der Erinnerung an seine traurige Lage sogleich bändigte.

„Ja, himmlische Maid,“ rief er, „ich bin da und der Himmel hat mir einen Blick in Euer Herz gestattet! Ihr liebt mich. Eilt hinab zu den [illegible] Herren und fleht, daß sie mir mein Amt lassen, [illegible] käme gewiß wieder, sie sollten nur Geduld haben, bis der verfluchte — bis — bis der Schwedenkönig wieder abgezogen sei, dann aber käm' ich gleich! Und wenn Ihr mir die Liebesprobe erfüllt, so schwör' ich Euch Treue, bitte Eueren Vater um sein Wort, und sobald das Trauerjahr zu Ende ist, seid Ihr —“

„Sicher nicht die Braut des Herrn Hieronymus Wurzel!“ rief es — und herein stürzte Heinrich, kühn, wie zu allen Zeiten, so auch jetzt Alles auf das Spiel setzend.

In Kurzem war Herr Hieronymus und der Thürmer über Heinrich's und Elsbeth's Liebe aufgeklärt.

„Und Ihr wagt es, lockerer Geselle, meine Tochter zu lieben?“ donnerte Hinneriz.

„Trau'n, eine große Kühnheit!“ rief Herr Hieronymus. Aber im höchsten Grimme stürzte dafür Heinrich auf Herrn Hieronymus los, der sich hinausflüchtete.

Vergeblich rief Hinneriz: „Bleibt, bleibt, man sieht Euch, Ihr richtet Euch und mich zu Grunde!“

Die Gitterschwelle war längst überschritten, der Actuarius rannte aus Leibeskräften am Geländer herum, Heinrich hinter ihm her unter gräßlicher Drohung, ihn über den Thurm hinabzuwerfen.

So ging die Jagd fort, bis Heinrich den nahe liegenden Schlüsselbund ergriff und ihn mit Gewalt auf Herrn Hieronymus schleuderte. Der wich aber aus und schoß die Treppe hinunter, um sich tiefer unten zu verbergen. Heinrich selbst starrte dem Schlüsselbunde nach, der in die Stadt hinunterflog und zwischen

einer Menge Menschen niederfiel, welche das Abenteuer auf dem Thurme bemerkt und sich gesammelt hatten.

„In der nächsten Stunde sitzt Ihr und ich im Kerker" — sagte Hinneriz in finsterer Verzweiflung — „das ist der Lohn für meine Wohlthaten!"

Es währte keine halbe Stunde, so klirrte es auch schon die Treppe herauf.

Elsbeth warf sich an Heinrich's Brust unter vielen Thränen.

Er suchte sie zu trösten, drückte ihre Hand an's Herz und sagte: „Das Herz schlägt für dich in alle Ewigkeit, Gott steh' mir bei — und sei bei dir, du liebe, du schöne Elsbeth!"

Drauf ging er muthig den Häschern entgegen.

Herr Hieronymus aber war nicht ganz so muthig.

Um keinen Preis wollte er vom Balken herab, auf den er sich geflüchtet hatte. Erst als man ihm mit den Lanzen drohte, glitt er herunter, um seinen Leidensgang zum Gustavus anzutreten.

Mittlerweile war Heinrich vor einen gestrengen inneren Rath geführt worden, der ihn mit geballten Fäusten, sehr grimmigen Gesichtern, auch zornfunkelnden Augen empfing und ad protocollum vernahm — wobei der mit dem letzten Glockenschlag neu erwählte Successor des Herrn Hieronymus Wurzel mit größter Wichtigkeit amtirte.

11.

Es war in Kurfürst Maximilian's stolzer, schöner Hofburg. Generale, Feldobristen und Andere standen in Menge um Gustav Adolph und vernahmen seine Befehle. Da kam die Nachricht, man habe den Actuarium gefunden und wo. „Man lasse ihn ein," sagte Gustav Adolph, „ich bin begierig, meinen Feind zu sehen."

Hereintrat, nicht ohne einigermaßen genöthigt zu werden, unter absonderlich eben so tiefen, als schiefen Reverenzen, an allen Gliedern schlotternd, Herr Actuarius Hieronymus Wurzel und stammelte, auf die Kniee fallend:

„Wa — wa — wasmaßen Ihr mich, großer König — zu sehen verlangt — so bin ich allhier angekommen. Ich weiß, mein Todesstündlein ist — da — laßt mich nur — nicht lange leiden — das ist die einzige Gnad', die ich mir — ausbitte. Ist mir auch der Tod — nicht unwillkommen, denn ich hab' so eben — gehört, daß ich — mein Amt verloren — und ein Anderer — eingesetzt ist. Sprecht es aus mein — Todesurtheil, großer König!" Aufgeblickt hatte er dabei nicht.

„Euer Todesurtheil —?" sagte Gustav Adolph lächelnd. „Fürwahr, Ihr habt mir bös mitgespielt," fuhr er in gebrochenen Worten fort, „mit Eueren Reimen und Reden. Seid wahrlich ein gefährlicher Mann. Ja, sterben müßt Ihr, das ist keine Frage! Aber — was gibt es da —?"

Man meldete, eine überaus schöne Jungfrau sei im Vorsaal und bitte inständig, vorgelassen zu werden.

„Eine schöne Jungfrau —?" fiel Gustav ein. „Ist mir die Maid wohl auch Feind? Ei, das wär' ein noch gefährlicherer Feind, als der Herr Actuarius. — Laßt sie ein!"

Im nächsten Augenblicke kniete Elsbeth vor dem König. In der Linken hielt sie einen herrlichen, süßduftenden Blumenstrauß, die Rechte erhebend, flehte sie, mit in Thränen schwimmenden Augen zum mächtigen Sieger aufschauend: „Gnade, Gnade, o großer, siegreicher Herr und König, Gnade für meinen Geliebten, rettet ihn, rettet mich aus der Verzweiflung!"

„Wohl, wenn so schöne Lippen für Euch bitten, Herr Actuarius," sagte Gustav Adolph heiter, „so muß ich ja wohl Gnade für Recht über Euch ergehen lassen."

„Was sprecht Ihr, hoher Herr?" rief Elsbeth, erschrocken auf Herrn Hieronymus blickend: „Für Den hier hab' ich nicht gefleht! Gebt ihm gleichwohl in Huld und Gnade Vergebung und Nachsicht, ich fleh' auch für ihn, der Euch mit allen seinen Reimlein keine Perle aus der Siegeskrone bricht! Aber nicht er ist es, dem ich mein Herz geschenkt hab' —"

Und in Kurzem erfuhr Gustavus all ihr Herzleid, das sie

ihm, während die Sonne freudiger Zuversicht ihre Wangen hoch röthete, in so schmeichlerisch süßen Worten mittheilte, daß er der schönen Elsbeth gern verziehen hätte, wär' ihre Rede auch dreimal länger gewesen und mehr.

Ging es also dem König gerade wie den Rathsherren und vielen Anderen, die ihr beim Sanct Onuphrius so gerne zuhorchten, wenn ihre schöne Stimme ertönte zu Scherz oder neckischem Schelten mit Linsen, Erbsen oder Blumen.

„Seid unbesorgt," sagte er dann, „schöne Jungfrau, Euch soll geholfen werden."

Er wendete sich zu einem seiner Feldobristen und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf Dieser sogleich wegeilte.

„Was Euch betrifft, Herr Actuarius," fuhr Gustav Adolph fort, der Elsbeth heißen Dank beschwichtigend, „so könnt Ihr von großer Strafe nicht losgesprochen werden."

Er ging an den Tisch und schrieb stehend einige Zeilen.

„Mein Todesurtheil!" dachte Herr Hieronymus aufschaudernd.

Elsbeth hätte wohl für ihn gefleht, aber zu mild sah der König auf den unglückseligen Herrn Hieronymus. Er streute die nasse Schrift, faltete das Papier und trat vor Denselben.

„Warum seht Ihr mich nicht an?" sagte er. „Faßt Muth und erhebt Euere Blicke!"

Langsam erhob Herr Hieronymus sein sorgenbewölktes Haupt und sah dem großen Mann in's Angesicht, dem er so heftig zugesetzt hatte — aber auch schnell neigte er es wieder. Denn obwohl das Antlitz desselben heiter war, den ernsten, ruhig tiefen Blick vermochte er nicht zu ertragen.

Der König aber sprach: „Herr Actuarius, ich sehe, Ihr seid in nicht geringer Todesangst. Doch es hängt von Euch ab, ein besseres Loos alsbald zu erfahren."

„Und was muß ich thun?" fragte Herr Hieronymus demüthig.

„Ihr sollt mir von Eueren Reimen und Sprüchen etwelche sagen mit eigenem Mund," entgegnete Gustav Adolph, „seht, da hab' ich die letzten, so Ihr spracht —!" Er nahm Papiere vom

Tisch und hielt sie ihm vor die Augen. Es waren die Reime aus der Trinkstube am Fischbrunnen! Herr Hieronymus war am Zusammensinken.

„Ich soll lesen — vor Euch selbst — lesen —?!“ stammelte er.

„Ich wünsche es —“ sagte der König.

Herrn Hieronymo schwamm es vor den Augen, und es schnürte ihm die Kehle zu, aber da war keine Hilfe. Er fing also an zu lesen, wie Gustavus ihm vorhielt: „Grabt — grabt — in's Loch der — — schwedische Dachs — treibt ihn 'rrrr — 'raus der — der Kurfürst Max.“

Große Heiterkeit verbreitete sich über alle Anwesenden; Gustavus aber, der heute gar fröhlich war, ließ den entsetzten Actuarius ein Sprüchlein um das andere lesen. Das letzte war: „Für Gustavus den Großen ist auch eine Kugel goßen.“

„Treibt ihn 'raus der Kurfürst Max —!“ sprach der König drauf ernst. „Geb' Gott vielmehr mir den Sieg — oder geb' mir den Kurfürsten zum Freund statt Feind. Kaum dürft' aber Das geschehen. Denn eh' gelänge mir, seine schöne Hofburg auf Walzen zu setzen, daß ich sie in mein Land bringen ließe, als daß er von seinem Glauben abginge. Doch ehr' ich ihn und schätz' ich ihn hoch, er ist ein großer Kriegsheld, und wär' er nur auf meiner Seite und mit rechten Armeen, uns sollte die ganze Welt Nichts anhaben. So hat es aber der Himmel nicht gefügt und beschieden. — Euer letztes Sprüchlein — das möchte früher oder später wahr werden. Denn Gott mißt die Zeit. Die Könige sinken dahin, wenn er winkt, wie geringe Menschen. Nichts sind wir als Gras, das sein Fuß zertritt, wenn's ihm gefällt — oder Eichenbäume hinwieder, so heute stolz prangen — da sie morgen der Blitz zerbricht und in die Haide wirft zum Verwesen. Gelobt sei sein Wille!“

Er entblößte sein Haupt.

„Jetzt aber,“ fuhr er fort, „nehmt Euer Todesurtheil, Herr Actuarius, und geht damit — zu meinem Kriegszahlmeister!“

„Tausend Gulden?!“ rief Herr Hieronymus, in das überreichte Papier blickend — „Gnädigster König —!“

„Euer Amt ist vergeben,“ entgegnete Gustav Adolph, „und leben müßt Ihr, bis ihr sterbt. Sucht demnach eine andere Auskunft und ich will Euch mein Vorwort nicht versagen.“

Herr Hieronymus hatte keine Zeit, seinen Dank auszudrücken, denn die Thür öffnete sich auf geschehene Meldung, und herein trat mit freudig kühn erhobenem Haupte — Heinrich — mit ihm kamen der Bürgermeister und zwei Rathsherren, die sich dreimal so tief beugten, als der kecke Geselle.

Dafür kniete Der vor Gustavus nieder und dankte ihm mit lauter, sicherer Stimme für seine Befreiung.

„Also Der ist es?“ sagte Gustav Adolph zu Elsbeth.

„Ja, siegreicher König,“ entgegnete die Jungfrau schelmisch, „Der ist's! Gefallt Euch — gefallt Euch Der nicht besser, hoher Herr?“

„Ja wohl,“ versetzte der König lächelnd, „Der gefällt mir freilich besser. Mag ein kühner Junge sein, der keinen Feind fürchtet und kein Gespenst. Also darf er sich auch eine Gnade ausbitten.“

„Wenn das ist,“ sprach Heinrich freudig, „so bitt' ich Euch, mächtiger König, gebt mir ein gnadenreiches Vorwort bei'm gestrengen Rath. Heute Nacht ist der Thürmer zu St. Peter, der alte Merian, gestorben. Wenn ich seinen Platz bekäm', nachher wär' mir für alle Zeit geholfen. Glaubt mir, hoher Herr, ich bin ein leichtsinniger Gesell gewesen, aber der Thurm hat mich ganz bekehrt — und auf dem Thurm möcht' ich jetzt bleiben! Ich mein' alleweil, es kostet Euch nur ein Wörtlein, und es wird sich schicken!“

„Das denk' ich auch,“ entgegnete Gustav Adolph, sich zu den Herren vom Rath wendend, die sich selbander zu Dritt bis zur Erde verbeugten.

„Jetzt sind wir fertig und Ihr seid in Gnaden entlassen,“ sagte Jener, mit einem freundlichen Blick auf Elsbeth.

„Gnädigster König,“ sprach diese, schamüberflossen, „Ihr habt mir so viel Glück bescheert — wenn ihr die Gnade hättet —!“ Dabei erhob sie schüchtern den großen Blumenstrauß.

„Ich danke, ich danke, Jungfrau," entgegnete Gustav Adolph, ihr den Strauß gütig abnehmend, — „wie schön sind doch die Blumen hie zu Land!" Er sah Elsbeth noch einmal an, winkte gnädig und verließ das Zimmer, während sich Alles tief vor ihm beugte, Viele aber ihm folgten.

Daß Elsbeth und Heinrich sich in die Arme fielen, braucht nicht gesagt zu werden, noch auch, daß sie fortflogen, dem alten Vater, dem nun ja wohl auch Nichts widerfuhr, die Freudenbotschaft zu bringen.

Herr Hieronymus aber lag noch eine Weile lang auf den Knieen, denn ihm schien Alles ein Traum.

„Ja, ist's denn wahr," rief er endlich — „die Elsbeth ist verloren —? Mein Amt ist dahin —? Aber ich werde nicht geköpft, nicht gerädert und bekomme tausend Gulden?! Ist's denn wahr?!"

„Freilich ist es wahr!" — sagte ein Mann, der, in einen Mantel gehüllt, an der Ecke der Thüre stand, durch welche Gustav Adolph eben sich entfernt hatte.

Die Stimme war Herrn Hieronymus bekannt. Er schaute auf. Entsetzt fuhr er empor, that einen Schrei — und lief davon, was er laufen konnte.

Es war der Mann aus der Trinkstube und der Gasse beim Zeughaus.

All' dieß ging dazumal vor im Wonnemonat des Jahrs 1632. Die Schweden zogen bald wieder ab. Die Geißeln und Kanonen mit. Kanonen und Geißeln kamen später wieder zu des großen Kurfürsten und der Stadt Handen, aber von den dreimal hunderttausend Ducaten ist weiters nirgends geschrieben, daß sie retournirt seien.

Wollt' aber Einer in späteren Jahren hören, wie es in München zugegangen, da es die Schweden besetzt, so konnte er's nirgends besser erfahren, als in der Trinkstube beim Fischbrunnen,

daselbst Herr Hieronymus Wurzel, weiland Actuarius des inneren Rathes, mit den tausend Gulden, auch des Königs Gustavus Hilfe ehrsamer Bierzapfer geworden war, alle seine Verslein aufgenagelt hatte und wohl gar oft rief: „Wer sagt, daß ich vor dem Schwedenkönig davongelaufen bin? Ganz allein wegen der Elsbeth bin ich auf den Petersthurm hinauf! Ja, wär't Ihr nur dabei gewesen, wie ich dem Gustavus die Sprüchlein recitirt und hineingesagt! O das Gesicht sollt Ihr gesehen haben, na das Gesicht! Ich sage Euch, er hat mir die tausend Gulden gern gegeben, damit ich ihm nur keine neuen Reimlein mehr hinaufschoß! Respect hat er gehabt, und ich vor ihm, das muß ich sagen — aber eingetroffen ist es allemal, was ich ihm prophezeit: Für Gustavus den Großen ist auch eine Kugel 'goßen. Er liegt im Grabe — Gott gebe ihm seinen Frieden."

III.

Sultan.

1.

Daß Herzog Albertus der Fünfte ein muthiger, rechter Mann gewesen, dabei guter Zucht und Sitte fest zugethan, hat ihm noch Keiner widerstritten. Fand also der Herzog in sich selbst den besten Schutz, und mocht' es Einer nicht leicht wagen, ihm vor den Ohren zu läuten mit der Hochmuthsglocke, schlimmen Wandel zu führen, oder was es sonst noch gibt. Denn da war der hohe Herr gleich beschlossen, scheute sich in Nichts und ließ strenge Pön über die Schuld ergehen.

Zu all' seinem Muthe hatte er aber noch eine treffliche Leibgarde. Die war der treue Sultan, sein Löwe, hochrühmlichen Andenkens. Zahm war er, wie's selten wohl vorgekommen, frei durfte er umhergehen in den Gängen von des Herzogs Gemächern bis an die umgitterte Herberg', wo er gefüttert wurde, und jedes Kind mochte ihn streicheln. Nie zeigte er eine Spur von böser Absicht und verborgenem, wilden Wesen. Galt es aber seinem Herrn oder wer sonst ihm lieb und werth war — da nahm er sich nicht wenig um seine Freundschaft an, und gar lange ward im deutschen Reiche beim Bankett und in den Schenken davon geleiert, wie derselbige fränkische Gesandte bei Albertus das Maul recht voll nehmen wollte, aber spornstreichs davon rannte, als er des Löwen funkelnde Augen, sein ungestümes Kopfschütteln gewahr wurde und sein lautes Brüllen vernahm.

Nun war einstmals ein recht windflüchtiger Geselle zu München angekommen, gerade da das Laub gelb und roth von den Bäumen tanzte. War's also im Herbst und zählte man gerade 1557.

Derselbe lose Herr rühmte sich aber viel großer Künste mit

der Wünschelruthe; wie man's in Kurzem dahinbringe, aller Seelen Geheimnisse zu ergründen, wollt' er Jedweden lehren, der ihn gut zahle, und von der Leibeskraft, die er durch allerlei Tinkturen verleihen könne, machte er viel Wesens. War's dem zu Folge schon Einer von Jenen, die dem lieben Herrgott den Tag mit nutzlosem Streben abstehlen und dabei auf fremder Leute Kosten ihrem lustigen Leben nachhängen wollen — der Herr nannte sich den Meister Talamont und war im Lothringen drüben zu Haus.

Wie er nun schon vieler Orte die Großen genarrt hatte, wollte er den Herren zu München auch einmal in die Seckel steigen, vorerst aber beim Herzog anfangen. Er gedachte ihn geschickt hinzuhalten, hie und da mit einem Kunststücklein zu vertrösten, dann es bei den Anderen eben so zu treiben und drauf plötzlich von dannen zu reiten, als ob ihn wichtige Ursach' dazu bestimme. So hatt' er schon oft Geld eingesammelt, gar viele Vorschriften und Lehren gegeben, und glaubten dann die Anderen, sie hätten des Meisters Lehren nicht recht befolgt, oder was immer. Kurz Alles wollten sie, wär's noch so toll gewesen, nur nicht gestehen — sie seien gefoppt worden.

So waren die Menschen dazumal und sind's auch noch heut' zu Tage in guter Meng' und an vielen Orten.

Kaum hatte sich nun Herr Talamont im Thal unten ein Quartier gesucht und eines gefunden, wie er's brauchte, so dachte er: Jetzt gehst du gleich an's Geschäft. Dein Rößlein ist versorgt, ein und aus kannst geh'n bei der Vorderthür' oder beim Hinterpförtlein, darf dir also nit bang sein, wenn du verborgen von und zu willst oder gar von dannen reiten. Jetzt versuch' dein Glück in der lobesamen Stadt! Müßt' es doch recht über Quer kommen, wenn's allhie fehlschlüg'! Nahm alsbald auch sein rothsammtenes Mäntelein um, wandte sich der Hofburg zu und ließ dem Herzog Albertus in Ehrfurcht vermelden, daß er da sei, was er Alles vermöge und daß er um die Gnad' bitte, vortreten zu dürfen.

Herzog Albertus war aber ein wenig unpäßlich. Er ließ ihm also sagen, es könn' jetzt nichts werden mit solcher Kurzweil, er sei nicht in bester Gesundheit, und wenn er einmal Lust hätte, ließ' er's ihm schon vermelden.

Albertus hatte jedoch mehr anderen Grund, den fahrenden Meister nicht vorzulassen. Recht sehr lag ihm eines jungen Grafen Schicksal am Herzen, der so viel Böses an ihm verübt, daß ihn vor sechs Monden viele Reisige gefangen bei unseres Herrn Thor hereingebracht hatten, darauf er nach kurzem Gericht in den Thurm am Thiergarten gesetzt ward — gerade als die Maiblumen erstanden und die Bäume in schönster Blüth' prangten. Mag's dem Grafen Ladislaw von Haag wohl zwiefach hart angekommen sein! Denn im Lenz ist's gerad' am Besten im Freien, und kann's nichts Schlimmeres geben, als wenn Einer gerad' um diese Zeit wo hineingesperrt wird und kann die längste Weil' nimmer heraus.

Wie sehr nun dem Grafen auch recht geschehen war, so hatten doch Viele Erbarmen mit ihm, das Frauenvolk schon gar, weil er ein überaus schöner Herr war, und dachte sich manche Maid im Stillen: Jetzt wär' er lang genug im Thurm gesessen, mein' ich.

Einer Solchen zu Lieb' hätte Albertus wohl seinen Sinn nicht geändert; denn er war sehr beharrlich. Er dachte vielmehr selbst mehrmals daran, fürchtete aber stets, der Graf möchte seine Freiheit gleich wieder mißbrauchen. War also zu keinem Entschlusse gekommen, und wie Viele auch für den Gefangenen baten, die Sache blieb stets beim Alten.

Eben war aber der Pater Canisius wieder einmal von Ingolstadt gekommen.

Der hatte beim Albertus schon mehrmals dringend für den Grafen gefleht, und kein Zweifel waltete da, daß er sogleich wieder auf das Kapitel käm', sobald er nur den Mund aufthu'. Albertus war ihm aber sehr geneigt, wollt' ihm nicht ferner abschlägige Antwort geben, wenn's anders möglich schiene, und hatte Alles, was die Richter hin und her über den Grafen

geschrieben, vorgenommen, um Gründe für oder gegen zu finden. Da war nun, wie Jeder sieht, keine Zeit da, sich mit Herrn Talamont abzugeben, und konnte Der zusehen, wie er sich seine Zeit vertreibe.

Wenn aber Herr Talamont harren mußte, ließ er sich deßhalb nicht viel Gram erwachsen und dachte: Ich will die Frist schon verwarten. Hie in der Stadt sind gar schöne Junfrauen, da kannst du ein Abenteuer erleben oder das andere, Talamont! Sicher bist du auch. Denn ist gleich der Graf von Haag in der Stadt, so liegt er doch im Thurm am Thiergarten, wie ich sicher vernommen — also kann er dir Nichts wehren, wie er an mehr Orten gethan, wenn du einen Frevel verüben wolltest! Und Rache könnt' er auch nit nehmen, wüßt' er gleich, was du ihm zu Heidelberg angethan hast — er ist allzugut verwahrt!

Da nun Herr Talamont so schlimm gesinnt war, so machte er sich bald hinter Alles her, was er Holdes erlauschen konnte, dachte, sein hübscher Wuchs und lustiges Antlitz sei ein köstlicher Geleitsbrief in jedwedes Herz und versah sich des Allerbesten. Doch das kam zusehends ganz anders.

Der junge Herr kam den Jungfrauen gar nicht geheuer vor, und von der Ersten an bis so weit er sein Glück versuchte, erlitt er eine Niederlage nach der anderen. Am zweiten Tag aber waren die Gesellen schon in Abrede, dem kecken Unbekannten das Gewerb zu legen, wollt' er noch mehr Schabernack spielen mit Schwestern oder Liebsten und ihnen selber Unruh' im Herzen machen beim Ambos oder der Hobelbank.

Doch gerade, da sie dem Herrn Talamont ein recht blaues Gewitter zurecht gerichtet hatten, war er plötzlich aus der weiten Stadt verschwunden — und dachten sich Jene, er hab' was vernommen und sein Heil in der Flucht gesucht.

So war's gleichwohl nicht. Herr Talamont hatte nur im Burghofe was erblickt, dem gar Nichts gleich kam von aller Zier und Schönheit, so viel er auch zu München in Augenschein genommen. Die Maid aber, die ihn so entzückte, war Afra,

des Löwenwärters Anselm Schwesterlein. Kaum da er sie gesehen, galt ihm auch sie für das Allerhöchste, und dachte er sich: Was Schöneres hat's nie gegeben, jetzt brächten dich keine zehn Pferde aus München hinaus, und da mußt du einen Kuß erhaschen, wo nit mehr', das mag geh'n, wie's will!

Wer sich nun die Zeit genommen, der hätte Herrn Talamont gar oft im Burghofe sehen können. Wenn er meinte, es falle auf, so wußt' er sich stets Hilfe, fragte Dies und Jenes, zumeist, wie's mit des Herzogs Gesundheit stehe, und hatte in Kurzem kein Mensch mehr Antheil genommen an Albertus, als der Herr Talamont aus dem Lothring'schen herüber. Er verrieth sich aber nie weiter, gab sich keineswegs zu erkennen, und wenn er Einen gewahr wurde, der ihn bei seiner ersten Meldung gesehen, machte er sich aus dem Staube, so schnell er nur konnte, oder ging gerade an ihm vorüber zum Burgthore hinaus, als ob da sein Pfad durchführe, und kurze Zeit darauf kam er beim anderen Thor wieder herein.

Bei allem Dem wollte seine Angelegenheit mit der Afra lange nicht zu Stande kommen. Da kam ihm mit einem Mal in den Sinn: Um die zwölfte Stunde ist sie schon zweimal aus der Thür' neben dem Spitzthürmlein getreten, da stellst du dich morgen hin, Talamont, bleibst stehen, bis sie sich zeigt, und dann wird sich das Andere schon von selbst geben!

Da er nun am nächsten Tage um die Mittagsstunde im Burghof an seinem Orte stand und hinaufblinzte, sah er, wie die Afra herabkam, und trat gleich zurück, damit sie ihn fürerst nicht erblicke. Als sie aber sorglos heraustreten wollte, machte er sich schnell hinein zur Thüre, zog das Federbarett sehr tief und sagte, indem er sich beugte: „Vortrefflichste Jungfrau, vergebt, wenn ich Euch den Weg vertrete. Ich hab' da was verloren, das habt Ihr gefunden, und ist mir's gar lieb, daß es so ist und nit anders!“

„Ich — —?“ versetzte die Afra erröthend. „Wahrlich, ich weiß von Nichts und verstehe Euch nicht ganz — aber so Ihr

was verloren habt, will ich Euch suchen helfen.“ Dabei sah sie umher.

„Da sucht Ihr vergebens, holde Jungfrau,“ fiel Herr Talamont rasch ein, „läg' das auf dem Boden, hätt' es wohl schon längst eine vornehme Dam' aufgehoben, denn es wär' nicht das Schlechteste, was sie erobern könnte. Wollt Ihr aber wissen, was es ist, so müßt Ihr nirgends anders suchen, als in Euch selbst. Denn ich hab' mein Herz verloren — das habt Ihr mit demantenen Fesseln an das Euere geschmiedet, daß es mein' Lebzeit nimmer loskommen kann!“

Dazu legte Her Talamont die eine Hand an den Stoßdegen, die andere aber mit dem Federbarett auf die Brust, beugte sich wieder sehr tief, sah dann empor und machte ein gar lustiges Gesicht — denn er merkte, daß die Afra ihn mit ihren großen, blauen Augen nicht im Mindesten finster anblicke.

Das kam aber daher. Sie war überaus unschuldig, schaute noch in die Welt, wie ein Kind auf die Flur, wenn da recht üppig und frisch das Gras aufwuchert, die viel tausend goldenen, weißen und rothen Blumen blühen, die Bienen und Falter drüber wegsummen und gaukeln und die Grillen zirpen — überall und man weiß nicht recht wo Kurz, sie hatte kein Arg von sich und Anderen in der Seele, meinte, Alles sei fromm, gut und auf's Beste bestellt, und hielt demnach Herrn Talamont's Rede für losen Scherz, ihn selber aber für einen lustigen Vogel, der's keineswegs schlimm meine.

Drum sagte sie lächelnd: „Viel Dank für die freundliche Red', lieber Herr! Freu' mich, daß Ihr so lustig aufgestanden seid. Ich bin auch alle Zeit lustig und lass' mir keinen Gram erwachsen.“ Dazu lachte sie gar anmuthig.

Herrn Talamont gefiel das sehr wohl, und dacht' er: Lacht sie gern, ist dir guter Weg offen — stimmte mit ein, und so lachten sie Beide gegeneinander, daß es eine wahre Wohlthat war. Die Afra machte dabei einen Knix und wollte fort — konnte aber nicht. Denn Herrn Talamont war's um's Lachen nicht allein zu

thun, sondern er trat vor und sagte: „Ja, schöne Jungfrau, was ist's denn aber mit meinem Herzen? Ich kann ohne Herz nit leben!“

„Das glaub' ich“ — gab Afra zurück, „nur nicht verzagt, lustiger Herr, das demantene Kettlein ist schon zerrissen.“ Zugleich wollte sie wieder hinaus.

Herr Talamont ließ sie aber nicht von hinnen und sprach: „Da find' ich schlechten Trost, wenn ihr mir mein Herz aufzwingen wollt.“

„Einen besseren weiß ich nicht,“ entgegnete Afra ein wenig ernster. „Macht Euerem Scherz ein Ende und laßt mich doch meiner Wege geh'n!“

„Scherz?“ — sagte Herr Talamont mit großer Wärme — „O allerschönste Jungfrau, ich mein' es auf das Allerernstlichste.“

Afra wurde blutroth im Gesichte, sie sah ängstlich die Treppe hinauf, ob denn Niemand käme, ihr beizustehen. Es kam Niemand. Sie wollte hinauf — sie wollte zur Thüre hinaus — der Lothringer hielt sie überall zurück. Jetzt verwandelte sich ihr mildes Wesen in großen Zorn.

Herr Talamont sah aber in dem Fluchtverlangen und ihrem Verstummen kein so schlimmes Zeichen, die Purpurglut ihrer Wangen dünkte ihm äußerst annehmlich, und er sprach: „Was Gott gefügt, holdselige Jungfrau, das läßt keine Trennung zu, und Widerstreben ist eine große Sünde — o da kommt Ihr nicht hinaus, ohne daß Ihr mir gute Botschaft für meine Sehnsucht verkündet und ein Pfand gebt, daß ich weiters hoffen kann!“

Zugleich wollte er sie umfangen und ihr einen Kuß auf die Lippen drücken.

Afra wich aber aus. Ein gewaltiger Zorn ward in ihr mit einem Male rege, und ein Muth, wie er ihr bis jetzt fremd geblieben. Aber so hatte sich ihr auch nie Jemand genaht. Also ward sie gleich von der harmlosen Jungfrau zur starken Heldin und verschmähte den eben offenen Weg zur Treppe. Sie trat vielmehr Herrn Talamont selbst einen Schritt entgegen und

herrschte ihn mit unmuthvoller Stimme an: „Herr, wie könnt Ihr es wagen, mir so zu nahen, als einer unbescholtenen Maid? Auf der Stelle geht Eueres Pfades, sonst sollt Ihr sehen, ob ich Euch fürchte! Wagt es nicht, mich zu berühren, ich ruf' um Hilfe, im Augenblick ist der Burghof voll, und wundern sollt Ihr Euch, welch ein Schutz mir wird in dem Schloss' da! Ihr aber könnt dann keine Stunde länger bleiben in München, so viel Schlimmes wird Euch widerfahren. Habt Ihr's nun vernommen, Ihr Unverschämter? Nun wißt Ihr's ein für allemal!"

Herr Talamont wußte nicht, wie ihm geschah.

„Hinweg da!" herrschte ihn die Afra wieder an. Erschrocken trat er vor die Thür' und ein wenig bei Seite; die Jungfrau maß ihn von oben bis unten und warf ihm einen verachtungsvollen Blick zu. Dann schritt sie hinaus, die Stufen hinab und mit vieler Majestät über den Hof zur anderen Seite des Schlosses, wo sie in der nächsten Thüre verschwand.

Herr Talamont sah ihr nach, starr wie eine Bildsäule. Eine Minute stand er so. Dann setzte er mit einem derben Schlag das Federbarett auf, so daß es ganz schief oben saß, strich sich seinen langen Schnurrbart und stampfte mit dem einen Fuß sehr heftig. Dabei sah er ein wenig zu Boden und schüttelte den Kopf ein über das anderemal äußerst ungläubig.

„Wie's nur möglich ist!" sagte er dann vor sich hin. „Mir das! Mir!" Er hob den Stoßdegen ein wenig empor und warf einen Blick in die spiegelhelle Breite am Handgriff, drin er sein holdseliges Antlitz sehr wohl beschauen konnte.

„Und jetzt muß es gerade sein!" fuhr er auf. „Das wär' der Satan, wenn ich so zu Schanden würde! Ich will die Maid küssen, und kostete mich's Tag- und Nachtruh'! Wart' nur, stolze Dirne, so läßt sich Talamont nicht aus dem Felde schlagen. Wo ich dich treffe, jag' ich dir nach, deinem Hochmuth und dem Grafen von Haag zum Trotz, der sich Deiner sicher annähm' — wär' er nicht eingesperrt — und Alles blast, was ihn nicht brennt!"

Darauf stieg er die Stufen hinab, zog, während er sehr verwegen an den Fenstern umherschaute, die braunledernen Stülphandschuhe an und ging seines Wegs zum Burgthor hinaus mit einem Gesicht, als wollte er sagen: Schau' nur wo 'runter und lach' oder zürne, ich komm' doch noch an mein Ziel!

Die Afra sah ihm auch richtig von Oben, hinter einem Pfeiler verborgen, nach und sagte: „Aber das muß ein verwegener Gesell sein! Schau, schau, was es für böse Leut' gibt!"

2.

In seinem Gemache lehnte Herzog Albertus am Erker und las einen Brief, den ihm der Pater Canisius gegeben hatte. Zur rechten Seite lag der Löwe, zur linken stand der Pater. Der prüfte öfters mit raschem Blick des hohen Herrn Antlitz, ob's mild erscheine oder nicht.

Albertus legte den Brief zusammen und gab ihn dem ehrwürdigen Herrn zurück. Die Hände auf dem Rücken, ging er einige Mal auf und nieder. Dann blieb er stehen.

„Ich hab' auch vorher schon Alles geprüft," sagte er. — „In Wahrheit, schon längere Zeit möcht' er auch seine Freiheit haben — aber was er da schreibt, hat mir die Lust nicht vermehrt."

„Spricht denn der Graf nicht sein Bedauern aus, hoher Herr?" fragte der Pater.

„Ja, das thut er," entgegnete Albertus ein wenig heftig — „gegen Euch! Aber nicht gegen mich! Findet Ihr da keinen Unterschied, ob er an mich schreibt oder an wen Anderen? — Gebührt mir Nichts, den er beleidigte? Einen Pfaffenherzog nannte er mich, der gleichwohl der feindlichen Partei den Bügel gehalten habe zu Augsburg beim letzten Convent! In meine Gehege brach er ein, als gäb's keinen sichern Wildbann! Die Marksteine warfen mir seine Mannen um, als wollten sie mit ihres Landesherren Markzeichen Würfel spielen! Streitig machte

er mit keckem Übermuthe, was mir auf Rechtswegen angefallen, gleich als ob ich ein Erbschleicher wär' — ja, er zeigte viel Bereitschaft, in offene Fehde auszubrechen! Hört, das taugt schlimm in die schlimme Zeit, und mag sich der Herr wohl bedenken, solch Einem die Freiheit zu geben. Leicht wird da viel neues Ungemach los, und draußen geht's ohnedem schon bunt genug her im Kampf mit Schwert, Zunge und gedrucktem Wort. Was soll da noch innerer Zwist? Bald müßte mir da bangen, einen Schritt aus meinem Gebiet zu thun, trotz bestem Willen für mein Volk und Land, wenn ich zittern müßte vor meinen eigenen, stolzen Insassen und ihren hochmüthigen Lehnsleuten!"

„Sicher hat er sich schwer vergangen," sagte der Pater — „aber er ward wohl nur verleitet —"

„Verleitet?" — fiel Albertus ein. „Wozu soll das führen, wenn Verführung jeder Zeit vor Strafe schützte? Hat der Graf von Haag nicht seine Rechte besonnen erwogen? Warum sollt' ihm die Vernunft fehlen, seine Pflichten zu erkennen? Und wenn er auf das Äußerste ging, warum soll ich ihn verschonen? Oder soll sich stets der Herr fegen lassen, der's gut meint mit seiner Lande Glück und Fortgang?!" Er warf einen streng fragenden Blick auf den Pater.

„Wahrlich," fuhr er fort, „weder die Möglichkeit habe ich, noch vergnügt es mich, überall zu verkünden, wie ich mir die Nachtruhe nicht vergönn', daß meine Unterthanen schlafen mögen vor dem Feind draußen und im Land herin. Aber der Graf von Haag, der könnt' es wohl wissen, sollte meine Sorgen nicht vermehrt haben und hätt' sich einmal an mich wenden können — denn wie Alle, weiß er, daß ich's nicht mit Hochmuth erwiedert hätte. Ich will Niemandens Schmach — und auch ihm wär' gelindere Strafe geworden, hätt' es mich allein betroffen — aber es traf des Gesetzes Ansehen! Und so halt' ichs. Friedlich bin ich und zu leichter Sühne sehr geneigt, ja zahm bei starker Kraft, wie der Löwe da zur Seite — aber gilt's des Ganzen Wohl — so reizt Ihr mich — und Löwe wird der Löwe sein!"

„Und wenn man dem Grafen einen Wink gäbe?“ sprach der Pater nach einer kleinen Weile.

Der Herzog sah ihn befremdet an.

„Zum edlen Entschluß ihn zwingen?“ sagte er. „Nein, das ist kein Weg.“

„Ihr habt wohl recht, hoher Herr,“ versetzte Jener bedeutungsvoll. „Der ist allein alles Preises werth, welcher gute That vornimmt, ohne daß er zu viel gedrängt wird.“

„So meint Ihr?“ — sprach Albertus. Ein leichtes Roth blitzte über seine Wangen. Er sah den Pater wieder recht fest an und verfolgte seinen Pfad auf und ab im Gemache.

„Also wieder keine Hoffnung?“ sagte der ehrwürdige Herr halblaut.

„Ei, was Ihr doch drängt,“ fiel der Herzog rasch ein. „Ich weiß nicht, warum Ihr Euch gar so sehr des Grafen von Haag annehmt. Es sind doch noch mehr böse Gesellen in den Thürmen, die's Alle mit ihm gehalten. Was fleht Ihr denn nicht für Die?“

„Die gingen ja wohl mit in den Kauf“ — entgegnete Jener vertrauensvoll.

„Sonst Nichts?“ sprach Albertus. „Das kömmt immer besser!“

„Besser? Gewiß kömmt es besser, als Ihr denkt, gnädigster Herr,“ sagte Pater Canisius mit Wärme — „wenn Ihr Euch auch Ihrer erbarmt! Lindert ihr Schicksal nach Kraft, sie werden Euere treuen Diener sein. In den Eisen verfinstern sich ihre Gemüther, das ist der Lauf der Welt — aber wenn Ihr großmüthig seid, freuen sie sich Euerer und tragen Dank im Herzen! Wär's auch nur des Nutzens wegen, möchtet Ihr also schon klug handeln, sie zu befreien, denn jeder Arm, der ein Schwert führt, ist nicht zu verachten in heutiger Zeit — aber — noch ein Anderes könnt' Euch zur Großmuth führen. Euere eigene Seele wird große Freude empfinden! Denn Ihr werdet nicht vergessen, wie Ihr mancher Ehefrau und vieler Kinder Schmerzensthränen vertilgt —

und wie Euch jede solche Thräne zur Perle erwächst in der himmlischen Krone, die die Gerechten tragen — wenn sie Vergebung im Herzen aufkommen ließen."

Der Herzog hemmte die raschen Schritte. „Wenn sie Vergebung im Herzen aufkommen ließen" — sagte er — „und sonst nicht, Herr Pater?"

„Sonst nicht, hoher Herr!" entgegnete der Pater ernst und bestimmt.

Albertus schwieg einen Augenblick. Sichtlich kämpfte es in seiner Brust. „Ihr rückt mir des Himmels Strafgericht recht derb vor die Nase!" sprach er. „Zu gering ist meine Tugend, als daß ich Gottes großen Lohn verdiente. Aber so er mir einen zudächte — des Grafen von Haag und seiner Genossen halber möcht' ich ihn kaum verlieren — ließ ich sie auch noch eine Zeit im Thurm am Thiergarten sitzen und in den anderen Verließen — — doch es mag sein!"

Er trat an den reichgeschnitzten Wandschrank und nahm einen Brief heraus. Flüchtig überlas er ihn — einige Bitterkeit spielte um seine Lippen. Auf einer Stelle schien sein Blick zu haften — da mochte der Graf nicht viel Liebes geschrieben haben. Dann zerriß er den Brief, ging zum Tisch und ergriff die Feder.

Der Pater stand in freudigster Aufregung.

Albertus nahte sich ihm und sprach: „Hier der Befehl zur Freilassung des Grafen. Geht hin, Ihr habt es durchgesetzt. Morgen zu Früheſt mögt Ihr ihm seine Freiheit ankündigen und sein Schwert zurückgeben. Sein Roß steht bereit, da mag er noch einen guten Ritt zur Heimath thun am selben Tag — vorerst soll er aber den Thurm noch wohl in's Auge fassen, denn zum zweiten Male — brächt' ihn Keiner mehr heraus."

„Sorgt nicht, hoher Herr," rief der Ehrwürdige — „seinen und meinen heißen Dank dafür!" Er wollte des Herzogs Hand küssen. Der zog sie aber zurück, erhob sie sanft drohend und sprach: „Herr Pater, Herr Pater, wenn wir nur keinen Fehlschuß thun!" Dann entließ er ihn.

Als der Pater das Gemach verlassen hatte, sah der Herzog eine Weile gedankenvoll zu Boden.

„Ob das gute Folge hat, sollte mir der fahrende Meister weisen können," sagte er vor sich hin — „so weit möcht' aber seine Kunst nicht gehen — muß ihn jedoch zu einer Zeit rufen lassen, den Prahler." — Er ging in das nächste Gemach.

„Sultan!" mahnte er, unter der Thüre stehen bleibend.

Der Löwe richtete sich auf und folgte ihm.

3.

Es war des anderen Tags um die zwölfte Stunde, da gerieth die ganze Hofburg in Aufruhr. Denn so Etwas hatte man seit Jahren nicht vernommen. Des Herzogs Löwe brüllte, daß man es von einem Ende des Schlosses bis zum anderen hörte, und rein schien es, er sei toll geworden. Also war da kein kleiner Schrecken. Die Hofdamen und Edelfräulein verkrochen sich nahezu in die Kamine oder unter die Himmelbetten, und den Männern war auch nicht am Besten zu Muth. Die Frau Herzogin aber suchte in ihrer Angst Schutz beim Gemahl.

Der war gerade daran, in die Gänge hinauszueilen. Vergeblich suchte die Herzogin, ihn zurückzuhalten. Wenn's Kraft zu zeigen, oder ein Abenteuer galt, achtete Albertus keine Einreden. So wollte er sich auch jetzt so fein als möglich loswinden und am Trabanten vorüber, der mit lauter Stimme rief: „Bleibt um Gottes Willen, hoher Herr; ich lasse ihn nicht herein, wenn er daher kommt, stech' ich ihn nieder!" wobei Derselbe mit seiner Hellebarde mächtig ausfiel.

„Weh' dir, wenn du meinen Löwen verletzest!" drohte der Herzog.

Er schob den Trabanten bei Seite und eilte fort gegen des Löwen Herberge. Des Herzogs Kammerdiener aber riß eine Rennlanze von der Wand, falls Noth an Mann ginge, und folgte.

Als Albertus um die dritte Ecke bog, kam der Löwenwärter

Anselm gerade von der anderen Seite daher, und rief, so laut er konnte: „Hoja, hoi, hoi Sultan, still, wird's was?! Wart du gelber Balg, ich will dir schrei'n und rumor'n in der Burg! Ist der Teufel in dich gefahren? Hoja!" Schon stürzte er mit geschwungenem Stock auf die Löwenherberge zu, darin Sultan tobte und brüllte, und war eben an der Thür' angekommen, als er laut aufschrie:

„Heiliger Gott, die Afra — was ist da geschehen?!"

Afra lag wie bewußtlos auf der Steinbank in der Ecke.

„Verfluchtes Ungethüm, ich bring' dich um," tobte Anselm gegen den Löwen, „wenn du der Afra was zu Leid gethan hast!"

Albertus kam eben heran.

„Versorge die Afra!" rief er, „da will schon ich helfen."

Er riß die Gitterthüre auf und bot dem Löwen mit mächtiger Stimme ab.

Der Löwe ließ sich herbei, einen Augenblick zu schweigen — aber mit dem Schweife schlug er mächtige Kreise, mit weitgestreckten Schritten, die Mähne wild schüttelnd, ging er in der Herberge von Ecke zu Ecke, rasch sich wendend — und die Augen funkelten, wie zwei Flammen. Dann stand er plötzlich abseits gewandt, geneigt, den Lärmen von Neuem zu beginnen. Zwar murrte er nur, aber ohne Unterbrechung, und war's furchtbar genug, wie ein fernes Donnerwetter.

„Still Sultan!" herrschte ihn Albertus noch einmal an. Unmuthig schaute das Thier um, that einige Schritte, lagerte sich in eine Ecke und legte den großen, goldgelockten Kopf auf die riesigen Tatzen.

Afra war mittlerweile zu sich gekommen und bemerkte mit Bestürzung, wie Viele von allen Theilen des Schlosses bewaffnet zusammengekommen waren und eben noch kämen. Da sie nun gar den Herzog selbst aus der Gitterthüre treten sah, erhob sie sich ängstlich.

Albertus aber drückte sie sanft auf den Steinsitz nieder und sprach: „Ihr seid noch todtenbleich vor Schrecken. Seid

unbesorgt, der Löwe ist gänzlich zur Ruhe gebracht — nun sagt, was ist hier vorgefallen?"

„Hoher Herr," sagte Afra, „Ihr habt doch dem Sultan kein Leids gethan?!"

„Sicher nicht," entgegnete Albertus.

„Dank Herr Herzog," fiel Afra rasch ein, einen frohen Blick auf den Sultan werfend — „er hätt' es auch wahrlich nicht verdient, denn er ist das treueste, klügste Thier auf der ganzen Welt!"

„Ihr macht mich stets neugieriger," sagte Albertus, „also sprecht und gebt Bericht!"

„Das ist kurz gesagt," versetzte die Jungfrau. „Als ich gestern um diese Zeit über den Burghof gehen wollte, ließ mich ein fremder Herr nicht aus der Thüre treten, zeigte sich sehr ungestüm — und wollte mich zuletzt umfangen. Da nahm ich all' meinen Muth und Kraft zusammen, drohte ihm, ich wollte um Hilfe rufen, er aber käme dann sicher nicht weg ohne große Schande. Da ließ er mich hinaustreten — ich aber ging meines Weges und dachte, er würde es nie mehr wagen, mich anzureden."

Da ward viel Unmuth wach unter Allen ringsum, der Herzog insonderheit war sehr zornig, der Anselm aber konnte sich nicht halten und rief: „Da soll ja gleich der Satan dareinschlagen! Warum hast du denn nicht um Hilfe gerufen?"

„Ich dacht's allein zu vollenden," entgegnete Afra, „und meinte, nun sei alle weitere Gefahr verschwunden. Heut' um dieselbe Stunde ging ich ohne alle Sorge durch den schwarzen Gang. Da hört' ich mit einem Male was hinter mir herschleichen und als ich umsah, erblickt' ich den Herrn von gestern wieder. Rasch wollt' ich durch die kleine Thür' am vorderen Eck, sie war aber geschlossen — ich eilte fort, der Herr aber hinter mir drein, am obern Gang erreichte er mich und wollte mich festhalten. Ich rang, ich rief — 's war Niemand in der Nähe. Ich wand mich los und kam bis zu des Löwen Herberge — der Herr aber zauderte

nicht, nachzueilen, und nun wußt' ich mir keine Hilfe mehr, und nicht wo aus und wo an. Da fiel mir Etwas ein in der Angst meines Herzens, und rief, so laut ich vermochte: Sultan, Sultan, hilf Sultan! — Als mich das kluge Thier um Hilfe rufen hörte und sah, wie ich mich wehrte, ward es mit einem Male wie wüthend, erhob ein grauenhaftes Gebrüll, fuhr mit den Tatzen in die Eisengitter und wollte heraus. Der Herr aber vernahm kaum das wilde Getob und Gethu', so ließ er mit einem Schrei ab von mir und floh — der Löwe aber fuhr fort mit seinem Ungestüm — und ich — bin vor Schreck und Ermattung hier niedergesunken."

„Ist's möglich, ein so treues Thier ist mein Sultan? —" sagte der Herzog Albertus.

„Sultan!"

Langsam kam der Löwe heran. Der Herzog legte ihm die Hand auf seinen großen Kopf und streichelte ihn. Dann fuhr er fort: „Dem Frevler soll schwere Strafe werden. Welch Einer kann da Auskunft geben, und auf wen fällt der Argwohn? Sag' Jeder offen seine Meinung, sei Der, auf den er räth, hoch oder nieder — denn arg hat Der sich verfehlt an Zucht und Sitte, und zumal in meiner eigenen Hofburg, das mag nicht so hingeh'n. Kennt Ihr ihn, Afra?"

„Wenn ich ihn wieder sehen müßt'," sagte Afra, ein wenig bestürzt, „möcht' ich ihn wieder erkennen, Herr Herzog — aber mehr könnt' ich nicht sagen."

„Und Ihr?" fragte Albertus die Umstehenden.

Da wußte Keiner Bescheid.

„Ja, da ist es schwer, den Thäter zu ergründen" — sagte Jener. „Nun bleibt nur Eines. Die Thorwache gebe Bericht und der Hüter am vorderen Eingange, was etwan Die bemerkt haben, und wer da um die jüngste Zeit ein oder ausging."

Alsbald eilte ein Diener fort. In Kurzem kehrte er zurück.

„Was bringst du für Botschaft?" fragte der Herzog.

„Nicht viel Gutes, hoher Herr," antwortete der Diener.

„Die Thorwach' hat gar Nichts bemerkt. Der Thürhüter aber hat auch weiter Nichts beachtet, als daß ein Herr flüchtig hinausschritt und zwar gerade Der meinte er, so sich schon öfter im Burghofe gezeigt habe, so daß es ihm schier aufgefallen."

„Dann wissen wir ja schon viel," sagte Albertus. „Wer war denn Der?"

„Ja, das hab' ich ihn auch gefragt," versetzte der Diener, „aber das wußt' er nicht zu sagen."

„So!" rief der Herzog. „Ei, das ist mir schon der rechte Thürhüter, dem weiß ich guten Dank. Erst fällt ihm auf, daß sich Einer, mehr als billig, im Burghofe verhält, und nachher kundschaftet er nicht aus, wer und warum?"

„Gnädigster Herr Herzog," sagte Anselm, „wenn Ihr mir gestattet, meine Meinung zu sagen, so wär' mir wohl was in den Sinn gekommen, das ich berichten möcht'."

„So sprich!" entgegnete Albertus.

„Seht, hoher Herr," entgegnete Anselm, „es geht starke Rede in der Stadt von einem Herrn, der den Jungfrauen zu München gewaltig nachsetzt, ich wette meinen Kopf, er war's."

„Wie heißt er und wer ist er?" fragte der Herzog.

„Ja das weiß ich nicht," entgegnete Anselm.

„Dann wissen wir so viel, wie zuerst," sprach Albertus. „Wie beschrieb ihn denn der Thürhüter?"

„Hoher Herr," sagte der Diener, „er hat gar wenig zu melden gehabt. Gerade wie alle anderen Leute sei er gewesen, etwan ein rothes Mäntelein hab' er umgehabt, meinte er — und das weiß er nicht, ob's hell oder dunkel gewesen."

„Ein rothes Mäntelein!" fiel Anselm ein. „Herr Herzog, dann war er es gewiß; denn so soll's Der tragen, der den Jungfrauen so nachgesetzt — richtig, er ist's — jetzt haben wir ihn schon erfunden."

„Wen?" fragte Albertus.

„Ei nun, hoher Herr, den rechten Mann — man hat ein Merkzeichen. Den Nächsten im rothen Mäntelein ergreift man —“

„Wenn er's noch einmal umnimmt hier zu München,“ sagte Albertus; „ich glaub' aber nicht. Kann Einer was entdecken, geht der Frevler nicht leer aus; wo nicht und bleibt's verborgen, weiß ich keine Hilfe. Wie's aber komme, verdienst du einen Dank, Anselm, weil dein Pflegsohn sich so tapfer gehalten hat.“ Dabei griff er in die Tasche am Wamms. „Und weil sich die Afra so treu bewährt, so viel Schrecken erlebt und sich für ihre Tugend recht gestritten hat, darf ihr auch der Preis nicht fehlen.“ Er zog sein Geldkätzlein und gab dem Anselm ein Goldstück, der Afra aber drei.

Kann sich Einer wohl denken, welch' Freude da über Beide kam, und wie sie dankten. Die Afra durfte dem Herzog die Hand küssen, der Anselm aber nicht, und da er in seiner Freude noch einmal anfangen wollte, seine Meinung zu sagen, sprach der Herzog: „Spar' deine Worte, du weißt doch Nichts.“ Dann ging er seiner Wege zur Gemahlin zurück, die viel Angst erlitten, so lang der Löwe sich so arg geberdet hatte.

War demnach gar nicht zu neiden gewesen und jetzt nicht wenig froh, da Albertus unverletzt daher kam — der Löwe ruhig und zahm hinter ihm drein — und ihr genau erzählte, wie und was sich da Alles zugetragen.

4.

Was der Herzog Albertus vom rothen Mäntelein gesprochen, das war nicht ohne viel Wahrheit.

Als Herr Talamont nach seiner scharf begonnenen und übel gerathenen Heldenthat die Burg im Rücken hatte und durch mehrfache Gäßlein an die Hinterthüre seines Quartiers gelangt war, sah er sich noch einmal um, ob ihm Niemand gefolgt sei, eilte dann hinauf, und das Erste, was er that, war — er legte sein rothsammtenes Mäntelein in seinen großen Reitersack und dachte sich

dabei: Damit gehst du nimmer auf die Straße, das könnte dir einen schönen Streich spielen. Alle Wetter, das ist eine böse Heerfahrt gewesen! Da mag wohl die ganze Burg zusammengelaufen sein — weiß der Satan, was dir da geschehen wär' — denn Die, glaub' ich, verstehen nicht viel Scherz, und auf ihre Jungfrauen halten sie das Wenigste nicht! Das hätt' ich mein Leben für unmöglich gehalten, daß es mir hier zu München so schlecht ergehen soll mit der Minne — deßhalb soll da wahrlich Keiner in den Bügel steigen, wenn er allhie was fahnden will und nicht den Brautwerber vorausschickt mit dem Blumenbusch auf der linken Seite und die Citrone in der Hand!

Dann sah er sich von Oben bis Unten an, und, so gut er vermochte, von rückwärts auch, ob ihm beim Ringen kein Quästlein oder Knopf abgerissen sei, der ihn verrathen könne. Fand sich aber Alles in gutem Stand, war Herr Talamont darüber sehr erfreut und sagte vor sich hin: „Wenn mir der Albertus drauf käme, so könnt's mir mein ganzes Geschäft verderben, einmal, weil ich seinen Hof so wenig geachtet, und dann, weil ich davon gerannt bin, da der Löw' zu brüllen anfing, was viel Spott bereitet haben wird! Aber das ist all' Eins, erkannt hat mich wohl Niemand, nun mögen sie sich in der Burg die Köpfe zerbrechen!"

Er legte Koller und Wamms ab, warf seinen großen Haustalar, der durch und durch mit Katzenpelz gefüttert war, um und ging in der Stube auf und ab, zu Zeiten auf die Straße schauend, ob Niemand käme. Es kam aber Niemand.

Stunde um Stunde verann, und Herr Talamont verspürte nach und nach großes Verlangen nach einiger Magenstärkung — doch wagte er es nicht, das Haus zu verlassen. Also ward ihm recht schwach zu Muth, bis er zuletzt meinte, jetzt vermög' er nimmer, es zu ertragen. Eben wollte er sich zurecht machen, als er einen Diener des Herzogs über die Straße kommen sah, der kerzengerade auf sein Quartier zuschritt.

„Heiliger Gott," rief Herr Talamont, „am Ende haben sie mich doch auf der Spur." Er nahm schnell wieder seinen Talar

um, setzte seine blausammtene Mütze auf und warf sich in den großen Lehnstuhl. Bald darauf klopfte es.

„Herein!“ sagte Herr Talamont mit kläglicher Stimme. Der Diener des Herzogs trat ein.

„Guten Abend — guten Abend, lieber Freund!“ sprach Herr Talamont. „Euch führt wahrhaftig der Himmel zu mir. Den ganzen Tag bin ich schon so krank, daß ich nicht vom Stuhl aufstehen und keinen Menschen bitten kann, mir eine Labung zu bringen.“

„Bedauere,“ versetzte Jener, „ich steh' Euch gerne zu Diensten. Doch da Ihr so krank seid, werd' ich wohl vergeblich gekommen sein. Der Herr Herzog schickt mich zu Euch her und läßt Euch sagen, Ihr möchtet auf der Stelle in die Hofburg kommen.“

Herrn Talamont rieselte es eiskalt über den ganzen Leib. „So plötzlich?“ sagte er und seufzte, als ob ihm jedes Wort, das er spräche, sehr viel Schmerz mache.

„Ja wohl,“ entgegnete der Diener. „Er sagt, es sei gute Gelegenheit da, Euere Kunst zu beweisen. Ihr befaßtet Euch mit Wünschelruthen, könntet dem Menschen große Kraft verleihen — darin woll' er Euch in Kurzem prüfen, aber fürerst will er eine Prob' von Euerer anderen Kunst, als ist — die Geheimnisse zu errathen.“

„Ja, das geht nicht so schnell,“ sagte Jener. „O lieber Freund, da hat es gar manchen Haken und hat die Sache vor Allem zwei Seiten. Entweder helf' ich auf die Endeckung des Geheimnisses, das ist ein Trost — oder ich beweise, daß es unmöglich sei, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, da braucht man sich also nicht weiter zu plagen, das ist auch ein Trost — o glaubt mir, das ist oft ein noch weit größerer Trost als der andere Trost! Vergeßt aber Euere Sache nicht, lieber Freund — was will denn der Herzog wissen?“

Da erzählte der Diener, was in der Burg vorgefallen, davon den ersten Theil kein Mensch besser wußte, als Herr Talamont selbst. Der stellte sich aber äußerst zornig darüber, indem er oft

absetzte und hustete: „Das ist eine Kühnheit, nein, das ist eine freche That — 's ist wahrhaftig kaum zu glauben — den Gesellen soll man ja gleich aufhängen, der es wagt, in des Herzogs Burg solcher bösen Neigung zu folgen! Ei, das muß kein kleiner Schelm sein — aber sagt mir, habt Ihr denn gar keine Spur?"

„Gar keine," sagte der Diener. „Nur das wissen wir vom Thürhüter, es sei Einer in einem rothen Mäntelein schnell zum Burgthor hinaus — den nächst Besten kann man des rothen Mänteleins halber auch nit festhalten. Also wissen wir gar Nichts."

„Ja, freilich wüßt Ihr Nichts," fiel Herr Talamont ein. „Da könnte man eine schöne Ungerechtigkeit begehen. Vielleicht war's nicht einmal roth, mein Gott, der Thürhüter hat eben was dahergesagt, das ist keine Gewißheit."

„Nein, das ist ganz gewiß so," betheuerte der Andere.

„Nun, wenn er's gewiß weiß," entgegnete Herr Talamont, „so wird es wohl so sein. Aber, lieber Freund, das ist eine andere Frage — ob Der mit dem rothen Mäntelein nicht allein Der war, so zum Thor hinauseilte — versteht Ihr mich —? sondern ob er auch Der war, so der Jungfrau nachsetzte! Ah, das ist eine große Frage, und darüber ist man noch nicht in's Klare gekommen."

„Das ist's eben!" erwiederte Jener.

„Hört, lieber Freund," sagte Herr Talamont — „sogleich habt Ihr das begriffen — Ihr scheint mir ein sehr heller Kopf zu sein — 's ist schad', daß Ihr nicht studirt habt."

„Ihr seid zu gut," entgegnete der Andere. „Was soll ich nun dem Herzog melden?"

„Ja so — dem gnädigen Herrn Herzog" — sagte Jener wieder mit schwacher Stimme — „lieber Freund, sagt, ich lass' mich ihm zu Füßen legen, aber heute sei ich nicht fähig, das Haus zu verlassen. Morgen steh' ich zu Diensten. Wär' es nur Schwäche in den Gliedern, in den Gelenken, so könnt' ich mir freilich leicht helfen, aber ich bin innerlich krank — da auf der

Brust fehlt es mir wieder, das sind solche Anfälle — dabei kann ich meine Mittel für die Stärke nicht gebrauchen. Doch ich weiß für diese Krankheit auch ein Mittel — ich hatte nur keine Seele um mich, das bringen zu lassen, was ich bedarf — ei, Ihr seid wohl so gut und schickt mir durch Einen oder den Anderen um zwo Heller Honigseim und um einen Heller Essig, ich mache mir ein Tränklein, das mir helfen mag — aber ich sag' es Euch, Ihr dürft Euch durchaus nicht weiters heraufbemühen, schickt nur einen Anderen — versteht Ihr? — Morgen von der neunten Stunde an bin ich dann in der Hofburg und warte, bis ich vorkomme."

„Das will ich berichten," sprach der Diener; „das Verlangte soll Euch der Toni vom Stern herüberbringen. Wünsch' besten Erfolg!"

„Viel Dank, lieber Freund," entgegnete Herr Talamont — dazu hustete er wieder mehrmals — „meinen unterthänigsten Respect zu vermelden." Kaum war der Diener aus der Thüre, als Herr Talamont glückselig auffuhr und summste: „Sie kennen dich nicht!" Zugleich eilte er einige Mal auf und nieder. Plötzlich hörte er wieder Schritte, und noch hatte er den Lehnstuhl nicht wieder erreicht, so stand der Diener des Herzogs wieder in der Stube.

„Ei, was ist denn das?" rief der, „Ihr seid ja ganz munter!"

„Munter?" rief Herr Talamont mit bebender Stimme — „ich munter?!" Er rannte dabei auf und ab, so schnell er konnte und that dergleichen, als ob es ihn entsetzlich fröre. „Das ist das Fieber," fuhr er fort, „das heftigste Fieber! Das reißt mich einmal auf und dann wirft's mich wieder hin, daß ich vor lauter Schwäche kaum mehr sprechen kann! Ja, lieber Freund, das ist ein grausames Fieber und das wünsch' ich meinem ärgsten Feinde nicht!"

Er blieb mit einem Male stehen, schwankte dann, wie in einem rechten Taumel, auf den Lehnstuhl zu und fiel hinein, als ob er hineingeworfen werde Drauf überfiel ihn sichtlich ein großer Frost, und gewaltig schüttelte es ihn. Auch zog er den

Haustalar hoch hinauf, daß man kaum mehr die Stirne sah, und steckte dann beide Hände übereinander in die weiten Ärmel, so weit er nur konnte.

„Das ist ein sehr starkes Fieber,“ sagte der Diener.

„Das will ich meinen, daß das ein starkes Fieber ist“ — stotterte Herr Talamont, indem er aus dem Katzenpelz ein wenig hervorschaute, „macht nur, daß ich das Verlangte bald bekomme!“

„Ei, ich vergaß nur, ob Ihr braunen oder weißen Honigseim wollt“ — sagte Jener.

„Um Gottes Himmelswillen,“ stotterte Herr Talamont, „das wär' das Wahre, einen weißen Honigseim! Einen braunen müßt Ihr mir schicken — versteht Ihr mich, schicken müßt Ihr ihn, ich kann Euch nicht so sehr plagen!“

Der Diener eilte fort. Herr Talamont blieb aber jetzt wohlweislich sitzen, bis der Toni vom Stern herüberkam. Der wollte auch gleich Hand anlegen und fragte um die Mischung.

Da stand Jener aber vom Lehnstuhl auf. „Ich dank' Euch, lieber Toni,“ sagte er, „ich glaube, ich werde den Trank nicht vonnöthen haben. Mir ist zusehends besser geworden. So ist's immer bei dem Anfall. Mit einem Male kömmt's — und eben so schnell ist's wieder fort, als wär' es weggeblasen. Der Trank aber hat mir schon oft geholfen. Also merkt Euch's — wenn Einer an der Krankheit leidet, die mich plagte, so gebt ihm nur gleich Essig und Honigseim durcheinander. Hilft's ihm nicht, so dürft Ihr sicher sein, daß es ihm mindestens Nichts schadet. Mir selber hat aber jetzt die Natur geholfen, und es ist mir sehr leicht und angenehm. Nur mein Magen ist schwach, weil ich seit gestern Mittags nicht das Geringste zu mir genommen hab'. Seid also so gut, lieber Freund, und bringt mir etwas Nahrhaftes zu essen — hier ist ein guter Groschen — etwan ein gutes Kälbernes und ein Stutzglas Braunes dazu — wenn Ihr einige Heller herausbekommt, so mögt Ihr sie behalten für den Honigseim und Essig, auch Euere viele Müh'.“

Eine Viertelstunde später war Herr Talamont schon bei versperrter Thüre über seinem Kälbernen her und ließ es sich sehr wohl schmecken. Das Stutzglas sah er durch's Licht an und blies dann den Schaum ab.

„Ah," sagte er, nachdem er getrunken, „das muß man den Münchnern lassen, darin thut's ihnen keine Stadt gleich; das ist einmal ein rechtes Öhl, daß man einen König damit salben könnte — aber die Jungfrauen — das ist eine schlimme Angelegenheit! 's ist grad, als ob sie keine Augen hätten, zu sehen, und sind doch die Augen so schön — und kein Herz zum Empfinden, und sind doch wohlgeformt! Talamont, da hilft jetzt Alles nichts. Hie sind deine Hoffnungen verloren, und darfst vom Glück sagen, daß der Graf vom Haag nicht frei ist — er käm' dir am End' noch hinter die heutige Sach', und all' deine Aussicht beim Herzog ging' zu Trümmern. In drei Tagen muß der Herzog ausgemünzt haben, dann machst dich von dannen, Talamont — bis dahin wird dir die Maid wohl nicht begegnen, und wenn auch — wo ist der Beweis für die That? Du läugnest alle Sternlein vom Himmelszelt — aber heut bleib'st zu Haus, denn du hast ein starkes Fieber — der Herr Herzog glaubt es — also mußt 'n nicht Lügen strafen!"

5.

Um die neunte Stunde des nächsten Tages war's. Albertus hatte Befehl gegeben, den Lothringer anzumelden, sobald er käme. Viel Wirkliches hoffte er nicht, denn er war ein gar klarer, unbeschränkter Geist und hielt also im Ganzen wenig auf des Lothringers Künste. Er lehnte eben, die Hand auf des Löwen Haupt gestützt, auf seinem Ruhesitz, als die Thüre sich öffnete und ein Diener eintrat.

„Ist Herr Talamont da?" fragte der Herzog.

„Vergebung, hoher Herr," entgegnete der Diener — „der hochwürdige Pater Canisius —"

„Möge nur hereinkommen! — — Was bringt Ihr, Herr

Pater?“ fragte er den Eintretenden rasch — „Ist der Graf frei?“

„Er ist frei, hoher Herr!“ sprach Jener, sich tief verbeugend.

„Hat er Euch sonst keinen Auftrag gegeben?“

„Wohl, hoher Herr!“

„Das wird bitter genug klingen, ich kann mir schon denken, wie das lautet. O, ich wußte wohl, wie der Sinn, so die Worte — wie die Seele, so der Dank! Könnt mir's ein anderes Mal sagen — ich möchte guter Laune bleiben!“

„Ihr thut dem Grafen sicher Unrecht, Herr Herzog —“

„Ei, laßt ab, er ist frei — damit genug! Das Nächste und Wahre werden wir schon hören in kürzester Zeit von Undank und wildem Trotz, wie ich es vorausgesagt. So wird es kommen — denn hätt' er sein Unrecht eingesehen, hinwieder meine Gnade, wär's ihm wohl angestanden — —“

„Zu versuchen, bei Euch vorzukommen, hoher Herr,“ fiel der Pater ein. „Er verlangt auch nichts Besseres! Gestattet ihm, Euer gnädig Antlitz zu sehen!“

„Wie? Er wäre hier?“ rief Albertus.

„Im Vorgemach, gnädigster Herr Herzog!“ antwortete der Pater —; dem raschen Wink des Herzogs fast zuvorkommend, eilte er an die Thüre. Herein trat der Graf Ladislaw von Haag. Er neigte sich ehrerbietig, dann stand er, der Anrede des Herzogs gewärtig, da, das Auge mild, aber frei erhebend.

Albertus sah ihn — die Arme verschränkt — einige Secunden schweigend an, denn er erwartete seinerseits Anrede und Dank.

„Nun, Herr Graf“ — sagte er endlich — „habt Ihr mir Nichts zu sagen?“

„Hoher Herr,“ entgegnete der Graf von Haag ein wenig bitter — „also freilich, weil Ihr einem armen Gefangenen das Wort gönnt.“

Albertus sah ihn befremdet an. Der Pater Canisius erbebte, denn er fürchtete, der Graf habe nichts Gutes im Munde, weil er vom Gefangensein sprach, da er doch frei war.

„Einem armen Gefangenen?“ sprach Albertus.

„Gnädigster Herr,“ entgegnete der Graf, „die Freiheit hab' ich ja wohl bekommen. Aber ob zu Recht und nach Euerem Willen, das weiß ich nicht. Denn da gab mir Einer das Schwert zur Hand, dem es nicht wohl anstand. Weiß nun nicht, ob's mit Euerem Willen geschehen ist, geb's Euch also zurück, hoher Herr. Da wart' ich dann, bis Ihr mir selber mein Schwert wieder vergabt und meine ritterliche Ehre einhändigt.“

„Noch immer der alte Stolz!“ sprach Albertus.

Er nahm das Schwert aus des Grafen Hand. „Nehmt es denn von mir selbst zurück!“ sagte er. „Jetzt habt Ihr wahrlich keine Ursache mehr, an Euerer Freiheit und Ehre zu zweifeln. Aber arg wäre es, Herr Graf, wenn ich Euch nun selbst die Waffe zugestellt hätte, mit der Ihr mich etwan demnächst bekämpfen werdet!“

Rasch steckte der Graf das Schwert ein und entgegnete mit edlem Feuer und die freudeleuchtenden Blicke in die des Herzogs versenkend: „Das sei ferne von mir! Ich bin nun gehalten, wie's einem Grafen gebührt, und will Den nicht schänden, der mich ehrt. Also schwör' ich Euch, hoher Herr, daß mich viel Reue über Alles ergriffen hat, was ich an Euch vollbracht, womit ich Euch gedroht und was ich Freventliches geschrieben. Aber glaubt mir nur — nie hätt' ich Euch selbst dieß Geständniß gethan, wenn Ihr mir, der Höhere, nicht ohne meine Bitte die Freiheit gegeben hättet — eh' wär' ich im Kerker gestorben! So ist mein Muth und meines Stolzes Absicht, und wer für seine Angelegenheit den Staub mit den Knieen drückt, den veracht' ich im Grunde meiner Seele. Nun habt Ihr mich wieder ganz zu Ehren gebracht, mögt aber Meiner auch sicher sein; unter allen Eueren Edlen sollt Ihr mich als den Treuesten befinden und meinen heißen Dank sprech' ich Euch aus als ein freier Mann, denn ohne die Fessel tiefer Demüthigung laßt Ihr mich von hinnen geh'n vom Thurm im Thiergarten. Den aber, hoher Herr, hab' ich nicht sehr in's Auge gefaßt, weil ich ihm für alle Lebenszeit Ade gesagt — das sollt Ihr wohl

wahr befinden, lebten ich und Ihr auch noch so viele Jahre — die mög' Euch Gott gewähren zu Ruhm und Nutz' Eueres Landes und Euerer eigenen Herrlichkeit!"

Albertus bot ihm freundlich die Hand. „Ihr seid mir traun ganz anders genaht," sagte er, „als ich je gedacht hätte" — er warf dabei einen freudigen Blick hoher Zufriedenheit auf den Pater Canisius, der viele Angst ausgestanden hatte und erst jetzt wieder frei athmete — „nun will ich auch festes Zutrauen zu Euch haben," fuhr er fort, sich wieder gegen den Grafen von Haag wendend, „und weiß Euch bei nächster Gelegenheit so wohl auszuzeichnen, als ich Euch dem Gesetz' zu Lieb' mit Strafe belegt. Eueren Freunden aber wird auch guter Trost werden." Eben trat ein Diener in das Gemach.

„Was gibt es?" fragte Albertus.

„Der Meister Talamont hat sich Unten gemeldet, hoher Herr, und läßt unterthänigst fragen, ob's genehm sei."

„Laßt ihn kommen!" sagte Albertus. Der Diener verließ das Gemach.

„Talamont," fiel der Graf von Haag ein, „Talamont, gnädigster Herr, gestattet zu Gunst — was für ein Talamont?"

„Ein fahrender Meister ist's," entgegnete Jener — „der's mit der Wünschelruthe hat, Kraft verleihen will und allem Geheimen auf die Spur zu kommen vermeint."

„Nicht möglich!" rief der Graf. „Der ist hier?! So erlaubt mir, daß ich mich eilends entferne!" —

„Bleibt doch," erwiederte Albertus. „Was habt Ihr denn mit dem Lothringer auszufechten?"

„Auszufechten, hoher Herr?" sagte Jener. „Nun, da wär' er wohl der rechte Mann dazu! Ein Hupfinsland ist er, ein Schwänkemacher, der für keinen blassen Heller Muth hat, seines Truges sonst gar nicht zu erwähnen! Wo er eine Jungfrau sieht, da ist der Teufel los, und jedwede Unschuld gilt ihm nicht mehr, denn eine Seifenblase."

„So!“ sagte Albertus. „Aber wie kam't denn Ihr mit ihm zusammen?“

„Ich habe mich jeder Zeit gern um die Unschuld angenommen,“ entgegnete der Graf von Haag, „und da traf sich's mehrmals, daß ich dem Glücksritter den Weg verrannte, wenn er irgend böse Absicht zeigte. Also fürchtete er mich fast sehr, ward aber viel zornig auf mich — und gedachte wohl, mir einmal einen bösen Streich zu spielen. Da mag er lange Nichts gefunden haben, was mich recht grämen könnte, und ich hatte ihn schier ganz vergessen. Nun war ich aber in folgender Zeit zu Heidelberg und daselbst in großer Lieb' entbrannt für des Falkensteiner's schöne Tochter. Welch' Wege der Lothringer fand, das auszuspähen, obschon er abwesend war, davon weiß ich nichts. Gleichviel, er kam dahinter und ließ seinen Zorn in böser Rache an mir aus, mittlerweil' ich in wichtiger Angelegenheit gen Frankfurt reiten mußte. Er machte sich Eingang in des Falkensteiner's Haus, ließ seiner Künste ganze Schelmerei zu Tag, erwarb sich viel Vertrauen und entdeckte zu rechter Zeit dem Fräulein ihres Herzens Geheimniß, als: daß sie mir gewogen sei, daß ich's aber nicht redlich meinte und in treuloser Absicht gen Frankfurt geritten sei. Frauensinn — Wind und Well'! Nie hätt' ich's gedacht! Als ich wieder nach Heidelberg kam, hatte sie ihr Herz verkehrt und einem Anderen die Hand geboten. Da ich aber zu ergründen suchte, wie das hergegangen sei — da vernahm ich von des Lothringer's Ankunft und wie er sich in des Falkensteiner's Haus gedrängt, und kam hinter Alles.“

„Habt Ihr ihn nicht zur Rechenschaft gezogen?“ fragte Albertus.

„O, da kennt Ihr ihn nicht, hoher Herr,“ entgegnete Jener, „Der hält nicht Stich — er hatte seine Zeit schon ersehen und war verschwunden. Aber ich schwor ihm Demüthigung und Strafe, wo immer ich ihn träfe, sonst aber auch erfüllte mich großer Zorn und Hohn gegen die ganze Welt, weil ich an keine Treue mehr glauben konnte. Und wißt Ihr, hoher Herr, an wem das ausging? An Euch selbst —! Denn da mir Alles zuwider war, so war't

Ihr mir, mit Verlaub, auch in der Seele zuwider, und da 's zum Häckeln kam, war ich dabei, und that so viel Böses, als mir zu Paß kam, im vollen Ingrimm meiner Seele, Gott verzeih' mir's! Aber das bleibt wahr, ich bin minder schuld — der Lothringer hat mich ganz verbittert —!"

„Da ward der Herzog sehr aufgebracht und sagte: „Ei, hätt' ich das gewußt. Traun, nicht so lang hätt' ich ihn ruhig hausen lassen! Sicher ist er's auch, der, wie mir berichtet ward, auf die Jungfrauen hie zu München so scharfe Jagd gethan und gestern in meiner eigenen Hofburg des Löwenwärters Schwester einen Kuß entreißen wollte."

„Ja, sicher war's kein Anderer," rief der Graf, „das ist so ganz sein rechtes Wesen, ich müßt' ihn ja nicht kennen! — Ich seh' ihn noch immer laufen mit seinem rothen Sammtmäntelein —"

„Was sagt Ihr, Graf," fiel Albertus ein — „ein rothes Mäntelein? Das trifft ja ganz mit meiner Leute Aussag' überein! Nur Eins ist anders — als ich gestern einen Diener zu ihm schickte, saß er im Lehnstuhl und klagte, wie er schon den ganzen Tag ein starkes Fieber habe, und auf der Brust fehl's ihm sehr — aber da mag er wohl gelogen haben —"

„Ganz gewiß hat er gelogen," sagte der Graf, „denn das Lügen ist seine Herzensfreude und mit dem Kranksein ist er auch gleich bei der Hand, um das Alibi zu beweisen!"

„Tretet hier in das Gemach," sprach Albertus und kommt heraus, wenn ich Euch rufe. Ich will dem Herrn Lothringer harte Fragen vorlegen."

Er zog die Glocke. „Laßt den Meister Talamont herein," war sein Wort. Dann setzte er sich und rief: „Sultan!"

Seinem Winke gehorsam, machte sich der Löwe aus der Ecke im Erker empor, schritt zum Herzog und legte sich, die Tatzen weit vorgestreckt und den Kopf erhoben, zur Seite nieder.

Eintrat Herr Talamont im goldgestickten, grünen Wamms, um die Schultern ein schwarzsammtenes Mäntelein — beugte sich sehr tief und sagte: „Gnädigster Herr Herzog —"

„In demselben Augenblick aber erhob sich Sultan — seine Augen begannen, entsetzlich zu funkeln, und Herr Talamont, der noch mit gebeugtem Kopfe dastand, hatte noch nicht gesagt: „Ihr habt mich gnädigst rufen lassen“ — so war der Löwe schon aufgesprungen, mit einem Satz auf Herrn Talamont gefahren, hatte ihn zu Boden geworfen und stand, beide Vordertatzen auf seiner Brust, ein noch furchtbareres Gebrüll, als gestern, erhebend, mit offenem Rachen über ihm da — — Herr Talamont aber schrie laut auf: „Der Löwe!! Hilf Himmel — er kennt mich noch!!“

„Ab, Sultan!!“ rief der Herzog, sprang auf und packte den Löwen an der Mähne.

„Zurück!“ rief er den hereinstürzenden Dienern zu.

Wild schüttelte der Löwe die Mähne und war die längste Zeit nicht zum Schweigen zu bringen. Der Lothringer aber rief in seiner unaussprechlichen Angst: „Um Alles in der Welt, helft, Herr Herzog — die Bestie frißt mich bei lebendigem Leib auf! Verlangt, was Ihr wollt, alle meine Kunst biet' ich Euch für Nichts, nur macht, daß ich frei werde!“

Albertus bot wiederholt mit mächtiger Stimme dem Löwen ab, bis er endlich zur Ruhe gebracht war. Aber von der Stelle rührte er sich nicht, auch befahl's ihm der Herzog nicht, sondern wandte sich zu Herrn Talamont und sagte gebieterisch: „Was habt Ihr damit gemeint: er kennt mich noch! Heraus mit der Sprache, fahrender Meister, das Läugnen wird wenig frommen, ich denke, wir wissen schon Alles!“

„Hoher Herr —“ seufzte Herr Talamont, „das ist ja ein wahres Schicksal! Da mag das Läugnen sicher wenig helfen, und der Himmel will, ich soll gestehen. So sei es denn! Seht, Herr Herzog, ich hab' da gestern in vieler Sehnsucht, aber aller Unschuld, eine Jungfrau verfolgt —“

„In meiner Hofburg?“ sagte der Herzog.

„Ach, gnädigster Herr,“ erwiederte Jener, „der äußerst annehmlichen Jungfrau wollt' ich einen Kuß geben, da wehrte sie

sich wacker und rief den Löwen um Hilfe an — der begann einen mächtig gewaltigen Rumor und wollt' aus dem Käfig heraus. — da lief ich von dannen — nicht aus Furcht — hoher Herr, sondern des Lärmens wegen — nun hat der Löwe mich auf der Stelle wieder erkannt!"

„Also haben wir's heraus!" rief Albertus. „Ihr Unverschämter wagtet, mein eigen Haus entweihen zu wollen?!"

„Vergebt, vergebt, Herr Herzog," seufzte Herr Talamont, „ich weiß nicht, wie's kam! Es muß rein des Teufels Spiel und Einblasung gewesen sein, denn ich versichere Euch, hoher Herr, Alles bin ich sonst mehr geneigt, als auf die schönen Jungfrau'n loszugehen; o, ich bin stets eine stille, unschuldige Seele gewesen, daß ich das nie hätte vermuthen können!"

„Ist das wahr?" sagte Albertus. „Und gar keinem Menschen habt Ihr böse Streiche gespielt?"

„O niemals!" entgegnete Herr Talamont.

„Ei," sagte Albertus — „auch dem Grafen Ladislaw von Haag nicht —?"

„Wa — was sagt Ihr, hoher Herr —" stotterte Jener — „Graf — Graf Ladislaw von Haag —? Das ich — das ich wahrlich nicht wüßte!"

„Hm — da müssen wir ihn doch selber fragen," versetzte Albertus. „Heda, Graf Ladislaw von Haag, seid so geneigt und kommt einmal daher!" Eintrat der Graf und stellte sich vor Herrn Talamont.

„Heiliger Gott — und alle Heiligen und Seligen sei'n mir gnädig und barmherzig," stammelte Der. „Seid — seid denn Ihr frei? Ich hab' geglaubt, Ihr wäret in — in der Gefangenschaft —?"

„Das wär' Euch freilich sehr genehm," sprach der Graf mit drohender Stimme — „weil ich Euch oft und mehr von Frevel und lockeren Streichen zurückgehalten hab'. Ja, Herr fahrender Meister, ich war wohl im Gefängniß — hingegen jetzt mit Ehren entlassen! Ihr aber werdet hier nicht mit

vielen Ehren entlassen, das zeigt sich, denn recht wacker liegt Ihr auf dem Rücken, von einem wilden Thier überragt und zum rechten Gespött, statt daß Euch das Geringste Eueres Vorhabens gelungen wär'! Gerade recht geschieht Euch und noch weit mehr verdientet Ihr, als den Schrecken! Denn Ihr habt mir das Theuerste abgewendet, mir Galle in den Becher der Freuden gegossen, daß mein ganzes Gemüth sich verfinsterte; daß ich in Streit gerieth mit meinem allzeit gnädigen Herrn und Herzog und daß ich dafür sechs Monde im Thurm saß mit meinen Genossen — wohl verdientet Ihr, sechs Jahre dafür zu sitzen. Jetzt habt Ihr's einmal recht erlebt — mehr strafen könnt' ich Euch nimmer, als der Himmel es gethan. Damit fahrt, wohin Ihr wollt — der gnädigste Herr Herzog mag über Euer Loos entscheiden! Aber so er Euch etwan entläßt, nehmt Euch in Acht vor mir, daß ich Euch hier und sonstwo auf keinem Liebesfrevel mehr ertappe — denn meiner Seel', es kommt Euch theuer zu stehen — und was immer geschieht — es ist kein Schade um Euch!"

„Da hat der Graf recht," sagte Albertus.

„Ganz recht — ganz recht hat er," lallte Herr Talamont, „aber um des Himmels Willen gestattet mir, aufzustehen."

„Schweigt," sagte der Herzog, „man rufe die Afra, den Anselm und den ehrwürdigen Pater Canisius!"

„Was soll denn der — der Pater Canisius?" rief Talamont. „Geht's mir etwa wirklich an's Leben, daß ich letzte Beicht machen soll —?!"

Er bekam keine Antwort. Bald traten Afra, Anselm und der Pater Canisius ein — und waren Alle sichtlich verwundert, da sie den Löwen über dem Lothringer sahen. Da winkte der Herzog der Afra und sprach: „Sprecht Afra! Ist das Der, so Euch verfolgte?"

Die Afra beugte sich ein wenig hinab und sah Herrn Talamont in's Gesicht.

„Ja — Der ist's schon, hoher Herr," sagte Afra — „aber dazumal hat er ein hellrothes Sammetmäntelein gehabt — und heut' hat er ein schwarzes um —"

„Wird sich schon mit dem rothen nimmer in's Freie gewagt haben," versetzte der Herzog, „nicht wahr, Herr Talamont?"

„Errathen, errathen, gnädiger Herr," gab Jener zurück — „ich sage jetzt zu Allem ja."

„Jetzt fragt sich nur," fuhr Albertus fort, „ob Ihr mit der Strafe zufrieden seid, Afra!"

Da sagte die Afra: „Hoher Herr, ich meine, er wär' gestraft genug — und der Anselm, glaub' ich, wird auch zufrieden sein — laßt ihn los in Gnaden, Herr Herzog!"

„So steht denn auf, Talamont," sagte Albertus — „und schaut, wo anders Ihr bessere Prob' ablegt von Euerer großen Kunst — denn allhier hat sie sich schlecht bewährt. Alle Euere Geheimnisse sind wider Eueren Willen zu Tag gekommen — und was Euch Schlimmes bevorstand, das habt Ihr nicht errathen und geahnt. Mit der großen Kraft ist's auch nicht weit her, und mit der Wünschelruthe wird's auch gute Wege haben."

Nach diesen Worten ging er einige Schritte weg und lockte dem Löwen mit freundlichem Wort.

Der Löwe setzte Tatze um Tatze langsam von Herrn Talamont's Brust ab, stieg über ihn hinüber, schritt auf den Herzog zu und lehnte sich an denselben. Den Kopf hatte er aber noch immer gegen den Lothringer gerichtet.

Der aber fühlte sich kaum frei, als er aufsprang und ausrief: „Gott sei's gedankt, daß ich das Ungethüm los bin! Ich habe keine kleine Angst ausgestanden, und wenn jedweder Kuß so hoch käm', möcht' Einer wohl das Küssen verlernen. Gott erhalte des Herzogs Haus, die Jungfrau aber mög' mir vergeben, ich bin halt einmal ein solch leichtsinniger Geselle — aber meiner Sache sonst gut mächtig in aller Kunst, so's mir jetzt

auch kein Mensch glaubt, weil ich da eine Niederlage erlitten und in's Garn gegangen bin — ohne daß ich was merkte — allwissend sind wir nicht!"

„So ist's," sagte Albertus — „und damit könnt Ihr Euerer Pfade gehen."

Das ließ sich Herr Talamont nicht zweimal sagen. Er eilte davon, so schnell er konnte, ward aber weithin verfolgt durch's ganze Schloß und mußte so viel Spott erfahren, daß kein Säckel wär' groß genug gewesen, ihn hinein zu thun, hätt' er ihn tragen müssen.

Zum Anselm aber sprach Albertus: „An der Wunderthat des Löwen bist jetzt du schuld! So lang man von dieser Sache spricht, spricht man von dir auch."

„Hoher Herr," sagte Anselm — „ich bin nicht dran schuld — das hat der Löwe rein von ihm selber zu Wegen gebracht — mein' Seel', der Löw' ist bald so gescheidt — als ich."

„So kommt's mir auch vor," sagte Albertus — „und weil er so treu, klug und achtsam ist, wie kein Löwe in der Welt, so soll er auch ein goldenes Halsband haben — darauf lass' ich einen Reim setzen — also, daß der Sultan auch seine Ehr' und seinen Ruhm davontragt." —

So ging's vor sich in des Herzogs Hofburg. — Als aber Herr Talamont auf vielen Umwegen beim Hinterpförtlein seines Quartiers angelangt war — da fand er viel Volk beisammen, darunter eine schöne Zahl rüstiger, flinker Gesellen, bei deren Schwestern und Liebsten er sein Glück versucht hatte.

Was die letzten Tage und so eben geschehen, lief von Mund zu Mund.

Große Freude herrschte überall, daß es dem Abenteuerer doch noch recht schlimm ergangen, es waren Alle voll guten, kecken Muthes, weil er sichtlich in des Herzogs Ungnade gefallen, und beschlossen, ihm nimmer zu München Aufenthalt zu gönnen, wenn er anders Der sei, welchen sie meinten.

Da er nun anlangte, klang's sogleich von allen Seiten: „Er

ist 's — er ist 's" — und nun ging es los, und da half kein Widerstreben.

Herrn Talamont's Gaul stand im Augenblick gesattelt und gezäumt vor dem Thürlein, vorne mit Allem bepackt, was sich Oben in der Stube vorgefunden — das rothe Mäntelein hatten sie mit einem Ende aus dem Reitersack hervorschauen gesehen, das hatten sie jubelnd und schmähend zugleich herausgezogen, und nun hing es recht prächtig über dem ganzen Kram.

Herr Talamont wehrte sich und stritt, schwätzte und betheuerte aus Leibeskräften — aber es half Alles Nichts.

Er mußte aufsitzen, durch's enge Gäßlein zur Rechten in's Thal ein, dann weiter hinab, zum Isarthor hinaus und drauf über die Baumbrücke hinüber reiten unter großem Rumor, Gelächter, Gespött, heftiger Katzenmusik und was den Gesellen und den Leuten sonst nur immer zu Sinn kam in ihrem Übermuth. Also ging's bis weit hinaus, und da weiß ich aber nicht, ob der Herr Talamont dann die Straße nach Salzburg ritt oder sonst einen Seitenweg einschlug. Das ist sicher — zu München suchte er sein Glück nimmer in aller Zukunft, und die Afra mag ihm das Küssen auf eine Zeitlang verleidet haben — seines Auszuges aus München wird er aber auch sein Leben lang eingedenk geblieben sein.

Ganz anders nahm sich's aus, da einige Tage später der Graf Ladislaw von Haag, an der Spitze seiner Leidensgefährten, in goldener Freiheit zum Thor hinaus ritt.

Da war auch viel Volkes dabei, und viele, viele Jungfrauen sahen zu den Fenstern heraus oder standen unter den Thüren; war große Freude unter Allen über des Schicksals gute Wendung und überall hörte man's laut sagen: „Der Graf hält sein Wort, und seine Freunde halten es auch, da ist keine Fehde und kein Streit mehr!"

Und so kam es auch in der Zukunft.

Der Graf und seine Freunde waren feste Stützen in Kriegs- und Friedenszeit für den Albertus. Der schenkte deßhalb dem Pater Canisius viel Vertrauen und fragte ihn oft um Rath.

Seinen Löwen aber lobt und pries er oft als ein rechtes Beispiel von gerechtem Unmuth und scharfer Aufsicht auf Zucht und Sitte.

Das goldene Halsband vergaß er auch nicht.

Das trug der treue Sultan bis an sein Lebensende, und auf dem Band stand geschrieben mit großer Schrift:

„Sultan heiß' ich,
Talamont schier zerreiß' ich —
List, Trug und Keckheit beweis' ich."

IV.

Magister Calomäkus.

1.

Wo's zu München in die Burggaſſ' einbiegt, ſteht rechts das Rathhaus. Da iſt Alles recht und gerecht.

Aber gerade hinüber am Eck, wo die hellen Bögen anfangen, da war's viele hundert Jahre lang nicht geheuer, und gar ſoll's heutzutage noch umgehen.

Nun möchtet Ihr wohl erfahren, ob und wie das iſt.

Das iſt aber ſo.

Item. Es war ein ſchöner Herbſtabend und man zählte 1429.

Da ritt der Herzog Erneſtus mit viel Gefolg durch den Forſt von München weg zum Würmſee. Dort gab's gute Jagd auf Sauen und Hirſche, und war dem Herren die Freud' zu gönnen. Er hatte erſt argen Strauß gehabt, die Huſſiten aus dem Land verjagt und Ruh' hergeſtellt. Alſo durft' er ſich wohl auch einmal einen guten Tag anthun. Kam er nun ſo das Sträßlein durch den Forſt daher mit gutem Jagdzeug', viel Hunden, Roſſen und Jägern, gute Freunde hatte er auch bei ſich, ſonderlich den Törringer und den Arco, war recht vergnügt, trug beſte Hoffnung im Herzen auf die Sauen am Würmſee und verſah ſich ſonſt froher Zeit.

Die Sauen waren aber nicht allein ſeine Abſicht. Vielmehr hatte er eine andere Angelegenheit.

Es gab Zwiſt mit ein paar Unterthanen wegen etlicher Huben Landes weiter oben am See. Den Zwiſt wollt' Erneſtus nun in Güte vertragen oder halb Part machen und hatte deßhalb einen Anwalt oder Meiſter im Recht mitgenommen.

Selbiger war der Magiſter Calomälus — und Der ritt hinter den Herren drein.

So nun der Herzog etwan umschaute und fragte: „Also, wie behagt Euch der Ritt, Herr Magister?“ — versetzte der Herr Calomälus: „Hoher Herr, ich wär' weiters ganz froh, wann wir nur an Ort und Stelle wären, dieweil selbiges Roß ausnehmend stoßt und ich kein gewohnter Reiter bin.“

Drauf entgegnete der Herzog Ernestus: „Nur Geduld!“ Ihr gelahrte Herren laßt uns gar oft warten, also dürft Ihr wohl auch einmal die Prob' machen, was es um die Ungeduld ist.“

Dazu lachte er. Der Törringer und der Arco deßgleichen.

Der Magister Calomälus aber hielt sich um so fester mit beiden Beinen ein, und wenn sein braunes Rößlein einen Sprung machte, rief er: „Oho!“ Dabei griff er schnell zum Sattelknopf, damit er kein Unglück erlebe.

So ging der Zug dahin in einbrechender Nacht.

Die Nebel zogen blaß um die Buchen und Fichten, draus da und dort ein gewaltiger Eichbaum hervorragte. Der Mond tauchte wie ein glührother Schild über dem schwarzen Urwald auf, und die Erlrüstern warfen lange, dunkle Schatten über den holp'rigen Pfad, daß es schier Grauen erregt hätte, wär' Einer allein dahingeschritten oder geritten.

Wo sich aber der Forst ein Weniges öffnete, da war's gar unheimlich. Denn da flackerten und glommen dort und hier viele Irrwische, daß die Pferde die Ohren reckten und schnaubten.

Wie nun Herren und Knechte auf die Höhe gelangten, davon weg man vor sich links hinauf den Würmsee, wie mattes Silber aufglimmend, liegen sah, ließ Herzog Ernestus in die Hörner stoßen.

Das hallte bis zum Schloß. Die Dienstleute daselbst gaben Antwort — die Bauern und Fischleut' aber weit aus, die hörten es, und wußte nun Jeder, daß der Herzog Ernestus am Würmsee eintreffe.

Als der Herzog angeritten kam, standen schon viele Fischer und Bauern am jähen Pfad zum Schloß und nahmen ehrerbietig die Krämphüte herab. Er grüßte sie hinwieder ganz freundlich. Denn er war ein herablassender Herr. Als es aber zur Abend-

mahlzeit ging, bedacht' er die Bauern, Fischer und ihre Weiber noch mehr und schickte ihnen zwo mächtige Keulen hinaus, einen Korb Brod und ein volles Fäßlein. Erblühte den Leuten demnach ein trefflicher Muth, und blieben sämmtlich bis spät vor dem Schlosse.

Herzog Ernestus selbst saß nicht gar lang an der Tafel, denn er war sehr mäßig. Auch suchte er die Nachtruh', damit er mit seinen Freunden früh' munter wär' und den Sauen einen guten Morgen wünschen möchte.

Das gefiel dem Magister Calomälus so fast nicht.

Wie also der Herzog Ernestus gute Nacht sagte und ging, beugte sich Jener tief und that dergleichen, als ging er auch zur Ruhe. — Kaum war aber der hohe Herr aus der Thüre, so setzte sich der Magister Calomälus rasch wieder auf seinen gründamastenen Stuhl, griff gehörig zu und sagte zum Diener, der hinter ihm stand, ein über das andere Mal:

„Reinhard, ich versichere Euch, der Herr Herzog darf sich Glück wünschen zu seinem Koch. Dürft's dem Koch sagen, daß ich's gesagt hab'. Ehre, dem Ehre gebührt — alle Achtung. Der Koch stellt seinen Mann vor. Alle Achtung, ich glaub' nicht, daß der Kaiser einen besseren Koch hat — — —"

2.

Am nächsten Morgen war der Herzog schon um die sechste Stunde in den Forst geritten.

Zu der Zeit war der Magister Calomälus noch nicht aufgestanden.

Aber er schlief nicht.

Schon im Traume waren ihm alle mögliche Kniffe und Pfiffe durch den Kopf gefahren, und einer hatte ihn so sehr erlustigt, daß er in glückseliges Lachen ausbrach und darüber erwachte. Drauf konnt' er auch nicht mehr einschlummern. Lag er demnach so da auf dem Rücken, die Hände übereinander auf der Brust, schaute gerade an die Decke hinauf und dachte nacheinander fort, wie er

Das oder Jenes recht verwirren oder in die Länge ziehen und den Fürsten, Grafen und anderen Leuten aller Orte tüchtigen Schabernack spielen könne.

Wenn ihm dann etwas recht lustig Arges einfiel, so zuckte es, wie ein Wetterleuchten, über sein knochiges, bräunliches Gesicht, und drückt' er das eine Auge zu, wobei sich auf derselben Hälfte des Gesichts Alles bedeutend hinaufzog. Kurz, es war, als wollte er sagen: „Meiner Seel', ich bin ein verwünscht pfiffiger Geselle!"

Endlich erhob er sich, ließ sich seinen Morgenimbiß wohl schmecken, so um die siebente Stunde seinen Braunen vorführen und saß auf, um an den Ort zu gelangen, wo der Herzog Streit hatte. Ritt sofort erst den Schloßberg gemach hernieder, dann lenkte er rechts herüber, und so ging's weiter, das Sträßlein am See entlang.

Nun hätt' es der Magister Calomälus wohl besser haben können, als sich von seinem Gaul stoßen zu lassen. Aber in ein Schiff wär' er um keinen Preis gestiegen. Denn er war ein Feind des Wassers und dachte sich: Wann der Gaul scheu wird, halt' ich mich am Sattelknopf. So aber das Schiff scheu würde und schlüg' um, wär's weit gefehlt. Mit dem Halten wär' auch Nichts ausgerichtet, und müßte Einer in besten Jahren elendiglich ersaufen. Trag' demnach lieber das geringere Übel von wegen des Stoßens, als daß ich mein kostbares Dasein auf's Spiel setz'! Man lebt nur einmal!

Der Zeit er nun seinen Weg verfolgte, überlegte er allgemach des Herzogs Auftrag.

Dabei wollt' es ihm gar nicht einleuchten, daß sich der hohe Herr zu vergleichen wünsche, und stach ihn der Hafer gewaltig, einen Hokus Pokus zu machen, daß der Herzog recht grimmig — und aus dem Vergleich ein rechter Streit werde, noch länger als der bis dato. Denn ein Rechtsstreit war sein Allerhöchstes. So oft einer zu Ende ging, war's ihm, als sei ihm Vater und Mutter weggestorben oder seine Liebste, und seines Lebens war er nur froh, wenn sich die Menschen wüthig in den Haaren lagen.

Was nun des Herzogs Angelegenheit betraf, sah er wohl bald, daß er seine Bosheit hemmen müsse. Aber die böse Lust gab er doch nicht auf und dachte: Käm' mir jetzt nur was Anderes zu Paß. Denn besser war ich noch nie geneigt, Hader und Verwirrniß zu stiften. Und das mit Recht! Was, sollen Die da heroben am See ohne Streit und Zwist leben? Oho! Hätten sie doch den Himmel auf der Welt. Oho! sag' ich. So gut darf's ihnen nit werden. Wird sich etwan doch was geben, daß ich meinen Geist gebrauchen kann und das dumme Volk tüchtig zerzausen, wie ich's noch aller Orte gethan hab'.

So ritt er seines Weges fort und weiter.

Es war ein schöner Morgen.

Klar sah die Luft. Nur in der Ferne, den Bergen zu, schwamm leichtes Gewölke. Ihre Strahlen goß freudig die Sonne über der Hügel grüngebräunte Stirnen, über der Wälder zahllose Wipfel bis hernieder zu den weiten Spiegeln des See's und weithin über alle Hänge und Gelände — über der Menschen friedliche Hütten und die einsamen Kähne zwischen röthlichtem Rohr und weißen Seerosen. Die wiegten und dehnten sich sehnsuchtsvoll in den leisathmenden Wassern. Ja wohl, überaus feierlich war sie anzuschauen die heilige Gottesnatur in Fluth, Hügel und Bäumen, im vollüppigen Gras und in viel tausend Blumen an den Seerainen. Die glitzt' und blitzten vom Thau, und drüber weg gaukelte hier seligtrunken ein gelber Schmetterling, dort hinwieder gleich zwei schwirrenden Bolzen verfolgten sich ein Paar blauschillernde Wassernymphen. Die verloren sich hinein in die kühl schattige Waldbucht. Drin tauchte hellgülden empor die Königskerze, dort wieder sah, früh entsprossen, eine blasse Herbstzeitlose auf — oder im tiefen Dunkel nächst saftig grünem Moose, wie ein leuchtender Rubin auf sammtenen Kissen, glühpurpur eine verspätete Erdbeer'.

Das war Alles schön und erhaben, all' in Groß und Kleinem, in Nähe und Ferne, und so feierlich.

Dazu haucht' es dahin, heiligen Frieden verkündend, gleich

wie in Gottes Odem selbst, all' in heiligem Kosen und süßer Liebe zu jedem Dinge. Still war's rings — und doch war ein wonniges Lispeln allüberall. So flüsterten die Blätter ob träumerisch summendem Schilf und Matten — und die Wasser brandeten leise an den Ufern — als wollten sie mahnen die Erde und alle Wesen zur seligsten Andacht.

Da hätt' wohl Keiner an was Böses gedacht, vielmehr Jeder sein Aug' aufgeschlagen zum Himmel und um Frieden gebeten für die Menschen hoch und nieder, daß sie abließen von irdischem Hochmuth und wilder Verfolgung, sich die Hand gäben und nicht ferner verkümmerten ihr Leben — das so kurze Zeit währt! Da wär' wohl der mächtigste Herrscher stillgestanden, und ihm manch' bescheidener Gedanke gekommen, hätt' er gesehen, was groß und herrlich die Welt und die Gewalt des Ewigen sei — und wie gering all' seine eigene, sterbliche Gewalt, die Verderben oder Glück bringen kann, aber doch kein herbstgelbes Blatt grün machen.

So hätt's wohl Jeden anwandeln mögen, jetzt und dazumal.

Wer aber von dem Allem Nichts verspürte, war der Magister Calomälus. Denn, wie gesagt, wo er Frieden fand, da war er unglückselig, und wär' jetzt allsogleich der Himmel über ihm aufgegangen, hätt' er Nichts früher gedacht, als Dieß: da droben ist Fried' und Ruh'. Wie stellst du's an, daß der liebe Herrgott und alle Heiligen in Zwist gerathen!

3.

Um dieselbe Zeit lebten zwei Fischer am See.

Veit hieß der Eine — Oswald hieß der Andere.

Die waren die besten Freunde. Und doch hatte Einer dem Anderen viel Leid zugefügt. Denn der reichere Veit hatte sein Herz einer Dirne zugewandt, solcher der Oswald auch gar ergeben war.

Aber gesagt hatt' es ihr Oswald nie.

Er hatte wenig, sann hin und her, und mittlerweil' er zögerte,

war die Sache eines Tages verändert. Der Veit machte mit der Dirne Hochzeit, und lange schon war die Liebste seines Herzens dem Veit angetraut, da wußte Der von Oswald's Schmerzen noch kein sterblich Wörtlein.

Erst später einmal, an einem schönen Sommerabend, erzählte Oswald dem glücklicheren Freund sein Schicksal, und wie weh' es ihm gethan, daß er der Martha entsagen müssen. Nun wußte der Veit wohl Alles — und fester als je vorher hing sein Herz am Freund.

Die Martha aber erfuhr von dem Allem Nichts, ahnte nicht, daß Oswald ihr so viel gut sei, und so mußte sich Der nach wie vor mit Wenigem bescheiden. Früh' etwan ein freundliches Nicken oder ein „Grüß Gott, Oswald," oder Abends ein „gute Nacht," war Alles, was ihm zu Theil wurde. Aber er dacht' auch an Nichts weiter. Denn er hatte ein reines Herz.

So lebten die zwei Fischer und die Martha dahin, ein trefflich Beispiel in aller Art, so daß sie alle Drei einen guten Namen hatten, wo sich just die Sprach' gab, und Jeder ließ ihnen Fried' und Ruh'.

Aber jetzt drohte ihrem Frieden auf einmal große Gefahr — und wer dran Schuld war, das sollt Ihr bald erfahren.

Just ritt der Magister Calomälus aus einem Waldsaum in die nächste, grüne Au am See. Da hatte er zwei Fischerhütten vor sich, die waren mit Flieder umzogen und waren nicht weit von einander. Es standen nur etliche Buchen dazwischen. Vom See herein aber kamen Ihrer zwo dahergefahren mit vollen Netzen.

Das sah Herr Calomälus von ferne, ritt gemach näher, kam gerade an's Ufer, als Jene landeten und hielt drauf den Braunen an.

„Da habt Ihr ja trefflichen Fang gemacht!" sagte er. „Ei, ei, das nenn' ich Rengken die Meng' und großmächtig, da lauft Einem ja das Wasser im Mund zusammen! Wem bringt Ihr denn die Fisch' alle, und wem gehört denn der Fang — oder seid Ihr selber der Herr?"

„Wem's gehören —?“ antwortete halblachend Oswald, denn der war's, und einen Jungen hatte er bei sich: „Wem's gehören? Ja mein, das weiß ich selber nicht!“

„So!“ rief Herr Calomälus. „Das wär' nicht übel und ist äußerst verdächtig!“

„Beinah' habt Ihr's errathen!“ war die Antwort.

„Beinah' —?!“ fuhr der Meister im Recht heraus. „Oho — da muß ich auch dabei sein.“

Er hob sogleich den rechten Fuß in die Höhe, stieg vom Roß, band es an eine Staude und eilte wieder auf Oswald zu.

„Was wollt Ihr mit dem beinah' sagen?“ fragte er. „Habt Ihr etwan kein Recht, zu fischen, oder will es Euch Einer streitig machen? Nur heraus mit der Sprach'! Ich bin der Magister Calomälus, weit berühmt als ein Meister im Recht, stets mit wichtigen Angelegenheiten wohl betraut, aller Pflicht und Schuld kundig und lass' Keinem ein Unrecht geschehen, wenn er meine Hilf' und Kunst anfleht —“

„Ei, was Ihr da Alles sagt — so arg ist's nit,“ entgegnete Oswald, während er aus dem Kahn stieg, der Junge aber die Fische und das Netzzeug aushob. — „Wir sind wohl ehrliche Leut'. Nur mit dem Netz da hat's einen lustigen Haken wegen des Veit. Wißt Ihr, er ist mein Nachbar, ist aber nicht daheim. Nun ist mein Werkzeug vom letzten Zug zerrissen, und da hab' ich sein Zeug genommen. Das ist die ganze Sach'. Das bedeut' Nichts.“

„Was habt Ihr?!“ rief Herr Calomälus. „Das nennt Ihr Nichts? Ein fremdes Netz habt Ihr sonder Erlaubniß genommen?!“

„Hat keine Gefahr,“ war die Antwort Oswald's, während er sich die Stirne wischte, „der Veit hat Nichts dagegen —“

„Das soll mich wundern!“ fiel Jener ein.

„Sind ja die besten Freunde!“ entgegnete Oswald.

„Oho!“ höhnte der Magister. „Ich glaube keineswegs, daß er sich's gefallen läßt, für's Erste, weil —“

„Macht mir nur keine Sorg'!" gab Oswald halb unmuthig zurück. „Ich kenne doch den Veit und sein Weib!"

„Also ein Weib hat der Veit? Ein junges, handsames Weib —?"

„Glaub's gern, daß sie schön und jung ist, die Martha, wüßt' kein schöneres Weib um den ganzen Würmsee —"

„So — so! Also schön ist sie?" fiel Magister Calomälus ein. „Da haben wir's!"

„Was denn?" fragte Oswald unmuthig.

„Das will ich Euch wohl sagen!" rief Jener. „Der Veit traut Euch in Nichts mehr, und da gibt's einen großen Streit. Will Euch allsogleich sagen, warum und weßwegen. Braucht aber keine Sorg' zu haben, denn ich bin da und weiß wohl zu helfen, daß er uns nicht zu klug wird! O, ich kenn' die Menschen, hab' alle Seelen ausstudirt, und oft ich auch keine Urkund', Augenschein oder weiteren Beweis hab', setz' ich die Angelegenheit dennoch durch. Das vermag aber Keiner, denn ich — weil ich ergründ', wie, wo, wann, warum und ob Derselbige oder Jener schwören kann oder nicht, und was List und Bosheit er sonst an sich tragt! Merkt Ihr was? Muß demnach der Veit ausgeforscht werden, wie und ob er gegen Euch ergrimmt ist und was er vor hat. Das will ich wohl ergründen und die Sach' durchfechten. Dafern er nun Streit will, mag er bald seh'n, was viel mehr Kniff' und Pfiff' ich in meiner Weisheit erfind', als er; will er aber keinen Streit, sondern verstellt sich vor Euch und wartet auf bessere Zeiten, auf daß er Euch desto weher thu', und ich bring' dieselbige Bosheit zu Tag — so mag ich ihm erst recht fest zu Leib' geh'n. Da verklag' ich ihn beim Vogt, und gib's nicht nach, allbis der heimtückische Schelm von Haus und Hof getrieben!"

„Was ist das?!" rief Oswald vor Staunen. „Ich meinen besten Freund von Haus und Hof treiben? Glaubt Ihr, das thut der Oswald? Ich hab' dem Veit keinen Groll gehabt, daß er mir die Martha weggefreit, nun soll ich ihn in's Unglück stoßen, wo er mir gar Nichts gethan hat?"

„O — oho!“ fiel Herr Calomälus ein. „Also er hat Euch die Martha weggefreit? Und da könnt Ihr ihn Eueren Freund nennen? Ha, ha, ha, das gefällt mir weiters ganz wohl. Einen Verräther zum Freund haben!“

„Verräther?“ rief Oswald. „Wer kann das sagen! Er hat lang Nichts gewußt von meiner Lieb', der Dirne selbst hab' ich's nie eingestanden!“

„Das ist kein Beweis!“ fiel Herr Calomälus ein. „Ich sag' Euch, er hat's gar wohl gewußt und hat einen Ehrenmann betrogen! Und Ihr seid ein fürtrefflicher Ehrenmann, das seh' ich. Die Sach' aber geht so nicht aus! Der Veit weiß, daß Ihr die Martha geliebt habt und daß Ihr Rache im Herzen tragt! So Ihr ihm nun auch gesteht, daß Ihr mit seinen Netzen gefischt habt, so denkt er sich: er will mich nur sicher machen für ein anderes Mal!“

„Das ist nicht wahr!“ fuhr ihn Oswald an. „So denkt der Veit nicht von mir!“

„Ha, ha, ha!“ fiel Herr Calomälus ein. „Ihr seid ja ein rechter Thor, daß Ihr von den Menschen das Beste denkt!“

Jetzt war's dem Oswald zu viel.

„Wohl denk' ich das Beste von Allen und vom Veit —“ brach er los, „von Euch aber nicht! Macht, daß Ihr davon reitet, verfluchter Gesell', sonst schlag' ich Euch meiner Seel' den Schöpfer auf den Schädel. Stasl, 'raus mit den Rudern!“

„Was? Ihr wollt mich bedrohen?!“ schrie Jener. „Mich, den weltberühmten Magister Calomälum? Wißt Ihr, daß ich Euch auf's Rad bringen kann, Ihr frecher Bauer? Wart', Ihr Schelm, Ihr wollt einen Mann beleidigen, der die ganze Wissenschaft in seinem Kopf hat und von denjenigen Bürgermeistern, Herren, Grafen und Fürsten bis zum Kaiser und Papst schier ausgerissen wird?!“

„Packt Euch,“ brauste ihn Oswald an, „oder ich schlage Euch nieder, Ihr gelber Knochenteufel!“

Dabei holte er mächtig aus.

Das gefiel dem Herrn Calomälus nicht mehr, er rannte demnach fort und stieg, so schnell er konnte, auf sein Roß. Oswald aber eilte ihm nach und rief: „Verdammter Hetzer, das nimm zum Fahrwohl!" Dabei gab er dem Braun einen Schlag, daß er nach Hinten ausschlug und dann ganz wüthend mit dem Magister davon rannte.

„Alle Teufel!" schrie der Magister und riß, so stark er konnte, am Zaum. Aber es half Nichts. Der Braun jagte entlang über Pfad und Rasen und durch Gestaüde und Bäume weg. Längst hielt sich Herr Calomälus mit beiden Armen am Halse fest. Die Bügel hatte er auch verloren. Zuletzt schüttelte der Gaul den Kopf, wie toll, schlug nach allen Seiten aus und warf den Magister zur Seite weg an's Seegelände, mitten unter einen Busch Brennnesseln.

Drin lag er auf dem Rücken.

Der Braun aber trabte gemach fort.

Der Magister Calomälus lag mehre Minuten, eh' er sich mit dem Oberleibe rühren konnte, und stemmte bald das rechte, bald das linke Bein auf den Boden, um sich einen Schwung zu geben. Es war aber lange vergebens, und da ihm da ein Ruck gelang, gerieth er gar mit dem Antlitz in die Brennnesseln. Die brannten ihn so, daß er plötzlich Kraft bekam und aufsprang, drauf das Erste war, daß er seinem Roß folgte, und ein über's andere Mal rief er, so laut er konnte: „Hizza, halt' Bräunl, hizza!"

Wenn aber das Roß still stand und den Calomälus kommen sah, macht' es gleich wieder einen Satz und fuhr wie der Wind davon. Zuletzt verschwand es ganz.

Der Magister Calomälus aber stolperte vor Mattigkeit in's Gras und setzte sich an einen Schlehdorn. Er konnte vor Wuth nicht seufzen.

Plötzlich brach er los: „Kreuz, Blitz, Element, alle Teufel und Donnerwetter! Ha, hätt' ich jetzt nur die ganze Weltkugel in den Händen, mitten auseinander wollt' ich sie reißen! Kreuz, Hagel, zehntausend Juden und Türken, da steht mir ja der

Verstand still! Ist denn der leibhaftige Satan über mich ehrlichen Mann gekommen, daß ich mich nicht an einem einzigen Ding rächen kann! Kreuz, Blitz, Donnerkeil — das mir, dem Magister Calomälo!"

Mehr brachte er nicht über die Lippen vor übergroßer Wuth.

Da wandte er plötzlich den zornentbrannten Kopf, denn er glaubte, Schritte zu vernehmen.

4.

Der Magister Calomälus hatte sich nicht getäuscht.

Vom See herab kamen Ihrer Zwo, und Herr Calomälus konnte wohl hören, was sie sprachen.

Der Eine aber sagte: „Ei was, Martha, der Oswald ist daheim geblieben; der wird dir wohl ausfahren mit seinem zerrissenen Zeug, und heut' gar! Siehst weitum keinen Einbaum. Glaub's gern. Heut' ist der See falsch und will zur Nacht sein Opfer. Wird schon kraus und wild. Nun, der wird toben, wann er Nichts erobert. Fisch' könnt'st heut' wohl genug haben, aber dein Leben ist mehr werth. Und wenn davon kommst, geht's am Netzzeug aus! Das reißen weiters die Seejungfern her und die anderen Ungethüm' da drunten. Nun, die hätten weiters grüne Köpf' und Rachen! — Hat sich's auch schon lang wieder gemeldt', und 's geht nicht richtig zu um 'n ganzen See 'rum. Nächst ist 's Wassermandl über den See gelaufen, den Donisl hat 's Rohr nicht durchlassen, und auf der Insel hat der schwarze Pudel geheult — hast 'n ja selber gehört —"

Wie nun Herr Calomälus Dieß und mehr hörte, wußte er bald Bescheid und fing an zu seufzen: „O Teufel, o Teufel, das sind Teufel!"

Eben bogen Veit und Martha um die Ecke. Veit aber blieb stehen und sagte: „Was seufzt denn da und red't vom Teufel?"

Dann eilte er auf den Schlehdorn zu.

„Was ist's denn mit Euch?“ fragte Veit. „Ei, seid Ihr etwa der Reiter, dem dasselb' laufende Rößl gehört?“

„Ja, entgegnete Colomälus, „ja, Der bin ich, — helft mir nur, daß ich mich aufrichte —“

Veit hob ihn auf. „Was habt denn Ihr für Händ' —?“ fragte er. „Seid Ihr etwan in die Brennnesseln gefallen? Mein' Seel', ist schon so.“

„Ja, es ist so, mitten in die Brennnesseln hinein,“ sagte Herr Calomälus. „Aber Der, so dran Schuld ist, wird noch viel Ärgeres verspüren! Der Ruchlose! Euch aber will ich Dienst und christlich Willen wohl vergelten. Wer seid Ihr denn, Ihr?“

„Ich bin der Fischer Veit,“ antwortete der Gefragte, „und Die da ist mein Weib, die Martha. Seid nur getrost wegen Eueres Rössels. Der Oswald da drin, der schickt den Stafl am See hinauf, daß er's fangt!“

„Ha, der Oswald —?!“ rief der Herr Calomälus. „Der soll das für mich thun? Nimmermehr! Der ist ja gerade der Elende, so mir mein Rößl geschlagen hat, all daß es die größten Sprünge that und davon stürmte, bis es mich in die Brennnesseln warf! Aber es ist ihm nicht geschenkt, die Rache des Herzogs wird ihn schon erreichen. Wißt Ihr auch, mit wem Ihr sprecht? Ego sum praeclarissimus, illustrissimus et doctissimus Magister Calomälus, das heißt: Ich bin der weltberühmte Magister Calomälus, der alle Prozesse der Welt mit einem einzigen Wort oder Federzug auseinander reißt! Ich bin geliebt von Hoch und Nieder, gepriesen ob großer Weisheit, Christenthum, Wissenschaft und Bescheidenheit, und die Bürgermeister, Grafen, Fürsten, all' bis hinauf zum Kaiser, sind mir zugethan, daß sie sich um mich balgen und reißen! Und mich, denjenigen Mann, hat der Elende verhöhnt und beschimpft, weil ich ihm sein böses Diebsgelüste verwies von wegen seiner Hinterlist! Fischt der freche Gesell mit fremden Netzen!“

„Mit fremden Netzen?“ sagte Veit. „Werden wohl die meinen sein. Ei, das wär' kein arges Verbrechen!“

„Kein arges Verbrechen?“ rief Herr Calomälus. „Eines abwesenden Mannes Eigenthum zu nehmen und damit zu schalten oder Erwerb zu suchen — das nennt Ihr kein Verbrechen? Glaubt Ihr, das besteht vor Gott und Recht? Frag' ich nur, pro primo: Wo Einer herginge und nähm' des Herzogs Sigill, druckte es auf eine Urkund' und fischte so eintausend Pfund Pfennige? Wär' das was Anderes? O, da könnt' ich Euch viel hochgelahrt' lateinische Sprüch' sagen, anders Ihr sie verstehen möchtet. Ich bin Euer Schuldner, will gar Euer Freund sein — aber Das sag' ich: Ihr seid ein Thor, so Ihr leidet, was er Euch angethan hat. Denn, wie er's Euch in Einem macht, so macht er's Euch im Anderen deßgleichen!“

„Das ist nicht wahr!“ rief Veit.

„O sancta simplicitas!“ fiel Herr Calomälus ein. „Und warum thut er das nicht? Etwan, weil er Euch's sagen wird, er hab' Euere Netze genommen? Oho, sag' ich. Warum thut er es? Damit Ihr ihm ferner traut! Traut ihm nur! Ich weiß, was er gesagt hat!“ Er warf dazu einen Blick auf die Martha, den Veit wohl bemerkte.

„Was hat er gesagt?“ fuhr Der auf.

„Das werd' ich Eueres tugendsamen Weibes wegen verschweigen!“ kam's höhnend zurück. „Aber selb dürft Ihr wohl denken: So er mit Eueren Netzen im See fischt, so wirft er zur rechten Zeit die seinen nach Euerem Weib' aus — versteht Ihr mich, nach derselbigen Martha, die Ihr ihm weggefreit habt!“

„Halt ein!“ unterbrach ihn Veit. „Woher wißt Ihr —?“ Zorn funkelte aus Veit's Augen, und glühroth waren seine Wangen geworden.

„Woher?“ höhnte Herr Calomälus rasch. „Ei, vom Oswald selber! Und noch viel mehr weiß ich. Er hat Euch selbst seine alte Lieb' zur Martha gestanden — mir, einem Fremden, hat er Alles gesagt, der Verräther!“

Die Martha stand einen Augenblick still, wie vom Blitze

gerührt. Dann fiel sie ein: „Und hat er gesagt, was er will, ist er doch kein Verräther!“

„Vertheidigt ihn nur,“ spottete der Magister, „er kann's wohl brauchen!“

„Das thu' ich auch!“ rief Martha. „Weit aus ist kein Mann, wie der Oswald! Ein reines Gewissen hat er und kein falsches Wort kommt von ihm: Schweig' still, du verbos'ter Rechtmacher, du Leutreizer, sonst fahr' ich dir in die borstigen Augen, meint' Ein's, es schaut der Teufel zum Glasfenster 'raus! Geh' deiner Weg', sag' ich, über'n Oswald lass' ich Nichts kommen, hat er mich gern g'sehen oder mein'twegen nit auch!“

Der Herr Calomälus sah den Veit triumphirend an.

„Ei, ei,“ sagte er dann zur Martha, „Ihr nehmt Euch ja fast viel um den Oswald an. Das gefallt mir ganz wohl! Was meint Ihr, Veit?“

Bald blaß, bald roth stand Der da, so war seine Seel' bewegt, und er wußte nicht rechts, noch links. Gern hätte er seine Unruh' verborgen. Aber er vermochte es nicht und konnte der Martha nicht in's Aug' schauen. Der Funke des Argwohns war in sein Herz gefallen.

„Geh' voraus!“ herrschte er die Martha an.

„Was fallt dir denn ein?“ sagte Martha bestürzt.

„Fort, sag' ich!“ wiederholte Veit. „Die Fisch' gehören mir!“

Mit einem Blick des tiefsten Unmuths auf den Meister im Recht, schwankte Martha mehr, als sie ging, den Hütten zu.

Der Veit stand in Gedanken versunken.

„Ihr habt mich scharf angeschaut, Herr —“ sagte er, „und ich hab' Euch gar wohl verstanden. Aber mein Weib — nein, nein! Sie gibt ihm wohl freundlich guten Morgen und gute Nacht — und sagt stets viel Gutes von ihm — aber weiter ist Nichts, 's kann ja nit sein!“

„Ei, was grämt Ihr Euch, fürtrefflicher Mann und Freund?“ versetzte Herr Calomälus. „Die Martha ist Euch wohl noch treu. Das sieht Jeder. Hingegen mit dem Oswald ist die Sach' ganz

anders. Ihr habt ihm einmal das Herz gebrochen. Das wird er Euch nimmermehr verzeihen. Wollt Ihr's aber nicht glauben, so schaut nur auf Euch selber, wie Ihr jetzt in Eifersucht und Wuth vergeht, der Ihr jetzt die Martha doch besitzet. Er aber hat sie verloren und Tag für Tag hat er Euer Glück vor Augen!"

„Ihr macht mich ganz toll und hirnwüthig!" rief Veit. „Ich glaub's und glaub's wieder nicht! Selb seh' ich aber ein, daß es so nimmer gut thut. Ich verkauf' meine Hütt' und zieh' mit meinem Weib davon — was er von mir hat, muß er herausgeben, und vorerst zur Stell' die Fisch'! Ich selber kann vor Gram und Zorn nit sprechen! Herein da mit mir, Ihr seid im Maulwerk bei der Hand, da mögt Ihr helfen — die Fisch' will ich haben!"

„Das soll wohl geschehen —" fiel Herr Calomälus ein, „doch nehmt Ihr mich in Schutz? Denn so Ihr mir nicht helft, bleibt mir wohl Nichts, als daß ich vom Leder zieh' —"

„Das sollt Ihr nicht!" unterbrach ihn Veit. „Der Katzenbuckler soll Euch Nichts anhaben! Also Euch hat er 's Geheimniß anvertraut? Meiner Seel', Ihr habt wohl recht, daß er falsch sein könnt'! Euch, der ihm da in den Wurf kommt! Wer weiß, wem er's sonst noch gesagt hat!"

So wuchs der Argwohn mit jedem Schritt — und in zuckenden Wettern zog's durch des Fischers Brust. So schritt er dahin. Verzweifelnd und trotzig zugleich sog er das Gift der Verleumdung ein und finster und finsterer ward's in seiner Seele.

Gerade wie in den weiten Wassern draußen.

Die begannen von ferne her zu dunkeln. Die paar Wölklein am Saum der Berge waren heraufgezogen und zu Wolken geworden — hinterdrein viel andere, düster und verhängnißvoll. In weiten Schatten sank's über Flur und Wald, bange flatterten die Vögel in aufrauschenden Zweigen und über Rohr und Gras wischt' es herein vom See. In dem begann's zu beben und zu rieseln — in der Ferne, fahlweiß, wie ein schaueriger Geist des Abgrundes, stieg langsam eine Welle auf — — — —

5.

Was in Martha's, des treuen Weibes Herzen vorging, mag Jeder ermessen. Veit's glühenden Argwohn hatte sie erkannt und das Geheimniß Oswald's durchschaut. So kämpfte es in ihr zugleich in Schmerz und Staunen. Aber recht heiliger Unmuth über den Meister trug den Sieg davon.

Rasch und rascher war sie fortgeschritten und alsbald war sie an Ort und Stelle.

Oswald und der Stasl hingen eben die Netze auf.

„Was gibt's, Martha?" rief der Erste und ließ das Netz fallen. „Bist ja ganz verstört — und allein! Wo ist der Veit? Herr Gott, blaß ist sie, wie Wachs! Martha, was hat's 'geben?!"

Dabei eilte er auf sie zu.

Die Martha sah um, als ob sie sich scheute, mit ihm zu sprechen. Dann warf sie hin: „Oswald, was hab' ich von dir gehört — du sagst landfremden Leuten, was du verbergen sollst, wenn's auch so wär' —"

„Ich versteh' dich nicht," sagte Oswald.

„Wirst mich schon verstehen —" fiel Martha ein. „Rath' und hilf nur! Der Teufel ist eing'ruckt am Würmsee, der Veit ist ganz narret aus Eifersucht — um der Netz' halber auch. Die Fisch' g'hören ihm, sagt er — 's ist Einer draußen bei ihm, der hat's ihm einblasen!"

„So steht's?!" rief Oswald. „Jetzt komm' ich dahinter! He da, Stasl, nimm's Ruder — mir nach!"

„Halt, um Gotteswillen halt!" rief Martha.

Aber Oswald ließ sich nicht erbitten. Fort stürzte er gegen das Sträßlein. Der Stasl hinter ihm drein.

Nicht zwanzig Schritte hatte Oswald gethan, so ward er Veit und den Meister im Recht gewahr, die schon daher kamen. Sogleich verdoppelte Oswald seine Eile und schrie in die Ferne:

„Weg, Veit! Weg, sag' ich, von Dem, du hast den Teufel bei dir!"

Veit aber stand drohend still und rief her: „Schweig' und wirf du weg das Ruder! Dem thu'st du Nichts! Aus ist's mit der Freundschaft!"

„Was sagst?" entgegnete Oswald. In Kurzem stand er vor Veit. „Das sagst du mir?! Beim heiligen Pancraz, hat er dich schon ganz in seinen Krallen!"

„Nicht geschmäht, frecher Bauer!" donnerte Herr Calomälus. „Man hat Euch ergründet!"

„Mich?!" fuhr ihn Oswald an. „Und was habt 'r ergründet —?!"

„Alles!" fiel Veit ein. „Hinter'm Rücken legst mir mein Netzzeug in's Wasser, hinter'm Rücken sprichst von deiner Lieb' zur Martha, hinter'm Rücken narrst und höhnst mich aus bei fremden Menschen! Ich will dir zahlen dein unschuldig's „grüß Gott und gut' Nacht, Martha" — ich kenn' jetzt deine Strich' und Kniff' und wo's 'naus will! Meinen Hof verkauf' ich, daß ich von dir komm', verstehst? Und meine Fisch' will ich haben. Die Fisch' gehören mir. Der Calomäli hat's gesagt — der weiß, was recht ist, und weiß Alles auf der Welt!"

„Das weiß ich auch," rief Herr Calomälus, „was da war, da ist und noch weiters kommen wird, und nicht allein hier auf der Welt, sondern auch in der anderen — und Alles aus Wissenschaft und geistlicher Offenbarung! Also sprech' ich, Magister Calomälus, berühmt und gepriesen vom Niedersten an bis zu des Kaisers Majestät, die Fische gehören dem V e i t — und der Veit verlangt nichts Unbilliges. Denn er hat das Recht und ist ein Ehrenmann!"

„So?!" rief Oswald. „Jetzt wär' wieder e r ein Ehrenmann! Erst bin's i c h gewesen! Veit, lass' dich nit narren, hör' mich an!"

„Ich hör' Nichts!" fiel Veit ein. „Gibst mir die Fisch' oder gibst sie mir nicht, du unredlicher Gesell?!"

„Ich ein unredlicher Gesell —?!“ stammelte Oswald. „Das mir, den du so lang kennst? Jetzt kriegst mir's grad nicht! Nicht ein' einzigen Renken kriegst, verstehst! Dein Netz hab' ich genommen, ja, das gesteh' ich, und hätt' dir's g'sagt, aber die Fisch' g'hören mir, und Den möcht' ich sehen, der mir meine Fisch' nimmt!“

„So komm' ich dir schon beim Vogt,“ fuhr Veit darein. „Das gibt einen Streit, daß das ganz' Land davon red't, und von Haus und Hof treib' ich dich, keine Ruh' hast mehr bei Tag und Nacht, du treuloser Freund, und der Calomäli da führt meine Sach' — also weißt es!“

„Also gibst dich von selbst in Teufels Gewalt?!“ rief Oswald, „Dem da willst trau'n?“

„Ja, mir traut er,“ donnerte Herr Calomälus. „Mir! denn ich bin großer Herren Sachwalter und aller rechtschaffenen Menschen Freund! Wart', ich will Euch eine Brüh' kochen, Ihr Verwegener, Ihr Lästerer, daß Ihr Euer gottloses Maul verbrennt! Wart', ich komm' Euch, der dolosissime et occultissime hinter eines Ehrenmanns Rücken fischt und erst fremde Netze auswirft, hinterher aber etwan die selbsteigenen auf des Nachbars und Busenfreundes Weib!“

„Ha, du lohbrennender Teufel!“ schrie Oswald auf, außer sich vor Wuth. Weit holte er mit dem Ruder aus.

„Willst an's Rad kommen, daß dich die Raben fressen?“ rief Veit, sich dazwischen werfend: „Einen Menschen morden, und Den erst, des Herzogs Meister im Recht? Laß' ab und sprich! Zum letzten Mal frag' ich dich, gibst die Fisch' 'raus oder gibst sie nicht 'raus?“

„Er wird sie nimmermehr herausgeben,“ fiel Calomälus ein.

„Glaubt Ihr?“ fuhr Oswald auf. „Jetzt grad' geb' ich sie 'raus! Dein sind sie, Veit!“

„Das ist dein Glück!“ warf ihm Dieser entgegen. „Gleich müssen's zu mir 'rüber!“ Er eilte den Kähnen zu: „Stasl, hilf d'Fisch' 'rüber tragen!“

„Ich selber helf' dir," rief Oswald und folgte rasch. Der Stasl deßgleichen. Der Magister Calomälus aber auch, denn ihn bedünkten Oswald's Worte nicht, wie er wünschte, und er fürchtete eine Versöhnung.

Wer also schneller, als Alle rannte, war er, und da sie ankamen, stand er schon am Ufer vor dem Kalter und rief: „Halt! der Oswald will die Fische 'rausgeben? Und damit soll's etwan abgethan sein?"

„Was will ich noch mehr?" fragte Veit.

„Oho?!" höhnte Herr Calomälus. „So könnt Ihr fragen?! Da sind wir noch lange nicht zu Ende! Die Fische gehören Euch per se, das heißt, da beißt die Maus keinen Faden ab, und könnt' Gott im Himmel nicht anders sprechen. Aber somit die Sach' im Reinen wär', kommt erst die andere! Er muß Euch Ersatz leisten für daß er Euer Netzzeug gebraucht hat, seine Straf' erleiden für seine Hinterlist, Urfehd' schwören wegen künftiger Rache an Euch, und sonderlich haftet er für böse Nachrede gegen Euch. Die sollt und werdet Ihr so hoch anschlagen, daß wir den Gauch von Haus und Hof treiben, anders er sich nicht sogleich auf ein Erkleckliches vergleichen will!" Während dieser Rede war sein braunes Gesicht vor lauter Eifer und Hitze ganz kirschroth geworden —.

„So?" sagte Veit, „das Alles soll geschehen?" Er starrte den Herrn Calomälus an — dann den Oswald und darauf wieder die Martha, die unweit stand und mit der Schürze über die nassen Augen fuhr. Es war ihm, als müßt' sie unschuldig sein. „Was sagst du dazu, Oswald?" sagte er dann.

„Was ich sag'?" entgegnete dieser. „Ich sag', jetzt hast den Teufel erkannt oder du bist blind! Wir machen die Sach' unter uns aus — die Fisch' gehören dir, von der Martha glaubst nichts Böses — geh' her und gib mir d'Hand, sei gescheidt, geh', sind wir die Alten!"

„Meinetwegen!" gab Veit zurück und schlug ein.

Das war für Herrn Calomälus ein Donnerschlag. Er brach aber in ein höllisches Gelächter aus und rief: „Ei, das bedünkt

mich ja recht trefflich! So kurzweg wollt Ihr ihm den Frieden geben und seinen Worten glauben? Oho, sag' ich, ein solcher Tölpel werdet Ihr wohl nicht sein, dem Heuchler Vertrauen zu schenken, der Euch eines Tag's sicher Euer Weib raubt?!"

„Was hast gesagt?!" fuhr Oswald grimmig auf und packte ihn an der Brust. „Noch einmal traust dir! Ich meines Freundes Glück verderben — ich der Martha anwollen, dem besten Weib unter Gottes Sonne?! Wär' ich nicht ein Schelm und Schurk', daß mich der Erdboden verschlingen müßt'?! Mein Lebtag will ich keinen Fang mehr thun und beim nächsten Zug in den See versinken, daß mich die Hechten fressen, wenn ich der Martha was will." Damit gab er dem Calomälus ein' Ruck, daß er zwo Schritte zurücktaumelte. „Mehr kann ich nit sagen!"

„Und ich glaub's dir," rief Veit, „der Gesell da hat mich ganz behext! Warum hast ihm's denn verrathen?"

„Ja, wenn er mir den Verstand verdreht!" fiel Oswald ein. „'raus'bracht hat er's, ich weiß meiner Seel' nicht, wie! O du kreuzverdammter Hetzer du," fuhr er den Calomälus an, der außer sich vor Wuth war — „willst den Leuten d'Ehr' abschneiden und die besten Freund' vernichten? Wart' ich komm' dir!"

Der Magister Calomälus schrie laut auf und wollte zum Degen greifen, der Oswald aber packte ihn wieder, schüttelte ihn an der Brust langsam hin und her und drohte: „Trau' dir, Calomäli, nachher liegst im Wasser, ich sag's dir's! Oder ich brech' dir dein' eisernen Steften auseinander, verstehst mich, ich fürcht' dich weiters nicht mit dei'm Bratspieß!"

„Nur zu," rief Herr Calomälus, „nur zu beleidigt! Ich komm' Euch schon, Ihr dummes, freches Bauernpack — wo gleich Ihrer Zwei eine Frau haben —"

Jetzt ging ihm die Martha zornglühend zu Leib.

„Sagst jetzt gleich, daß ich ein ehrenhaftes Weib bin," rief sie, „du kreuzschlapperwaltiger Hetzer du, sonst reiß' ich dir dein' schwarzen Struppelkopf auf und nieder, daß 's eine Freud' ist! Sagst es oder sagst es nicht?!"

„Nein, ich sag's nicht!" schrie Herr Calomälus voll Wuth.

Das Nein war kaum aus seinem Mund, so hatte ihn Martha schon an den Haaren gefaßt und that einen Riß. Laut auf schrie Herr Calomälus, aber nicht aus Schmerzen, sondern aus Verzweiflung. Denn er stand im Augenblick mit gänzlich glattem Haupte da.

„Meine Haar' will ich!" donnerte Calomälus und fuhr mit sonnbeglänztem Kopfe hinter der Martha drein.

Hin und her und wieder bis an's Ufer verfolgte er sie und rang mit ihr. Da holte sie gewaltig aus und weit hinein in den bewegten See schleuderte sie des Magisters Hauptschmuck.

„Ha, das mir! Mir, dem weltberühmten Magister Calomälo!" brach der Meister los. „So weit treibt Ihr Euere Kühnheit gegen einen Mann meines Gleichen?! Ha, jetzt macht Euch auf das Schlimmste gefaßt! Ihr wollt keinen Streit unter Euch und glaubt, damit sei die Sache zu End'! Oho! Das mit Nichten! Oho, sag' ich, jetzt fang' erst ich an pro parte mea, das heißt — für meine Person! Ihr habt mich beleidigt, belästert, mir die Worte verdreht, Ihr habt mein Rößlein geschlagen — hab' einen schweren Fall gethan — meine Gesundheit ist vernichtet — der Schreck hat meinen Geist verwirrt — Ihr habt mich mißhandelt — mir mein Haupt geschändet — und mich mehrmals ermorden wollen! Ha, ha, ha, seht Ihr, was ich Alles gegen Euch erhebe, Ihr sollt mir wohl merken, was Recht ist. Jetzt aber heraus mit dem Geld für meine Müh' und Zeitversäumniß, heraus, sag' ich, mit guten zehn Gulden, oder die Fisch' gehören mein!"

„Was, Geld möchst auch noch?" rief Veit.

„Meine zehn Gulden Deservita will ich!" war die Antwort. „Zahlt, oder Ihr werdet Alle das Opfer meines gerechten Zornes!"

„Nicht zehn Heller kriegst!" höhnte Oswald. „Aber weil du vom Opfer red'tst, kommst mir gerade recht! He da, Veit, heut' ist der Tag, wo der See sein Opfer will, der Gesell' wär' just recht dazu! Frisch geht der Wind, hinein damit auf'n See, nach Starnberg mit ihm! Pack' an, Veit — Stasl, da geh' her!"

„Hilfe, Hilfe!“ schrie Herr Calomälus. „Auf's Wasser, ich auf's Wasser?! Um keinen Preis der Welt — der Sturm kommt, wir müssen Alle ertrinken!“

„Wir sicher nit,“ spottete der Veit, „wo's Einer ist — seid Ihr's!“

„Hilf, Herr Zebaoth!“ schrie Herr Calomälus. „Ich will Euch ja gern in Ruh' lassen und Euch nicht verklagen und meine zehn Gulden lass' ich auch zurück! Oswald, Ihr seid ja ein Ehrenmann, und der Veit auch, und die Martha ist ein Exempel von einem Weib, hört Ihr denn nicht, ich will Euch in Ruh' lassen — Hilfe, Hilfe — —!“

Es war Alles vergebens.

Mit einem Male war er im Schifflein — ein gewaltiger Ruck — und es schoß weit in's Wasser. Stasl und der Oswald rannten auf den Steg hinaus, Jeder mit einem Ruder, gaben dem Kahn noch einen Schub — und auf bewegten Fluthen, vom Wind' sogleich seeabwärts getrieben, befand sich Herr Calomälus. In Todesangst griff er zum Ruder und arbeitete aus Leibeskräften, um an's Ufer zu kommen. Aber es gelang ihm nicht, und als er nach seiner Perücke griff, die hie und da nächst dem Kahn tanzte, verlor er beinah' das Gleichgewicht, und das Ruder fiel in den See. Dazu gingen die Wellen stets höher, der Herr Calomälus aber schrie, so laut er konnte: „Verrath, Mord, Meuterei, Todtschlag! Ihr Schurken! Seht Ihr denn nicht? He da, halloh, der Sturm kommt — wollt Ihr, daß ich zu Grund' geh'? Ich hab' ja kein Testament gemacht! 'raus will ich, 'raus! Ich vermach' Euch Alles — — bei meinem Magisterwort — alle Teufel, laßt mich 'raus —.“

Also schwankte der Herr Calomälus seiner nassen Wege auf bewegtem See dahin, Veit, Oswald, Stasl und die Martha aber folgten schadenfroh am Ufer.

Plötzlich standen sie alle Vier still und sah'n einander an. Denn zu gleicher Zeit rückte Ihnen vor die Seele, was sie gethan, und was aus der Sach' entspringen könnte.

„Da helf' Gott im Himmel — oder wir sind verloren," sagte Veit. „Das wird schrecklich geahndet. Zum Herzog! Wissen soll er's doch, wie er's uns gemacht und uns verwirrt hat — — wissen muß er's, da mag's jetzt geh'n, wie's dr will!"

6.

Mittlerweil' Dieß am See vor sich ging, kam Herzog Ernestus von der Jagd zurück. Das Wetter taugt' ihm nimmer. Also ritt er heim. Einen einzigen Eber hatt' er erlegt, und der Arco auch einen — die zwo Eber wurden hinterdrein gefahren. Der Törringer war leer ausgegangen und vertröstete sich auf den zweiten Ritt in den Forst.

„Das ist ja schier wundersam," rief Herzog Ernestus einem alten Fischer zu, als er den Berg zum Schlößlein hinanritt, dabei ihm der Wind fast scharf in's Gesicht schnob. „Erst so schön und übereins so wild. Wie nennt Ihr denn das schnelle Wetterwechseln, Alter?"

„Das heißt 's Herzogswetter!" antwortete der Schiffer, den Schlapphut ziehend.

„So?" rief Ernestus. „'s Herzogswetter? Warum denn?"

„Ei ja," war die Antwort, „etwan halt, weil die großen Herrn bald gnädig, bald unwirsch sind!"

„Da schaut," sagte Herzog Ernestus, „nun wohl auf, ich bin heut' nit unwirsch. Komm nur auf's Schloß, 's wird dir ein guter Imbiß!"

Als Ernestus oben in das mittlere Gemach und an's Fenster trat, sah er unten am See viel Leute stehen, draußen aber im See einen Kahn, der wild daherschwankte und tanzte. Drin war Einer, der war sichtlich in großer Angst und schien kein Ruder zu haben.

„Da ist Einer in Gefahr," sagte der Herzog, „sie können ihm aber nicht zu, weil der Wind scharf hereinstreicht. Das Beste wär', sie kämen ihm von der Seite bei."

Das hatte er nicht lang gesprochen, so geschah es auch. In der Ferne stießen zwei Fischer ab. Die gelangten mit vieler Arbeit in Herrn Calomälus Nähe, der jämmerlich um Hilfe schrie, warfen ihm Strick und Haken zu und bald im hohen Wellenschlage, den schnaubenden Wind im Rücken, kamen sie den See herab, am Tau des Calomälus Kahn mitschleppend.

Der sprang sonderlich hoch dahin auf den Wogen — —

In geraumer Zeit stand Herr Calomälus auf festem Boden.

„Das ist ja Calomälus, mein Meister im Recht!“ rief Herzog Ernst. „Ei, wie kömmt denn Der auf's Wasser — he, Törringer, Ihr habt ein scharfes Aug', — seht doch, ob er's ist!“

„Er ist's und kein Anderer —“ war die Antwort. „Aber sein Haar hat er verloren —“

„Richtig!“ rief der Herzog. „Ich seh' schon seinen glatten Kopf — schaut, wie er hinausdeutet — sicher liegt sein Haarwerk im See, das will er wieder haben, und will's Keiner wagen!“

Der Herzog hat es ganz wohl getroffen.

Um keinen Preis fuhr Einer hinaus, des Magisters Eigenthum zu holen.

Drob polterte Herr Calomälus in großer Wuth gewaltig: „Ihr Verräther, Ihr wollt des Herzogs Meister im Recht trotzen, daß er sein ehrwürdiges Haupt nicht bedecken kann? Ich häng' Euch Allen Prozesse an, daß Ihr keine ruhige Nacht mehr habt, wie ich's dem Veit und Oswald anthu'. Die sind gar des Todes, die Verräther — und die Martha und der Stasl dazu!“ Dann rannte er vorwärts. „Bleibt mir vom Leibe oder Ihr sollt meine Rache spüren — weg da — zurück, sag' ich!“

Wer aber nicht zurückblieb, da sie von Veit und den Anderen hörten, waren die Fischer — also verfolgte Calomälus seinen Weg und stürzte den Pfad linksum zum Schloß hinauf.

Hinter ihm drein drängten sich Jene.

In Kurzem langte Herr Calomälus beim Herzog an und gab Bericht von seinen großen Leiden, wobei er sich trefflich weißbrannte, die Anderen aber schier zu höllischen Geistern machte.

Da schüttelte der Herzog Ernestus den Kopf und befahl, die Bauern hereintreten zu lassen.

„He da, Ihr Leute," sagte er drauf, „sagt frei, was Böses wißt Ihr vom Veit, Oswald, von der Martha und vom Stasl?"

„Oho!" fiel der Meister im Recht ein. „Herr Herzog, Ihr fragt die Helfer und Genossen um den Leumund? Dieß freche Volk! Glaubt Ihr, es wär' ein Paar hinausgefahren, mir mein ehrbares Haar aus den Wassern zu fischen?"

„Daran haben sie wohl gethan," entgegnete der Herzog, „denn ein Paar Menschenleben ist nicht zu ersetzen, wohl aber ein sothanes Haarwerk! Sprecht Ihr Leute!"

Da trat der Steckenfazi, ein alter Fischer, vor und sagte: „Ich sag' so, Herr Herzog, und was ich sag', da sagen Die da g'wiß Anders nichts!"

„Nun, was sagt denn Ihr?" fragte Ernestus.

„Ich sag', daß der Oswald ein rechter Mann ist und der Veit ist auch ein rechter Mann, und d' Martha ist die beste Seel', und der Stasl, da laßt sich auch Nichts sagen — da ist nichts als Ehrlichkeit und Gottesfurcht und frommer Fried' und Ruh'! So viel sag' ich. Jetzt, Herr Herzog, fragt's die Anderen, ob Einer was Ander's weiß, nachher werd't Ihr gleich sehen, ob Ihr dem Calomäli was glauben dürft's!"

Da war nur eine Stimme.

„Nun will ich die Anderen auch hören," sagte Herzog Ernestus. „Fort sogleich ein Reiter, den See hinauf!" befahl er. „Sie sollen kommen alle Drei, und der Stasl auch dazu!"

Die Botschaft war aber nicht von Nöthen. Denn in demselben Augenblick drängten sich Veit, Oswald, die Martha und der Stasl herein und knieten vor dem Herzog nieder.

„Gott sei gelobt, da sind's!" sagte der alte Fischer.

„Seid Ihr da!" fuhr sie Herr Calomälus an. „Könnt Ihr läugnen, daß Ihr mich todtschlagen wolltet und mich in den kochenden See gestoßen habt!"

„Schweigt!“ bot ihm der Herzog Ernestus ab, dann wandte er sich zu Oswald: „Wißt Ihr, daß Ihr des Todes seid, wenn das wahr ist, was mein Meister im Recht behauptet?“

„Wird wohl so sein,“ sagte Oswald, „aber wenn wir gleich sterben, sind wir doch unschuldig.“

„Und wie beweist Ihr das?“ sagte Ernestus.

„Ja, weil uns der Calomäli ganz hirnwüthig, ganz narret und verwirrt gemacht hat!“ entgegnete Oswald.

„Ja, das hat er,“ fiel Martha ein, „und wenn der Teufel aus der Höll' 'raufg'sprungen wär', hätt' er's nicht besser machen können!“

„Ha, freches Weib!“ fuhr sie Herr Calomälus an. „Wie könnt Ihr — ?“

„Schweigt doch!“ mahnte Ernestus wieder. „Ihr aber berichtet, wie die Sach' ergangen.“

Da erzählte erst der Oswald, wie die Angelegenheit begonnen — dann erzählte der Veit und die Martha, wie der Calomälus sie gehetzt habe, drauf gab der Stasl auch seinen Theil dazu, und gestanden sämmtlich Alles ein, vom Geringsten bis zum Größten.

Da aber Alles erzählt war, sagte die Martha: „Jetzt wißt Ihr's, und könnt mit uns thun, was Ihr wollt, hoher Herr. Wir sind jederzeit ehrliche Leut', friedsam und gute Christen g'wesen, aber wir hab'n nimmer anders 'könnt. Nit unser bös Herz, mehr der Teufel, den er über uns loslassen hat, der hat uns in Wuth 'bracht, daß wir ihn in's Schiff und auf's Wasser g'setzt hab'n. Und gleich, wenn ich jtzt des Tods sterben muß, kann ich Nichts dafür, daß ich ihm sein Haar vom Kopf gerissen hab'. Und freu'n thut's mich auch noch! Wär' dasselbige Haar nur fester ang'wachsen g'wesen, da hätt' er's besser g'spürt, es g'hört ihm nit besser!“

Der Magister Calomälus fieberte vor Wuth am ganzen Leib.

„O du unerhörtes Weib!“ polterte er und wollte auf Martha zu.

Der Herzog Ernestus aber sagte: „Zurück da, Herr Magister!“ Dann sah er den Arco und den Törringer an.

„Was glaubt Ihr?“ fragte er.

„Unschuldig sind's,“ sagte der Arco, „und so weit ich Einsicht hab', ist dem Meister ganz recht geschehen.“

„Das sag' ich auch!“ setzte der Törringer bei.

Herr Calomälus machte vor Grimm und Entsetzen schier einen Satz und fuhr sich auf den Kopf.

„Euer Kopf ist noch an Ort und Stell',“ sagte Ernestus, „denn der ist, so viel mir scheint, besser angewachsen in Lüg' und Schwänken, als Euer Parukenwerk. Ei, was Ihr ein Gesell' seid, als wär't Ihr vom Teufel besessen.“

„Ich, vom Teufel besessen?!“ rief Herr Calomälus. „Ich, ein frommer Mann, der nicht aufsteht und sich nicht zu Bett legt, ohne für alle Christglaubigen zu beten? Ich, ein Ehrenmann, der noch keinen falschen Schritt gemacht hat!“

„So?“ sagte Herzog Ernestus. „Also seid Ihr ein so fester Held? Da mögt' Ihr wohl die zehn Gebote Gottes wissen?“

„Das will ich meinen!“ fiel Herr Calomälus ein. „Erstens: du sollst an einen Gott glauben, zweitens: du sollst — du sollst nicht stehlen —“

„Halt!“ rief Ernestus. „Das ist nicht wahr!“

„Ich weiß schon,“ fuhr der Calomälus fort, „ich hab' mich nur versprochen!“

„Du sollst deines Nächsten Weib nicht verlangen —“

„Fehlgeschossen!“ unterbrach ihn der Herzog. „Da schaut's für's Erste schlecht aus. Und mit dem Vater unser wird's auch nicht wohl beschaffen sein. Also beginnt nur Vater unser —“

„Der du bist im Himmel,“ rief Herr Calomälus sehr rasch, „geheiliget werde dein Name, vergib uns heute unsere Schulden und gib uns unser tägliches Brod, wie wir vergeben unsern Schuldigern —“

„Halt!“ rief Herzog Ernstus mit finsterer Geberde. „Ein solcher Christ seid Ihr?! Und Euch hab' ich all' meine Zwist

und Vergleiche zu Handen gegeben? Da könnt' mir ja guter Segen erwachsen! Also will ich gleich zwei Urtheile fällen! Ihr dort seid frei und ledig. Vertragt Euch weiters gut und christlich, und will Euch wieder Einer teuflisch verwirren und verhetzen, wie Der, so seid nur bei der Hand und setzt ihn auf den See! Ihr aber, Magister, habt für Eure teuflische Bosheit nur Billiges ertragen, lernt die zehn Gebote und das Vater unser und hetzt, wo Ihr wollt — mein Meister im Recht seid Ihr nimmer!"

Der Magister Calomälus trat vor Staunen mehrere Schritte zurück.

„Gottes Dank, hoher Herr!" sagte Veit und wollte niederknieen.

Herzog Ernestus aber hielt ihn und die Anderen ab und sprach: „Also ist das Eine entschieden. Nun will ich auch meine Sach' haben. Die Fisch' gehören mir! Der Veit hat sie nicht gefangen, also hat's da einen Haken. Der Oswald hat sie gefangen — aber mit Veit's Netzen. Da hat's nun wieder einen Haken. Also will ich die Fische rösten und braten lassen, Ihr kriegt auch was davon, sodann ist Jedes bedacht, und braucht's keinen Streit. He da, hinauf mit Roß und Karren an den See und holt die Rengken, und den Braun fangt mir auch! Das schwarze Haarwerk aber — ei das ist kaum zu erreichen. Nun 's kann Euch nicht schaden, Herr Calomälus, so 's Euch in den Kopf friert! Trifft auch sonst gut zu. Der See wollte sein Opfer, heut' ist der Tag — da hat er Eueren Hauptschmuck gefressen. Ihr habt Eure Seel' gezeigt, dafür mögt Ihr des Leibes Blöße auch ertragen! Also hat es Gott gefügt! Wollt Ihr aber noch eine Gunst — wohlan — dort hängt noch eine Paruck von der wüthenden Fastnacht, die könnt Ihr aufsetzen, wenn Ihr wollt, aber roth ist sie halt —"

„Auch noch diese Schmach!" lallte der Magister Calomälus und stürzte hinaus.

7.

Am selben Tag Abends ging's noch gar lustig zu im Schlößlein am Würmsee. Die Renqken wurden auch verspeist.

Am nächsten Tage war treffliche Jagd auf die Sauen bis tief in den See hinein. Die Sach' mit den paar Huben Landes ward wohl geschlichtet, Oswald und die Anderen kehrten heim, lobten den Herzog Ernestus jeder Zeit und blieben friedlich beisammen bis an ihr Ende.

Der Magister Calomälus aber ertrug seine Schmach nicht.

Als der Herzog nach etlichen Tagen wieder zu München anlangte und vom Marktplatze gen die Burggasse lenkte, hielt er sein Roß an.

Vom Eiermarkte her kam ein Leichenzug, und da der Herzog hin sah — erkannte er den Magister Calomälus. Der war per pedes apostolorum nach München gekommen, und statt daß er dann Morgens aufstand, lag er todt im Bett. Vor Wuth hatte ihn der Schlag getroffen.

Hinter Sanct Peter ward er begraben.

Von der Zeit an war's gerad' herüber vom Rathhaus nicht mehr richtig und ging's um. Schon gar Mancher, so in der Frühherbstzeit zur Mitternachtsstund' hinaufschaute, sah eine weiße Gestalt. Aber sie hält nie lange, und muß es Einer gerad' treffen. Wer's aber trifft, der hat den Calomälus gesehen. Der war sonder Reue gestorben und hatte gar Vieles auf der Seele — doch weitaus Schlimmeres, denn was er am Würmsee versucht. Selb Alles kam erst nacheinander an's Tageslicht. Also hat er, wie billig, keine Ruh' im Grab. Sein Grabstein ist zerfallen und verkommen.

All an Dem aber nehm' sich jeder Meister im Recht eine gute Lehr'. Sonst heißt es, wie's vom Calomälus hieß:

„Er freut' sich der Menschen Pein, Wirrniß und Noth,
Drum irrt' er in Pein und Schreck' nach sei'm Tod!“

V.

Der Meister von Nürnberg.

1.

Mehr Leute wissen, daß Herzog Albertus der Dritte eines Tages des Regierens müde ward, auch Seiner weiters schonen wollte, weil ihn böse Gicht plagte. Also machte er es richtig, daß seine Gemahlin, Herzog Erich's von Braunschweig schönheitprangende Tochter, Anua, die Zügel der Regierung lenke.

Die fürstliche Frau ließ sich das gerne gefallen, schwang aber, wohl zufällig, die Geißel zu hoch, weil über kurz männiglich sagte: Sie sei weit nicht so mild, als wohlgestaltet.

Die Grafen zumal und viele Andere mit Kronen und offenen Helmen im Wappen, die schüttelten die Köpfe zumeist, machten gar finstere Gesichter und murmelten durcheinander, sie und ihre Ehgesponsen, daß es dem Albertus wieder zu Ohren kam.

Des Adels und Volkes Unzufriedenheit war nun sein Ziel nicht. Vielmehr wollte er, daß Jeder ihm geneigt sei, und hatt' er sich meist so mild und herablassend gezeigt, daß da alle Herzen schlugen, wo immer er des Weges einher ging oder ritt. Nun dacht' er, trotz schwanker Gesundheit, wieder selbst zugreifen zu müssen.

Gar allmählich that er Dieß, um seiner Gemahlin ja nicht zu nah' zu treten.

Aber die hohe Gebieterin sah scharf und bald erkannte sie, wie es mit ihrer großen Macht vollends abwärts gehe. Sie ward zusehends finsterer, und nun es endlich doch bei Albertus daran kam, unumwunden Farb' zu bekennen, ward sie so trostlos, daß sie schier den Hof verlassen wollte.

Dazu ließ es freilich der liebevolle Gemahl nicht gelangen. Was an Ehren und Überredung aufzubringen war, das wurde

erschöpft, und so kam es, daß die heftige Braunschweigerin hie zu Lande blieb.

Aber der Herzog Albertus hatte fortan eine strenge Gemahlin zu München in der Hofburg, wenig sprach sie mit ihm, und recht weh' ward ihm oft zu Muth, daß er für seinen guten Willen so hart sollte bestraft werden von Der — die er stets so treu geliebt hatte.

2.

Zur selben Zeit, als man nämlich 1459 zählte, lebte zu Nürnberg ein kunsterfahrener Mann aus ritterbürtigem Geschlecht, des Namens Conrad Paulmann.

Sie nannten ihn aber kurzweg den Meister Conrad.

Was es nun nur gab an weltlichen und gottseligen Instrumenten, das war ihm Alles bekannt, und hätt' er zu irdischer Lust nur so aufgespielt, wie zu himmlischer, die Jungen wären gar nimmer vom Tanzhaus gewichen und den Alten wär's etwan auch noch in die Beine gefahren. Aber das Weltliche war seine Sache nicht. Vielmehr stand seine Seele merklich zum Besseren, dachte, seine Gabe zu Nichts zu gebrauchen, als zur Verherrlichung Gottes, und nannte die Kunst jederzeit nur die Brücke, auf der die schnöden Gedanken vom Tand dieser Welt abfallen und in die Glorie des Ewigen hinüber wandeln sollten.

Auf jedem Instrumente hatte er großen Ruhm erworben.

Wann er aber an der Orgel saß, da ward sein Werth auf's Höchste erkannt, und Jeder sagte: So wie er, versteh' es Keiner, die Guten zu entzücken, die Schwachen zur Beschaulichkeit und Reue zu führen, die Bösen zu zermalmen und zur Sehnsucht nach der Seele verlorenem Licht anzureizen.

Also hatte er seinen Blick zu Gott gerichtet und lenkte die Blicke der Anderen auch dahin.

Seinem irdischen Auge aber war der Strahl des Lichtes versagt — ganz blind war er — und wie reicher seine Innenwelt

auch, als die vieler Anderen, so viel weniger war für ihn all' die Außenwelt. Er erkannte den Frühling nur in laueren Lüften und der Blumen süßem Dufte, den Sommer im sengenden Strahl der Sonne, der Herbst erquickte ihn mit Früchten, der Winter meldete sich mit Stürmen, Frost und Schneegestöber. Was der Menschen Auge aber entzückt im Wechsel der Zeit, das blieb ihm ein Räthsel von der Wiege bis zur Bahre.

So lebte er an Cornelia's, seiner Pflegetochter, Seite friedlich und hochgeehrt dahin. Gar mancher Fürst und Graf entbot ihn freundlich zu Hof und Schloß und ließ ihn, reich beschenkt, wieder heimfahren mit staatlichen Rossen gen Franken in die Heimath. Kaiser Friederich zuvörderst hielt große Stücke auf ihn, und kaum hätte Conrad eine Fehlbitte gethan, wär' ihm auch, was immer nur billig, zu Sinn gestanden.

Doch der Friede sollte ihm nicht länger gegönnt werden, und da er noch lange Nichts ahnte, waren schon furchtbare Ungewitter über seinem Haupte versammelt.

Gleich einem bösen Geiste hatte sich zu Nürnberg Einer eingefunden.

Der war Fra Solina — da zu Hause, wo die Berge gleich Riesenwürfeln, von Gottes Hand geschleudert, an der Lombarden flachen Gefilden thronen — trefflich erfahren war er in jedweder Musik, hatte schon vieler Herren Länder durchreist, war stolz seinem lächelnden Glücke nachgezogen und konnt' sich rühmen, es sei ihm nie untreu gewesen.

Kein Zweifel, seine Kunst wär' auch zu Nürnberg gekrönt worden — hätt' es nur da keinen Meister Conrad gegeben. Aber so ging es anders, als er erwartete. Und so hochmüthig in der Seele er die Reichsstadt betreten, den deutschen Meister verachtend, so wenig vermochte er doch, ihn hinabzuthun und in Glorie auf seinem Nacken zu stehen.

Mit Allem hatte er's bald versucht, mit Flöt' und Posaune, mit Langpfeife und Geige, mit Mandoline und Baß, mit Trompete und Pauke — da war nirgends ein Trost.

In wildester Wallung schoß nun sein heißes Blut durch die Adern.

Denn er gab sich keineswegs zufrieden mit der Gelehrten Lob und der Bildner, der Maler und der Musiker selber; auch der Ritter und des Rathes Preis schlug er nicht an, und selbst der Frauen Eifer, die dem schönen Wälschen doch wohl gut waren, dünkte ihm zu gering. Der Meister der Meister wollte er heißen, und wohl glaubte er, des Namens werth zu sein.

In Frankreich hatte ihm Karl eine goldene Kette mit seinem Bilde umgehängt; Hunyady ihm zu Ofen eine silberne Leier verehrt; in Spanien hatte es Gold geregnet; von Portugal nahm er aus zarter Fürstinnen Hand eine Rose von flammenden Rubinen mit; in Italien sang das Volk seine Weisen und hatte ihm stets die Pfade mit Lorbeeren beworfen, wo er einherschritt; in Polen aber hatt' er gar den Ritterschlag empfangen, weil er ein Lied gesetzt, das sie zum Krieg entflammt und zum Sieg geführt.

So litt er Keinen neben sich.

Wie grimmig jedoch bei jeder Niederlage sein unbändiger Ehrgeiz sich bäumte, so war ihm die List und Klugheit doch stets noch zur Seite geblieben.

Mit großer Freundlichkeit begegnete er dem Meister Conrad.

Einmal, weil er sich auf diese Weise der ritterlichen Herren und Bürger Gunst zu erhöhen dachte. Dann aber, weil der fromme, ehrliche Deutsche, so ferne von Allem, was auf gemeinen Neid hindeuten konnte, den Handschuh aufgehoben hatte zum Kampf in der Kunst, daß es schier unmöglich war, ihm eine Kränkung zuzufügen, ohne selbst zu Schanden zu werden.

Doch nicht immer wollte er es so halten, ob Sieger — ob Besiegter. Und Sieger doch auf der Orgel zu werden, darauf setzte er hochmüthiges Vertrauen.

In Gedanken malte er sich schon die Zerknirschung des Deutschen aus, oder dessen ohnmächtige Wuth, wenn ihn die Herren der Stadt auf einmal fallen ließen, der Zeit sie ihm einen großen Lorbeer aufsetzten für seine erhabene Kunst. Denn

eine Musik wollte er ihnen machen, so neu, erschütternd und unerhört, daß sie Alle auf das Äußerste verwundert sein und in großer Einigkeit Halleluja, Fra Solina, rufen sollten!

Der Tag zum letzten Wettkampfe war schon festgesetzt, und auf das Glück desselben hatte des Wälschen neu erworbener Freund, der böse Völz, in seiner einsamen Werkstatt schon oft mit dem Stutzglase angestoßen.

Der war gerade der rechte Mann für Fra Solina.

In aller Art Bildnerei erfahren, war er dennoch von den Meistern stets überwunden worden. Denn da er ein schlimmes Gemüth in sich trug und sich lange nur in Schreckgestalten ergangen, so hatte der Menschen Urtheil jeder Zeit den edleren Gebilden der Anderen den Vorzug gegeben. Als er sich drauf vermessen, was Frommes zu schaffen, so war er erst recht schief gewandert, weil ihm der Glaube nicht die Hand führte und er sonder Willen mehr Heuchelei auf seiner Gestalten Gesichter legte, als Andacht oder Seelenruhe. In höchste Wuth war er darüber entbrannt und so viele Bosheit verübte er darauf, daß er der Schrecken der Reichsstadt ward und die Mütter noch lange nach seinem Tode die Kinder mit seinem Namen erschreckten, ja seinen Sohn auch den bösen Völz nannten, obschon er nicht halb so boshaft war, als sein satanischer Vater, und zweimal minder verschlagen.

Also waren Fra Solina und Völz in Kurzem die besten Gesellen und Freunde geworden.

Der böhmische Völz hoffte großes Lob vom Wälschen, wenn er nun bald seine Werkstatt öffne und den erstaunten Meistern Nürnbergs zeige, was er als Maler, Bildhauer, Feinschnitzer und Gießer geschaffen in der fünf Jahre Verlauf — so lange hatte er Keinen zu sich gelassen — der Wälsche aber hoffte von ihm Hilfe in Noth und Streit.

Denn dazumal ging der böse Handel leichter zu Weg', als heutzutage. Ob weit geringerer Dinge, als der Kunst wegen, entspann sich großes Gefecht, und oft gar lange legte sich Keiner dazwischen, wenn sich die Herren auf die Köpfe droschen.

So stand nun Bölz zum Voraus gegen Meister Conrad, dem Fra Solina zu Gefallen — der Wälsche aber dem Bölz zu Gefallen gegen Conrad's Freunde, den alten Dürer, den Wohlgemuth, den Frey, den Kraft, Paul den Flötner, den Lindenast und mehr Andere. Die waren gar ehrenwerthe, kunsterfahrene Männer, Alle, wie sie genannt sind — der Erste im Geschmeidemachen; im Malen die nächsten Zwei; in der Sculptura der Vierte; der Flötner im Feinschnitzen — drin sein Sohn es auch in späterer Zeit so weit brachte, daß er hundert und fünfzehn heilige Gesichtlein auf einen Kirschkern schnitt, die Teufel dazwischen nicht mitgerechnet — und der Lindenast endlich im Metalltreiben und viel anderer Kunst.

Denen wollte Fra Solina genug schaden.

Was aber den ergrimmten Bölz zumeist hinriß, war, daß sich der Wälsche mancher Zauberei rühmte, die ihm ein hundertjähriger Jude zu Gran mitgetheilt habe. Das sagte er aus. Mit selbiger Zauberei und ihrer List sollt' Alles anders werden hie zu Nürnberg — und hätten es Die, so dort lebten, gewußt, was in den Köpfen dieser zwei Teufel in Absicht stand, jede Nacht wäre in Sorgen durchwacht worden.

Denn nichts Geringeres hatten der Bölz und Fra Solina im Sinn, als vorerst mit arger Rede zu nahen, dann mit Gift und Dolch, wo aber Dieß nicht genug wäre, die Stadt in Flammen zu setzen und ein Erdbeben kommen zu lassen, daß Alles versinke, zweimal so tief, als es von der flachen Ebene wär' bis zur Spitze der Thürme, und wären's die zu höchst auf der Veste.

So eifrig und mächtig aber der Beiden Freundschaft war — am Tage sah man sie nie beisammen, und der böse Bölz rieth selbst seinem Freunde hohnlachend, ja zu verschweigen, wie es zwischen ihnen stehe, bis die große Probe auf der Orgel geschehen sei. Sonst müßt' er verlieren, spielt' er auch so schön, wie der beste Engel im himmlischen Orchestrum. Hingegen, wann die Nacht hereinbrach, schlenderten sie, nicht achtend, ob Wind, Regen oder Schnee herniedersause, durch die nahen und abgelegenen Straßen

und Gäßlein, bald berathend, bald schweigend, und Jeder Pläne für die Zukunft bei sich erwägend und aufbauend.

Da kam's wohl vor, daß der Eine dann plötzlich in ein Gelächter ausbrach, so ihm ein recht verteufelter Gedanke durch den Kopf blitzte, und der Andere mit einstimmte, alsobald er vernommen, was sein Herzbruder wieder Treffliches ausersonnen habe.

Kamen sie aber auf ihrer nächtlichen Reise an die Häuser Derer, welchen sie Rache geschworen, so verhielten sie sich gar still und ruhig. Eng aneinander standen sie oft mit grimmiger, schadenfroher Geberde da und sahen hinauf, wo ein Licht flackerte oder eine Lampe — ein frommer Meister in heiligen Schriften las — wieder Einer noch spät mit rastloser Müh' an einem Werke meißelte — oder etwa ein Anderer mit Frau und Kindern den Abendsegen betete vor dem Schlafengehen — —

So war es beschaffen mit Fra Solin' und dem bösen Bölz.

Wer der Schlimmere, das ist nicht zu ergründen. Aber Einer war sicher des Anderen werth, und Lucifer hatte wohl keine besseren Apostel, als die Zwo.

3.

Um die Mitte Decembers war es, als kurz nach Lichtanzünden Fünfe in das obere Eckhaus der Schildgasse zu Nürnberg traten, den Schnee abschüttelten von Mantel, Breithut und Schuhen und die Treppen hinaufschritten.

Es war finster, und fest hielten sie sich am Geländer, den Weg zu finden, auch Hilfe, wenn etwa Einer ausglitte.

„Gebt fein Acht, Dürer, daß Ihr Nichts zerbrecht!" sagte der Zweitvordere zum Ersten.

„Seid nur ohne Sorgen!" gab der Dürer zurück. „Haben wir's bis daher gebracht, werden wir's bis da hinauf auch noch bringen. Laßt mir nur heut' Abend die Köpfe nit hängen, lustig müßt Ihr sein, sonst heben wir schlechte Ehr' auf!"

„Ei," warf der Frey hin, „fehlt ja Keinem Nichts, was soll er denn Gesichter schneiden? Aber finster ist's! Ich mein', der Conrad hätt' unser Getrampe wohl hören können. Was läßt er denn die Cornelia nit leuchten!"

So eben ging die Thüre oben auf. Cornelia kam mit Licht und grüßte die Gäste.

Der Gruß ward Ihr mit manchem Scherze erwiedert, da sie aber freundlich neugierig fragte, was der alte Dürer trage, bekam sie zur Antwort: „Großschöne Jungfrau, das darf ich nit sagen"

Cornelia wandte sich hold zornig ab und wollte die Stubenthüre öffnen, aber die Fünfe ließen es nicht zu. Der Kraft trat hin, klopfte mit beiden Zeigefingern darauf, und brummten Alle mit wilder Stimme hinein, als wär' eine Schaar aus den Wäldern angelangt.

„O weh," rief ihnen Conrad heiter entgegen, „jetzt ist aber eine böse Zeit gekommen! Muß ein schlechtes Regiment hie zu Nürnberg sein, wenn das wilde Gethier und die Urbären mit der Schnautz' in die Schildgass' rucken und ehrbare Orgelspieler auffressen wollen!"

Er ließ sie ein.

„Also seid Ihr endlich da," sagte er, die Mütze abnehmend, „und wollt meiner Geburt großes Fest begehen? Recht habt Ihr, denn wär' ich nicht auf der Welt, es stünde verzweifelt schlecht!"

„Freilich, nicht halb so wohl wär' den Nürnbergern," fiel der Dürer drein, „alter Türke!"

„Ja, da habt Ihr recht," sagte Conrad, „alle Zeit bin ich der Türk'! Wo immer ich eine hübsche Jungfrau find', da ist's aus, und da lauf' ich, so schnell ich kann, daß sie mir ja nicht entrinnt."

Große Heiterkeit, mit einiger Wehmuth gemischt, erfolgte, und gar herzlich drückten sie ihm Alle die Hände, klopften ihn auf die Schulter oder nannten ihn sonst einen muthwilligen, alten Knaben.

„Aber, was die Musica betrifft,“ fiel Conrad ein, „müßt Ihr nicht meine Kunst über Alles schätzen! Ist ja der Fra Solina auch da. Nun, Der könnt' Euch etwan ein Stücklein pfeifen oder das andere, habt's ja selbst vernommen. Und wie er mich gar nach Neujahr herunterorgeln wird! Ei, Der macht mir aber Angst und Sorg'! Ja, er hat gar scharfe Augen, hinwieder ich keinen Stich seh' und den Weg nicht finden dürft', wo der große Lorbeerkranz hängt!“

Alle umringten ihn und drohten mit dem Sieg des Fra Solina, weil er so spöttisch und bös sei.

„Ja, bös bin ich,“ entgegnete Conrad. „Ich weiß gar nicht, warum mich die Nürnberger so ungescheu't schalten lassen, da doch kein sterblicher Mensch vor mir sicher ist. Sind curiose Herren das, die Bürger und Genannten bis hinauf zu der Septemvirn hohen Gnaden und der Losunger großen Geldkatzen! Alle Tag' mein' ich, sie würden mich einsperren, und alle Tag' hör' ich wieder, es sei mir Alles gewogen von eiuem Thor der Reichsstadt bis zum anderen.“

„So ist's auch,“ sprach Flötner mit Wärme, „etwan den Bölz ausgenommen, der aller Welt gram ist.“

„Das mag sein,“ meinte Conrad. „Aber seid Ihr denn Alle da?“ fragte er schnell abbrechend.

„Alle,“ entgegnete Dürer, „bis auf den Lindenast.“

„Klopft und raspelt er gewiß noch an Herodes linkem Ellenbogen!“ rief Conrad. „Wie! Er wagt es, ein todtes Werk der versammelten Freundschaft vorzuziehen? Er ist in den Bann gethan! Aber, Cornelia, mach', daß wir Wein bekommen! Vom allerschlechtesten, verstehst du? Den besseren bringst du zuletzt, wenn sie nimmer trinken können. Dann spiel' ich den großen Herrn und kost't mich Nichts!“

Großes und allgemeines Brummen erfolgte.

„Nur recht gebrummt und Nichts leiden!“ fiel Conrad ein. „Ich mag ihn selber nicht, den Orgeltreter, den Trillpfeifer und Baßgeigenmarterer Conrad! Die Vögelein wollen gar nimmer

singen und die Engelein fliegen zornig durcheinander, weil Die zu Nürnberg ihm so viel Lob gewähren. Nichts ist's mit dem Conrad! Eingeschenkt! Keine tausend Jahr' soll er mehr leben!"

„Keine neunhundert!" rief Dürer.

„Keine achthundert!" fiel Frey drein. So ging's fort und Conrad schlug selbst so lange ab, bis es Dürer darauf brachte, Conrad hätte gar nicht geboren werden sollen.

„Freilich," rief Conrad, „jammerschade ist es! Wißt Ihr was, ich bin gar nicht geboren worden. Dann ist heut' nicht mein Geburtstag, gibt's kein Bankett und spar' ich meinen Wein. Schert Euch fort, was wollt Ihr denn, ich bin ja gar nicht da! Oder bleibt, aber ich geb' Euch Nichts zu trinken!"

Ein ungeheueres Gemurmel war die Entgegnung.

„Da hat man den Beweis," sagte Conrad. „Nichts ist's mit Euch! Brummt mir lieber den Lindenast herbei!"

In dem Augenblicke riß es an der Glocke.

„Lupus in fabula!" rief der Meister. „Laßt mich hinaus, daß ich ihm den gebannten Pelz wasch'!"

Unter großem Gelächter der Genossen verließ Conrad an Dürer's Arm die Stube, mittlerweile die Anderen zu beiden Seiten sich aufreihten und der Schön hoch leuchtete.

„Wer wagt es, in die Häuser friedlicher Männer zu brechen?" kam's Lindenast durch die Vorthüre entgegen. „Auf der Stelle bekennt, ob Ihr durstig seid, denn sonst kommt Ihr nicht herein, weil Ihr im Bann seid bis über die Ohren!"

So froh Lindenast Meister Conrad's heitere Laune machte, er wäre doch lieber an der Hausthüre Cornelien begegnet, um unbelauscht der so heiß Geliebten einen Blick der Sehnsucht zuwerfen zu können.

In keiner Weise hatte er noch ein offenes Geständniß gewagt. Also ist es ja wohl begreiflich, daß er nicht ahnte, wie ihm die Jungfrau gleichfalls unaussprechlich gewogen sei.

Daß aber die Cornelia dem Meister Lindenast gewogen sei, lag freilich recht nahe.

Galt er doch für einen trefflichen Meister in seinem Fache, an Sitten war er makellos und zu frischester Mannesblüthe an Antlitz und Leib so herrlich gestaltet, daß die Nürnbergerinnen fast nicht höher schwuren, als zum Lindenast, wenn sie ihre eifersüchtigen Ehemänner strafen und ärgern wollten.

Nun war sein Wunsch zu Wasser geworden — und die Monatrose, welche er unter'm Mantel trug, konnte er auch nicht füglich überreichen. Das war ihm nicht lieb.

Aber was half's?

Er that sich also Gewalt an und antwortete auf die Anrede Conrad's: „Allhier steht der Sebastian Lindenast, der sich fast grämt über Bann und Acht, der viel Hunger hat und großen Durst dazu. Bitt' demüthig, daß Ihr ihn wöllet erlösen und ihm zu essen gebt, so viel Ihr nur könnt, und zu trinken über alles Maaß."

„Das ist vernünftig gesprochen," sagte Conrad, die Hausthüre öffnend. „Ihr seid befreit vom Bann, und für Euere große Demüthigung sollt Ihr heute Euerer Zunge liebstes Naß genießen. Merkt Ihr was?"

„Bacharacher Feuermost?!" erscholl es von allen Seiten.

„Ja wohl!" rief Conrad.

Jetzt war's ein großer Jubel, mit dem sie den Lindenast in die Stube führten — denn der gehitzte Most war dazumal hochbeliebt und selbst — in der heiligen Stadt Rom so geachtet, daß man gar manches Fuder dahin fuhr, wie weit auch der Weg sich zog vom Rhein bis zur Tiber.

Als der Lindenast einen Augenblick unbelauscht war, ließ er die Blume vor Cornelien zu Boden fallen, bückte sich behende und bot sie ihr darauf. „Was hat Euch denn das Röslein gethan," sagte er, „daß Ihr es so leicht verliert?"

Das reizende Geschöpf warf sich ein wenig in die Brust, was ihr allerliebst stand, und sagte halblaut, doch mit süßer Heftigkeit: „Das Röslein da — hab' ich das Röslein fallen lassen? — Ich wüßte wahrlich nicht —" Sie schwieg und blickte verlegen nach

den Gästen, die sich schon um den Tisch reihten. Keiner bemerkte, was da vorging. Also sprach sie sanfter: „Muß es ja wohl bewahren, weil es solch ein liebholdes Röslein ist. Das will ich — recht pflegen und warten, daß es mehr Tage nicht verblüht — viel Dank," flüsterte sie, „Meister Lindenast!"

Weg eilte sie, denn zweimal hatte Conrad schon gerufen: „Cornelia, bring' uns was zu essen! Wir Männer sind von der hung'rigen Partei!"

Cornelia eilte erst an den Wandschrank um einiges Geschirr, dann zur Thüre. Da fiel ihr noch Etwas ein — was sie aber nicht brauchte. Sie kehrte zurück und nahm es gleichwohl aus dem Schrank.

Ein Blick nur traf Lindenast, eh' sie wieder hinauseilte, die letzten Schritte noch mehr beflügelnd.

Aber der Blick entging ihm nicht, während er sich in Seligkeit, daß sie sein Röslein so freundlich genommen, neben seinen Freunden niedergelassen und dabei in der Betrachtung des anmuthigen, reizenden Diensteifers Cornelien's geschwelgt hatte.

Was in Cornelien's Herzen im keimenden Frühling der Liebe vorging, wer könnte das beschreiben!

Lindenast hingegen nahm sich vor, recht heiter zu sein.

Das kam dennoch nicht so.

Und wer in des Herzens Ereignissen und Schicksalen Etwas erlebte, weiß wohl, daß Der oft am Mindesten gesellig scheint, so der Glücklichste ist. Nicht anders war's bei Lindenast. Nur mühsam mischte er sich in das bunte Gespräch der älteren Freunde. Es däuchte ihn, er verletze seiner Gefühle Ernst und müsse in Cornelien's Augen verlieren, wenn er selbst dem Scherz fröhnen wollte.

Das Mahl war bald vorüber — und die Gläser begannen den Ringgang.

Da gab der Dürer das Zeichen, stand auf, stieß mit seinem Glase an das des Conrad und sprach:

„Jetzt ist die Zeit da. So trink' ich Euch denn zu, edler

Meister! Möge Gott Euch geben ein langes Dasein, so viel Ehr', Glück und Gesundheit, wie bisher, und noch mehr Freunde, so treu, wie wir sind, die wir hier um Euch versammelt. Von uns Allen, die wir weit jünger, als Ihr, hat's Keiner so weit gebracht in seiner Kunst, als wie Ihr in der Eueren. Aber an Lieb' und Treue mögt Ihr uns doch nicht besiegen. Wollt nun auch nicht verschmähen, was wir Euch bieten und verehren zum gefeierten Fest Euerer Geburt. Reicht mir die Hand, daß ich es Euch gebe, was der Kraft geschnitzt; gemalt aber hat's der Wohlgemuth und der Frey; mit etzlichem rothen Gestein hab' ich's selber besetzt; gefirnißt hat's der Schön und das Gold darauf gelegt; der Lindenast hat das Gehäus gemacht von Ebenholz — der Flötner aber hat das Zeug dazu gegeben. Nehmt's — greift's an! Ein frommes Ding ist's um den Herrn am Kreuz, dabei Sanct Johannes und die Mutter in Schmerzen! Nehmt's an so gern, als es gegeben wird. Und betastet Ihr das heilige Geschnitz mit Euerer Finger feinerem Sinn, so mög' Euch dabei recht kund werden, wie Ihr's gewiß nur Eueres Glaubens Stärke verdankt, daß Ihr alle Zeit so wohlgemuth und froh seid, obschon Ihr nicht könnt sehen mit Euerem irdischen Aug'!"

Mit weicher Stimme hatte Dürer die letzten Worte gesprochen.

Conrad aber lehnte längst an seiner Brust. Tiefe Stille herrschte rings. Er betastete das Kreuz. Dann es ein wenig vor sich erhebend, wendete er seine Augen darauf.

„Ich seh' es nicht!" sagte er nach einer kleinen Weile leise und wehmüthig.

Tiefe Rührung hatte die Herzen ringsum ergriffen.

„Aber mein Auge wird ihn dennoch einst selbst sehen," fuhr er ernst fort, „in einem anderen Leben, so ich auch in diesem vergänglichen nicht kann schauen sein vergänglich Bild und Zeichen! Dank Euch, edle Freunde, für so viel gute Wahl, für so viel Müh' und Sorg'! Wenn ich mir frischen Muth hol' des Morgens in stillen Gebeten, will ich Euerer nicht vergessen und mehr nicht, vor ich einschlummere. Immerhin soll dieß Zeichen mich an Euch

erinnern! So viel habt Ihr mir jetzt bescheert. Und dennoch hab' ich noch eine Bitte an Euch. Wollt Ihr mir sie erfüllen?"

„Wir wollen!" sprachen Alle.

„Und auch du, Cornelia," fuhr er fort, „du, die so lebendig, so rührig ist? Noch kennst du die Welt nicht — wirst du thun, was ich verlange?"

„Sprecht, sprecht!" entgegnete sie mild drängend. „Alles thu' ich, was Ihr mir befehlt, mein Schützer, mein lieber Vater!"

„Wohlan denn, so schwört mir Alle, wie Ihr hier seid," sagte Jener, „ein reines Herz in der Brust zu bewahren, so lange Ihr athmet; Euere Ehre zu vertheidigen mit Euerem Leben; von Euerem Gute der Armuth gerne mitzutheilen; Den nicht zu hassen, der's Euch in einer guten Sache gleich oder zuvorthut; keinem Herzen Treue zu brechen — und Gott in Allem allein die Ehre zu geben!"

„Wir schwören!" sagten Alle, das ausgestreckte Kreuz zugleich berührend. — —

In heiliger Begeisterung hatte Lindenast seine Blicke gen Cornelia gerichtet.

Auch sie hatte unwillkürlich ihr Auge zu ihm gewendet. Rasch wollte sie wegschauen — aber sie vermochte es nicht. Wie von einem Zauber fühlte sie sich festgebannt. Auge blieb versenkt in Auge und versenkte sich tief und tiefer.

Das war ein Meer von Gefühlen, drein die reinste Liebe sah, seine Grenzen zu entdecken. Aber unermeßlich war's und unergründlich in der Tiefe.

Als schon Einer um den Anderen vom Kreuze abgelassen und Cornelia selbst in süßer Bestürzung einen Schritt zurückgetreten war, vermochte sie erst, die Blicke abzulenken.

Dem Conrad das Freundesgeschenk mit leiser Mahnung abnehmend, wie, um es zu betrachten — wohl entging dem Geliebten Nichts — küßte sie die Stelle, welche Lindenast's Hand berührt hatte.

Dann legte sie es hin. Von unsäglichen Gefühlen ihr Herz

durchfluthet, trat sie, wie träumend, in den Erker und sah hinaus in die Nacht — nicht mehr Dieselbe, welche sie gewesen war vor wenigen Pendelschlägen der knarrenden Uhr. So war's Ihr, als ob eine zweite Seele in ihr Wesen eingezogen, ohne die sie nimmer leben könne, und die sie nicht mehr von hinnen lassen dürfe bis zu ihrem letzten Odemzuge!

Lindenast lehnte in stiller Seligkeit unter den Freunden, die allgemach wieder zu sprechen begannen und Ernst und Wehmuth in Heiterkeit verkehrten. Weder er, noch Cornelia wähnten, es habe Einer Etwas bemerkt.

Der Dürer aber trat später, wie zu gleichgiltiger Rede, neben Cornelia hin und sagte leise, mit einem Blick auf Lindenast: „Das wär' recht, Cornelia, einen trefflicheren Mann wüßt' ich nicht für Euch."

„Was — was meint Ihr, Meister Dürer —?" stammelte Cornelia höchst betroffen.

Der Dürer aber ging zum Tische, nahm das Kreuz, wie zufällig, legte den Finger drauf und sah der Cornelia in's Auge.

Sie wurde über und über roth, ging rasch weg und machte sich am Schrank zu schaffen.

Der Dürer ging ihr aber nach, immer den Finger auf dem Kreuz.

Da nahm sie es ihm schnell aus der Hand, legte es wieder auf den Tisch — und eilte hinaus.

Wohl sah Dürer, daß Lindenast jeder ihrer Bewegungen gefolgt war. Seine Verlegenheit gefiel ihm ungemein. Er sagte ihm deßhalb schäkernd ganz leise in's Ohr: „Hättet sehen sollen, wie ich der Cornelia zugesetzt habe! Wißt Ihr — sie hat Einem so lang' in die Augen geschaut —"

„Ei, was tausend —" entgegnete Lindenast, „das hat sie — da seht einmal!"

Der Dürer gab ihm dafür einen kleinen Ruck. „Geht Ihr jetzt gleich!" raunte er ihm zu. „Will er jetzt gar dergleichen thun, als kennt' er ihn nicht!" Er nahm ihn an seinen üppig

niederwallenden Locken und schüttelte ihm den Kopf ein wenig. Dann ging er mit einem freundlichen, gewissermaßen siegreichen Blick auf seinen Platz zurück.

Die frischeste Laune war in Kurzem wieder in den Kreis der wackeren Künstler eingezogen. Cornelia wagte sich auch wieder herein, da Conrad rief. Ganz scharf mußte sie kredenzen — und sonder Zweifel waren in Nürnberg zu selber Zeit nicht so viel treffliche und wohlgemuthete Männer beisammen, als bei Meister Conrad.

Während aber die oben in der warmen Stube ihr Fest begingen, kamen unten in der Schildgasse Zwei durch den Schnee gewatet.

Die waren Fra Solina und der böse Bölz.

Eine Weile schauten sie hinauf.

Dann zog der Wälsche den Bölz bis zum Hause, warf den Mantel über die Schulter, zog den Dolch und lehnte, des Glockenschlages harrend, an der Thüre.

Es schlug zehn Uhr.

Langsam erhob Fra Solina den Dolch und machte, unheimliche Worte murmelnd, drei umgekehrte Kreuze auf die Thüre. Beim zehnten Glockenschlag fiel er ein und sagte: „Dem soll kein guter Geist mehr in sein Haus! Seine Gesundheit soll wanken, sein Gut soll zu Grunde gehen, sein Ruhm soll schwinden, seine Pflegetochter ihm zu Qual und Sorgen werden! Was es Böses hienieden gibt, das komme über ihn, so lange, bis es ihn nimmer leidet hie zu Nürnberg und drüber hinaus!“

„Ein schöner Wunsch,“ sagte Bölz, „und traun ein kräftig Sprüchlein! Sein Pflegekind, meint Ihr? Da habt Ihr's getroffen. Wohl bräch's ihm das Herz, wenn —! Dienst wider Dienst! Fra Solina, zur Zauberei nicht früher, als unsere eigene Kunst und Kraft nicht ausreicht! Zu Dem aber, was ich im Sinn hab', wird sie wohl ausreichen. Wie's immer geh' mit der Orgelprob',

ein Leid soll ihm geschehen, daß ihn sein Sieg sicher nimmer erfreut — oder daß er kein zweites Mal mehr kämpfen mag, so Ihr ihn niederorgelt!"

„Was meint Ihr?" drängte Fra Solina, dabei einen furchtbaren, aber kalten Blick auf die zwei erleuchteten Fenster werfend. „Was meint Ihr damit?"

Bölz zögerte mit seiner Antwort, bis der Wälsche wieder sein Auge fragend auf ihn gerichtet hatte. Dann sagte er frostig lächelnd: „Habt Ihr den flüchtig hin- und herschwimmenden Schatten da oben gesehen? — Cornelien's Schatten —? Seht, seht — ei, jetzt ist er wieder verschwunden! Wie wär's, wenn Cornelia — selbst verschwände? Gibt wohl Orte in Nürnberg, wo sie Niemand suchte — was meint Ihr dazu?"

Fra Solina that einige Schritte vom Hause weg, dabei ihm Bölz folgte.

„Aber wie das vollführen?" murmelte Jener vor sich hin. „Ich hab' es!" jauchzte er plötzlich halblaut. „Freu' Dich, Graukopf, auf deinen Nachttrank! Gut ausgesonnen, gut, böhmischer Lodergeist! Schönen Dank! Wir reden noch darüber. Jetzt gute Nacht!"

„Munt're Träume wünsch' ich!" raunte Bölz. „Hättet Ihr die Cornelia schon gesehen, danktet Ihr mir viel mehr! Gute Nacht! Hei, das schneidet in's Gesicht und wirft Flocken! Macht, daß Ihr warm werdet, edler Maestro!"

„Darnach verlangt mich wohl!" warf der Wälsche zurück.

Sich einhüllend, stieg Bölz rasch durch den hohen Schnee und wandte sich hinter dem Tetzel durch das Heugäßlein hinab der Spitalgasse zu.

Fra Solina aber watete auf die andere Seite der Straße hinüber und eilte durch die Burgstraße Sanct Sebald zu, daselbst er schräg über wohnte.

Der Nordwind brauste hinter ihm her, seines Mantels Falten peitschend und in sein finsteres Gelocke schnaubend, daß es wild durcheinander wehte.

Im nachjagenden Schneegestöber verschwand er.

4.

Weihnachten war gekommen. Zu Sanct Sebald hielten sie Mitternachts-Mette.

Meister Conrad kniete weit vorne nahe zur Seite Cornelia's. Sie Beide und fast Alle, die in der Kirche, waren in große Andacht versunken. Nur Zwei standen recht böse beseelt bei so vielen Gläubigen: Fra Solina und der böse Völz.

Viel Kampf und Überwindung hatte es Jenen gekostet, den Letzteren hineinzuziehen, denn nicht gerne trat Völz in ein Gotteshaus. Sein Glaube stand auf schlechten Füßen, und seine Meinung war, Alles sei aus, wenn Der mit den dürren Knochen gerasselt käm' und mit der Sense. Gar finsteren Blickes sah er nun von der Schwelle weg über die Gemeinde hin und hörte sich den Gesang und der Orgel schwellende Töne unmuthig an.

„Wer ist die reizende Gestalt dort?" fragte Fra Solina plötzlich.

„Laßt mich mit Eueren Weibern!" grollte Völz.

„Aber so sagt doch," drängte Fra Solina, „vielleicht kennt Ihr sie!"

Unmuthig streifte des bösen Völz Auge nach der bezeichneten Gegend. „Ei, Die —?" flüsterte er höhnend „Gefällt sie Euch so wohl?"

Fra Solina hatte ihn fest am Arme ergriffen. „Wer ist sie?" fragte er noch heftiger. Himmlisch schön ist dieß Gesicht im süßen Wahn des Gebetes! Diese Unschuld zu küssen —!"

„Diese Wangen zu bleichen —?" spottete Völz frostig. „Ich verstehe! Wohlan, Maestro — die Ihr so sehr bewundert, ist Meister Conrad's Cornelia."

„Cornelia ist dieß?!"

Mit sich fort wollte er den Völz ziehen, aber er brachte ihn nicht zwei Schritte von der Schwelle.

„So bleibt denn hier, bis ich wiederkomme!" raunte er und

ging langsam und leisen Schrittes vorwärts, bis er Cornelien gegenüber stand.

Er lehnte sich an eine Ecke.

In plötzlich wacher Leidenschaft heftete er seine Blicke auf die Jungfrau, die, in tiefer Andacht verloren, nicht ahnte, welch' unheilvolle Gedanken an so heiligem Orte auf sie gerichtet waren. Doch wichen diese mehr und mehr. Sanfte Töne strömten vom Chor hernieder und Fra Solina wandelte allgemach eine mildere Stimmung an. Es war ihm manchmal, als ob es ihn recht lebhaft an Gott mahne.

„Und sie vernichten — die wohl den Himmel im Wahn oder Wahrheit im Herzen trägt —?!"

Er verschränkte die Arme und sann eine Weile.

Das Gefühl des Edelmuths, eingepflanzt in die Herzen der Menschen, regte sich mit Macht. Er wollte den Rückweg antreten. Einen Blick noch warf er unter seinen langen, rabenschwarzen Wimpern hinüber auf Cornelia. In diesem Augenblicke knieten Jene, die um Conrad, mit Allen, die sonst noch standen, nieder, auf des Glöckleins Zeichen an's Herz zu schlagen.

Der böse Bölz war rasch hinausgetreten.

Fra Solina aber, der Menge preisgegeben, beugte, sich verhüllend, das Knie. An die Brust wollte auch er schlagen — aber er vermochte es nicht. Wie sich selbst zum Hohn, stand er da. Unmuthig und trotzig richtete er sich auf, früher als alle Anderen — schaute rasch auf Cornelien — und sah ihr zur Seite Meister Conrad knien.

Er starrte ihn an. Unwillkürlich ballte sich seine Hand.

Weg war des Erbarmens letzte Spur. Verderben brütend schritt er, und weniger achtsam auf des Augenblickes feierliche Stille, zurück zur Kirchenthüre und hinaus.

„Beim Satan, was treibt Ihr so lange da drinnen?" grollte Bölz ihn an. „Gefällt sie Euch gar so trefflich? Mir recht — aber was seid Ihr so stumm? Ich glaube gar, Ihr — hahaha! Macht Euch etwan die Musica ein Seelenfieber? Laßt sie gewähren!

Von den Gebetlein und Gesängen kommt keines zum Himmel! 's gefriert jedes Wörtlein, zu kalt ist die Nacht! Hahaha! Kommt, fort in die Werkstatt! Warm ist's drin, hab' das Holz nicht gespart, und mit dem Wein soll's auch nit filzig hergehen!"

Fra Solina antwortete nicht und winkte ihm nur, seiner Wege zu gehen.

Voraus schritt Bölz. Fra Solina hinter ihm her.

„Da schaut, wie die Sternlein hell flimmern!" warf Jener hin, da sie über den Markt gingen. Fra Solina antwortete wieder nicht.

So gingen sie die knarrenden Pfade fürder.

In der Spitalgasse gegen die Mitte zu schloß der böse Bölz eine Thüre auf. Dann noch eine — dann eine dritte — —.

5.

Es war um eine Woche später.

„Der Vater ist nicht zu Hause," sagte Cornelia erröthend, „grad' ist er mit Wohlgemuth fort, um den Rathsherren Neujahr zu wünschen."

„So, fort ist er?" erwiederte Lindenast, die Klinke in der Hand, mit zögernder, sanfter Stimme. Er hatte sich so viel Treffliches für Cornelien ausersonnen, und jetzt war es wie weggeblasen. „Also muß ich ja freilich wieder gehen —! Doch meiner Seel', Cornelia, ich glaub', ich hab' Euch noch selbst kein Neujahr gewünscht," setzte er sich ermannend bei, „steh' jetzt die ganze Zeit da und lass' Euch frieren — abscheulich von mir! Das ist aber doch nicht ganz meine Schuld, denn Ihr wißt ja —" Unversehens hatte Lindenast die Schwelle überschritten und wie zufällig ward die Vorthüre geschlossen. Cornelia trat scheu zurück, Lindenast aber ließ nicht ab. In reinster Innigkeit ergriff er der Geliebten Hand — sanft abgewendet, in süßer Bestürzung folgte sie ihm in die Wohnstube. Erst hier zu einiger Besinnung kommend, sagte sie in holdestem Flehen: „Meister, bedenkt doch, wenn Jemand —"

Mehr vermochte sie nicht zu sprechen, denn Lindenast fiel mit aller Wärme ein: „O, gönnt mir diesen Augenblick, der für mein ganzes Leben entscheiden soll! Nicht länger vermag mein Mund zu verschweigen, was meine Augen Euch neulich ja so heiß verkündet! Ich liebe Euch mit aller Macht der Seele und so heilig, daß frommer keine Jungfrau geliebt ward! Möcht' Euch der Himmel geben in dem neuen Jahr sein bestes Glück, möcht' er Euch aber auch treue Liebe pflanzen in's Herz für den schlichten Meister, der Euch hier anfleht! O, gebt mir zu dem seelenvollen Blick von Conrad's Geburtsfeier, gebt mir auch das Geständniß von Eueren schönen Lippen. Nur ein stilles Ja gewährt mir und nicht mehr — Cornelia, liebt Ihr mich?" Mit beiden Händen ihre Rechte an den heißen Mund drückend, kniete er nieder, seine herrlichen, sanft dunklen Augen gen ihre tiefblauen richtend, die mild herabsahen, als wollte sie noch einmal recht ernstlich prüfen — ob er auch wohl so rein und aufrichtig liebe, wie's sein sollte.

Kein Falsch dünkte Cornelia da zu wohnen.

Sie wand sich sanft los und ging zum Schrein. Da nahm sie ihr Gebetbuch heraus und schlug es, halb abgewendet, auf. Eine Rose lag zwischen den Blättern. Sie küßte sie. „Kennt Ihr die Rose?" lispelte sie, erröthend und den Blick zu Boden senkend.

„O mein Gott!" rief der fromme, junge Meister in Entzücken. „Ist es möglich! Cornelia, Ihr liebt mich wirklich so heiß, so innig, wie ich Euch?!"

Sie sah ihn in mildester Liebeshuld an und nickte mit ihrem schönen Haupte bejahend zu.

„So dank' ich dir, Gott, für so viel Glück!" lallte Jener.

Cornelia aber ließ beide Hände mit dem geschlossenen Gebetbuche sinken und sah den Mann ihres Herzens lange selig wehmüthig an. „Und glaubt Ihr, daß wir uns einst finden?" fragte sie.

„Und was stünde uns im Wege?" rief Lindenast.

„Und der Vater —?" fuhr Jene fort.

„Er wird Ja sagen!"

„Das glaub' ich wohl," sagte Cornelia, „aber ich werd' ihn nicht darum bitten."

„Wie soll ich das verstehen?" fiel der junge Meister ein.

„Und wer soll ihn pflegen," antwortete Jene, „wenn ich andere Pflichten zu erfüllen hab'? Er nimmt all mein Leben und meine Zeit in Anspruch — es könnt' ihm Etwas fehlen bei aller Sorgfalt, wenn ich nicht mehr allein für ihn da wäre. Doch noch mehr — ich habe einmal ein Gelübde gethan, da er schwer erkrankt war — nie, so lange er lebt, an den Traualtar zu treten. Bei ihm will ich, muß ich bleiben, ihm gehören mit treuester Sorgfalt, Seiner warten, der mich als Elternlose, noch kaum den Kinderjahren Entwachsene zu sich genommen und so liebevoll, so edel an mir gehandelt, als wär' ich seine eigene Tochter! — Und doch, doch wünscht Ihr ihm wohl ein langes Leben —?" setzte sie bei.

„Mög' er lange leben!" sagte Lindenast in tiefem Ernste.

Lange schwiegen Beide.

„So seht Ihr unserer Liebe Schicksal vor Augen!" fuhr dann Cornelia fort. Sie war dabei langsam einige Schritte näher getreten und sah ihn, den Arm aufgestützt, das Buch an den üppig rothen Mund gelehnt, prüfend an. „Was denkt Ihr jetzt davon —?" fragte sie.

„Und wenn ich Euch niemals besitzen sollte," rief Lindenast, „wie Gott will! So ich nur weiß, daß Ihr mich liebt!"

„Und damit seid Ihr zufrieden?!" sprach Cornelia, in freudigster Bewegung auf den Geliebten zueilend.

„Ja, ich will es sein!" betheuerte er. „O, gestattet mir, es Euch mit dem Siegel der reinsten, frommsten Liebe zu bekräftigen!" Er hatte sich erhoben und war auch ihr einen Schritt mit gedehnten Armen entgegengetreten.

Aber Cornelia floh. „Geht, geht!" flehte sie.

„Ich geh'," sagte Lindenast, zur Thüre tretend.

Cornelien's Auge folgte ihm. Die Wehmuth in des edlen, jungen Mannes, des Geliebten Zügen schmerzte sie wohl. Ihrem Winke so gehorsam, hatte er seinen heißen Wunsch geopfert, und

jetzt, da er halb abgewandt dastand, vermochte er sichtlich doch nicht über die Schwelle zu schreiten.

„Lindenast!" lispelte sie.

Er fuhr auf und blickte sie in namenloser Liebe an. „Cornelia," rief er, entzückt auf sie zueilend, „meine Cornelia!" Seligkeitberauscht hielt er schon das holde Wesen umfangen.

„Geliebter, heißgeliebter Mann!" flüsterte schamüberströmt, doch nimmer widerstrebend, die Jungfrau.

Im ersten Kusse reinster Liebe tauchte Seele in Seele hinüber. — Lange lehnte das unschuldvolle Paar in seligster Umschlingung. Dann riß Cornelia sich los. Ihre Hand aber hielt der Glückliche noch, sprachlos sie an sein Herz drückend, oder sie mit heißen Küssen bedeckend im Überschwang seiner Wonne.

Fort eilte er — —

6.

Der Tag war gekommen, an welchem der große Kampf Fra Solina's und Meister Conrad's auf der Orgel zu Sanct Sebald stattfinden sollte. Der Lorbeerkranz, mit silbernen Schnüren durchwunden, lag im Rathhause auf rothsammtenem Kissen bereit und die Gemüther der Nürnberger waren in großer Angst, ob etwan der geliebte Meister Conrad doch überwunden würde.

In dichtem Gedränge hatten sich die Leute nach Sanct Sebald begeben. Zuvorderst beim Hochaltar stand der wohlweise Rath der Reichsstadt mit aller anderen Obrigkeit, weltlich und geistlich. Was an fürstlichen, gräflichen und sonstigen Herren vom Ritterstande in der Nähe, das hatte sich Alles auch dort eingefunden — der Burggraf nicht minder — und wie's in der gedrängt vollen Kirche nicht an Frauen und Jungfrauen aus dem Bürgerstande fehlte, waren dort hinwieder auch vieler vornehmen Degen reichgeschmückte Gemahlinnen und Töchter erschienen. So erwarteten nun Alle die Ankunft der zwei Meister.

Da sie eintraten, geführt von Sanct Sebald's Kirchenmeister,

dem wackern Schreier, entstand wohl ein leises Gemurmel unter der Menge.

Meister Conrad ging ein wenig gebeugt, wie nachsinnend, und gar schlicht einher an seines Führers Hand. Fra Solina aber trug sein Haupt höher und ließ sein dunkles, blitzendes Auge über die gaffende Menge spielen. Wo immer er ein bekanntes Gesicht sah, grüßte er mit verführerischer Freundlichkeit hin — den Frauen und Jungfrauen insonderheit erwies er sich huldsam — und wohl mag es sein, daß Manche, die den schönen Wälschen zum ersten Mal sah, bei aller Liebe für Meister Conrad, doch gerne schon vor Prob' und Kampf dem Ersteren den Preis bestimmt hätte.

Beide Meister waren alsbald unter den Chor getreten. Fra Solina traf es zuerst.

„Also gilt es, edler Maestro!“ sagte Conrad, von seinen Freunden umgeben. „Spielt die Schlacht von Nicopolis recht tapfer! Mög' Euch der Himmel hie besseren Sieg gewähren, als dem König Sigmund über die Türken. Ich will's mit großer Ruh' ertragen. Ich werde alt, und so sich meine blinden Augen früher oder später ganz schließen, ist's besser, es hat sich ein Anderer gefunden, der Denen zu Nürnberg was Schönes zu hören gibt. Thut Ihr mir's gleich, trag' ich's gern, und wenn Ihr mich bezwingt — acht' ich Euch in der Kunst noch so viel mehr!“

Fra Solina schüttelte ihm überfreundlich die Hand. Hinauf die Treppe schritt dann mit siegtrunkenen Gedanken der stolze Wälsche.

Wie schlimm jene Schlacht ausgefallen, davon er ein Bild entwerfen wollte, das weiß wohl Jeder, und wie da gar viel tausend Bayerische, eben so viele aus dem Frankenreich und nicht weniger aus den steyerischen Gauen mit König Sigmund's Völkern vom Bajazeth vernichtet worden — auch wie es darauf so gräulich herging, daß der Sigmund überfroh war, auf einem Nachen zu entwischen und gleichwohl nichts Anderes zu retten, als sein armes Leben, da ihn die Flucht gen Gallipoli brachte und Constantinopel.

Das und mehr aus der Musik heraushören zu lassen, war

freilich nichts Geringes. Wohl hatte übrigens Fra Solina für Sänger, andere Musici aller Art und alle möglichen Instrumente gesorgt, unter welchen ein oder das andere in deutschen Landen Keinem bekannt und nur dazu bestimmt war, fast schauerliche Töne oder Klänge hervorzubringen. Auch gab es da mehrere Halbmonde mit großen und kleinen Glocken, Cymbeln, ein mächtiges, metallenes Becken, dessen Ton die Seelen nicht wenig entsetzen konnte, und an Posaunen, Trompeten und Pauken war großer Überfluß.

Jetzt begann's.

Die Herausforderung zum Kampfe auf Leben und Tod, laut gesungen von einer hochmächtigen Stimme, erklang. Überaus trotzig entgegnete ihr eine andere die Annahme des Streites; worauf sich in mancherlei Gängen und Wendungen des Rufes mehrere Stimmen hier und dort, wie von zwei feindlichen Lagern her, einmischten. Das wuchs immer im Wettstreite, bis von beiden Lagern jedes einen Chor anstimmte, der, von Kampf und Sieg prophezeihend, zum Himmel brauste. Viel rangen die zwei Chöre miteinander, bis plötzlich die Orgel der Kraft der Stimmen Abbruch that, aber nur, um alsbald alle zusammenzufassen in einen ungeheuer wilden Gesang, drin Jedweder von Rache und Tod brüllte. In kunstvollen Windungen und Gegengängen wußte Fra Solina darauf darzustellen, wie die Heere sich sammelten und aufstellten, dazwischen stets neuer Aufruf erklang. In sich drängenden Tonmassen schritt das fürder, bis plötzlich zu gewaltigen Accorden unter furchtbarem Getümmel alle Instrumente einfielen, womit der Angriff versinnlicht wurde. Von jetzt an war es ein grauenvolles Brausen und Stürmen, ein wildes, doch wohlberechnetes Blasen mit Posaunen und Trompeten — unglaublich viel hatten die Pauken zu thun — auf das metallene Becken ward ein über das andere Mal aus aller Kraft geschlagen — und dazwischen heulte der Hilferuf der Gefallenen, das Jauchzen der Sieger. Das Alles ward, stets von der Orgel unterstützt, nach allen Seiten hin gedreht und gewendet, und stürmte es da oben lange fort auf dem Chor, bis plötzlich ein ungeheueres Jubelgeschrei unter großer Mithilfe Fra Solina's ausbrach, das den

Sieg andeutete — bald darauf die Cymbeln und Halbmonde, die Schalmeien und alle anderen Instrumente auf der Sieger Partei zusammenwirbelten, und vorgestellt wurde, daß Bajazeth triumphreich fortzöge — während viele Stimmen auf dem Schlachtfeld ächzten und seufzten. Am Schlusse aber versammelten sich die Stimmen alle wieder als Chor der Geister zum Schwur der Rache an Bajazeth, wobei Fra Solina, wie an vielen anderen Orten der Schlacht von Nicopolis, mächtige Sätze, Sprünge und sonstige gewaltige Kunststücke auf der Orgel zum Besten gab.

Ein großes Gemurmel drang aus der Kirche herauf, dem der Wälsche wohl ablauschte, es sei das des Beifalls. Bald verließ er den Chor. Auf der Mitte der Treppe trat ihm Bölz entgegen.

„Ihr hier —?“ sagte Fra Solina, seine Verlegenheit, mit ihm zusammenzutreffen, geschickt verbergend.

„Wohl,“ entgegnete Bölz, „ich mußte die Schlacht hören. Freut Euch, Groß und Klein ist in Bewegung. Laßt ihn sein Weltgericht klimpern, er soll Euch den Lorbeer nicht rauben!“ Er drückte sich in eine Ecke. Fra Solina aber stieg hinab.

„Nun, wie hat Euch die Schlacht gefallen, mein lieber Meister Conrad —?“ fragte er.

„Ein starkes Werk ist's,“ versetzte Conrad. „Nie hätt' ich geglaubt, daß solch weltlich Ereigniß sich so zur Musica brauchen ließe im Hause des Herrn.“

Fra Solina biß sich in die Lippen. „So versucht es denn in Euerer geistlichen Weis',“ sagte er. „Ich zweifle nicht, daß Ihr mich herunterorgelt.“

„Herunterorgeln —?“ gab Conrad zurück, seine blinden Augen auf ihn heftend. „Fast dünkt mich, Ihr haltet Euch durch Etwas gekränkt. So wahr Gott über uns, ich wollte Euch nicht beleidigen!“

„Ich versteh' Euch nicht ganz,“ entgegnete Fra Solina rasch und überfreundlich.

„Desto besser!“ sagte Jener. „Also laßt mich mein Glück versuchen!“

Aller Augen waren auf ihn gerichtet, da er an Wohlgemuth's Arm zur Treppe schritt. Tiefe Stille trat ein, sobald man ihn Oben sah.

Das war eine ganz andere Musik — —

Eine leise Klage, wie von Engelslippen geseufzt, irrte zuerst durch die weiten Räume. Das war auch der Engel Schmerz über den Untergang der Welt. Im ernsten Dreiklang, ruhig und majestätisch, kam des Ewigen Antwort, Verheißung und Drohung. Ein heilig demuthsvoller Preis der Macht und Weisheit folgte. Drauf begann die Orgel in ihren sanftesten Tönen. Die Seraphim begannen zugleich, das Kommende zu verkünden mit süßer Mahnung an die Frommen unter Todten und Lebenden. Die Cherubim aber sprachen in drohenden Weisen von der Stunde der Strafe — und das traf die Bösen. Nun erhob sich ein Lobgesang der Himmel, und da er verklungen, ertönten unter erst leise, dann immer mächtiger rollenden Donnern der Orgel die Posaunen zum letzten Gericht. Unter ihren, heilige Schrecken gebärenden Tönen quollen zeitweise empor die Wehklage und unsägliche Angst der Sterblichen — die Geständnisse der Reue — und das Flehen um Errettung vom ewigen Verderben. Die Wehklage ward aber verschlungen von den stets furchtbarerern Donnern, die, von gewaltigen Chören durchzogen, wunderbare Harmonien wälzten. Das nahm stets zu, und ward angedeutet, daß Himmel und Erde einstürzten und alles Wesen zerstört werde am Leibe. Riesenhaft brausten die Tonmassen übereinander in großartigster Verwirrung, bis, unter noch furchtbareren Erschütterungen der Weltrichter erschien. Drauf die durcheinander brausenden Gesangslawinen vertobten — und es stets klarer und ruhiger ward. Still ward's zuletzt. Dann sprach der Richter die Mahnung an die treu Gebliebenen, einzutreten in's Himmelreich, und die Verdammung aus gegen Die, so seine Liebe verachtet und in den Staub getreten. Nachdem er vollendet, weinte empor die Verzweiflung der Gerichteten — mit ihnen wechselnd, erbarmungsvoll, der Chor der zur Seligkeit Bestimmten. Aber furchtbare Donner begannen dazwischen zu rollen — unter zermalmenden

Chören stürzten die Cherubim hinab die Verdammten. Und wieder ward es stiller und stiller — und in süßestem Rufe der Liebe luden Seraphimsgesänge die Gesegneten ein zum Eintritt in das Paradies. In unbeschreibliche Jubelklänge ergoß sich die Seligkeit der Geretteten. Als ob Millionen in höchster Entzückung mit jauchzendem Halleluja gen Himmel schwebten, war es — unter Donnern mit ihnen — der Erlöser und Vergelter.

„Ich bin verloren!“ stotterte Fra Solina bebend vor sich hin.

Der böse Völz stand in die Ecke gelehnt. Wie vernichtet in der Seele, wäre er gerne geflohen, aber er hätte nicht vermocht, durch die Menge zu dringen.

Alle, Alle bis in die fernste Ferne waren auf das Tiefste ergriffen. Ganze Reihen waren auf die Kniee gesunken und lagen noch so da in der Erinnerung an was sie vernommen.

So wild verzweifelt aber Fra Solina war, that er sich doch alle Gewalt an.

Conrad kam herab. Alles drängte sich freudig hin, er wehrte aber ab und fragte: „Wo ist Fra Solina —? Hier seid Ihr —? Wie hat Euch das letzte Gericht gefallen?“

„Ihr seid ein großer Meister!“ sagte Fra Solina. „Daß Ihr mich besiegt habt, braucht keines Beweises. Hört Ihr nicht, wie von tausend Lippen Euer Lob quillt? Vor Euerer Musica sind sie zu Hunderten auf die Kniee gefallen, und da kommen auch schon die Fürsten und viel groß' andere Herren daher. Euch allein schauen sie an. Wohl bekomm' Euch der Sieg — so großer Kunst unterlieg' ich gerne.“

„Das wird sich doch erst zeigen, ob Ihr unterliegt,“ entgegnete Conrad.

Es kamen zwei vornehme Herren den Mittelgang herab, zwischen Beiden der Burggraf von Nürnberg.

Der wünschte Conrad Glück und sagte zu Fra Solina: „Nehmt's nicht für ungut, wälscher Meister! Wahrlich, allseitiges Lob ist Euch geworden — und Keiner hätte gedacht, daß Ihr unterliegen könntet. Aber die Schlacht, von Gottes Hand

geschlagen, hat uns doch noch besser gefallen, denn die vom irdischen Bajazeth. Großen Dank weiß Euch gewiß die Stadt, daß Ihr so treffliche Musicam zu hören gegeben. Nicht gering ist der Stolz hiesiger Reichsstadt, zu gleicher Zeit zwei solche Meister in ihren Mauern zu beherbergen — der Preis aber — der geziemt dennoch dem Conrad."

„Hoher Herr," versetzte Fra Solina, „viel Dank hinwieder an die berühmte Reichsstadt, daß sie mir so wohl gnädig zugehört. Da ich aber nun seh', daß ich überwunden bin, sollt Ihr mindest glauben, daß ich mich auf Lebensart versteh'. Stell' also die Bitte, mir zu gestatten, daß ich dem Meister selbst den Kranz aufsetze."

„Groß gedacht!" sagte der Burggraf, dabei angenehm überrascht auf Cornelia schauend, die sich dem Conrad genaht und ihm in Mitte seiner Freunde ihrer Freude süße Betheuerung gab.

Bölz aber suchte aus seiner Ecke hervor einen einzigen Blick Fra Solina's zu erhaschen. Endlich gelang's. Wie in zwei Blitzen schoß es von Aug' zu Aug'. Ein flüchtig dämonisches Lächeln des Wälschen beantwortete der Böhme mit gutheißendem Kopfnicken. Dann drängte er sich keck durch die Menge.

Alles sah ihm nach, denn zu ungewohnt war der Gast in Gottes Haus.

Er war noch drei Schritte von der Thüre, so hatte er den Flachhut schon auf dem Kopf — wär' er nicht rasch fortgeeilt, der erwachende Ingrimm der Umstehenden hätte ihm bös mitgespielt.

Bald bewegte sich die Menge hinaus.

Freundlich kosend in Mitte aller hohen und sonst vornehmen Herren, Rathsleute, Künstler und Bürger ging Conrad, auf Lindenast's Arm sich stützend — hinter ihm Fra Solina — gen das Rathhaus. Gar Viele wünschten dem deutschen Meister Glück. Gar Viele aber sahen jetzt schon finster auf den Wälschen — und zwar Jene, so den Bölz in Fra Solina's Nähe zu Sanct Sebald stehen, ihm zunicken und dann so frevelhaft davoneilen gesehen hatten. Kam's auch bald unter die Menge, die Beide müßten

starke Freunde sein, da der Bölz dem Wälschen zu Lieb' in die Kirche gegangen. Doch bekam Fra Solina auch von schönen Augen manch' sehnsuchtsvollen Blick, da er scheinbar so hochherzig freundlich einherschritt — während es in seinem Innersten von Scham und Wuth tobte.

Im Rathhaus umarmte er den Meister Conrad und wollte ihm den Lorbeerkranz aufsetzen.

Der jedoch hinderte ihn daran, nahm den Kranz zur Hand und sprach: „Ihr hohen Herren, viel Dank für Euere gute Meinung! Aber darauf laßt mich doch verzichten. Gott allein hat mir's eingegeben. Mir keinen Preis — als Euerer Herzen Geneigtheit und allerzeitige Lieb' und Gunst."

Das ließ aber Keiner gelten.

Also nahm der Burggraf den Kranz, drückte ihn dem Meister auf die ehrwürdigen Scheitel und sagte: „Unsere Gunst und Freundschaft habt Ihr! Das Lorbeerreis gehört Euch jedoch nit minder. Dankt Gott für den Sieg — wir danken ihm dafür — daß wir Euch den Unseren nennen!"

7.

Es war schon um die sechste Abendstunde, als auf dem Heerwege gen Nürnberg ein Paar daherritten. Eisig hauchte der Wind durch die Landschaft. Die Beiden hatten auch gar wohl Acht, sich in ihre Mäntel einzuhüllen und mußten die Zügel oft genug straff ziehen, um die Rosse vom jähen Sturz aufzureißen, denn kaum Weniges nutzte die Schärfe der Hufe, so glatt waren die Pfade geworden.

„Vor zehn Uhr kommen wir nit zur Stadt," meinte der Gebieter, sich zum Soldknecht wendend, der einen wohlbepackten Gaul am Halfter mitführte.

„Sicher!" entgegnete Dieser — — —

Um dieselbe Zeit aber klopfte es zu Nürnberg an Meister Conrad's Thüre.

Er schloß selbst auf, und herein trat — Fra Solina — hinter ihm der böse Völz.

Der Letztere aber setzte den Fuß so leise, wie eine Katze schleicht, und hielt sich außer Armeslänge.

„Wer ist hier?“ fragte Conrad.

„Ich bin es, Fra Solina,“ entgegnete der Wälsche. „Heute Mittags mein erster Besuch — und jetzt schon der zweite — da seht Ihr, wie schlimm es ist, wenn Einen die Leute lieb gewinnen. Jetzt habt Ihr mich zur Last.“

„Willkommen, willkommen — seid Ihr denn allein?“

„Wohl, wohl, wie kommt Ihr auf den Gedanken, Meister?“

„Ich hätte auf Zwei geschworen! Doch kommt herein —! Setzt Euch — woher des Weges?“

„Bin um die ganze Stadt gegangen — dürft glauben, in tiefen Gedanken! Aber bin nun auch wohl durchfrostet. Habt Ihr nicht einen Becher Fränkischen, daß ich mich ein wenig auswärme?“

„Dran soll's nicht fehlen,“ meinte Conrad. „Öffnet den Schrank und nehmt, was Ihr findet. Kommt Cornelia, so find't sich noch mehr im Keller. Just ist sie fort zu Ilsner's Frau hinüber, da haben sie viel zu verhandeln von feiner Arbeit und was sonst der liebe Gott kommen läßt, daß die Weibsleute das Reden nicht verlernen.“

„Wie schalkhaft Ihr seid!“ sagte Fra Solina, der mittlerweile Conrad's Becher gefüllt hatte. Mit seinem eigenen leeren anstoßend, fuhr er fort: „Auf Euer Wohl und Euerer Pflegetochter das ihre — hab' sie wohl weggehen gesehen — auf Eueres Ruhmes und, wenn Ihr wollt, auf des meinen Gedeihen!“

„Aus vollem Herzen!“ sprach Conrad. „Möchtet Ihr nur keinen Groll im Herzen gegen mich tragen.“

„Ei was, warum hab' ich so kühnen Streit gewagt! Geschieht mir recht!“ spottete Fra Solina.

„Nun, so leicht habt Ihr's doch vorerst nicht genommen,“ mahnte Jener ungläubig. „Aber es gilt!“ Er stieß an und trank.

Hätt' er zu ahnen vermocht in seinem edlen, deutschen Herzen, was auserlesenste Bosheit ihm Giftiges in den Becher gegossen! Aber das lag ihm zu ferne, und zu trefflich hatte sich der Wälsche auf die curtisane Partei postirt, wie sie's an Kaiser Friedrich's Hof nannten, wann Einer zuckersüße Reden führte, zur Zeit er gerne die Zähne gefletscht hätte oder den Dolch in's Herz gestoßen.

Beide setzten die Becher auf den Tisch.

„Also ist unser Kampf zu Ende," begann Fra Solina wieder. „Doch bald wird ein anderer Kampf losgehen hie zu Nürnberg zwischen den Bildhauern, sonstigen kunstgeübten Herren und dem Bölz."

„Dem Bölz?" fiel Conrad ein.

„Ja wohl," entgegnete Fra Solina. „Was er in den fünf letzten Jahren vollbracht, das wird er zeigen und ein Urtheil verlangen."

„Bölz —?" wiederholte Conrad. Mag er's thun — doch Gott sei's gedankt, daß Ihr mich auf ihn zu sprechen bringt — und wohl zu Euerem Nutz und Frommen! Hört und erwägt, was ich Euch sage. So lang er zu Nürnberg lebt, gehen schlimme, finstere Sagen von ihm. Wenige sind, die nicht vermeinen, er müss' mit dem Teufel im Spiele sein. Allein arbeitet er im schwersten Zeug, drei Schlösser und Thüren hat er vor der Werkstatt, er flieht die Menschen, die Weiber insonderheit, und die Jungfrauen haßt er. Er geht in keine Kirche, den Breithut nimmt er nie ab, sagen sie, wann's Gebet läutet! Toben und fluchen hört man ihn um Mitternacht und viel sonderbares Geräusch, daß es gar nimmer irdisch erscheint. Des ganzen Volkes Meinung ist gegen ihn, und Alle, Alle sagen — er hab's mit dem Bösen! — Ich will's nicht beschwören, aber, wer kann's wissen? Volkes Stimm' ist Gottes Stimm'! — Folgt der Stimme, folgt meinem Freundesrath! Man will Euerer Geberden Verkehr beobachtet haben, da Ihr zu Sanct Sebald war't — Ihr spracht auch mit ihm auf der Treppe — Viele, hört' ich heute, erinnern sich jetzt, Euch Nachts an seiner Seite gesehen zu haben! Laßt Euch rathen, bleibt weg

von ihm! Ein ächter Musikus muß Gott im Herzen tragen. Solche Gefährtschaft aber setzt Euch den Satan in die Seele. Großes, arges Weh kann entstehen. Für ihn sicherlich bald, wenn er wirklich mit dem Teufel verkehrt, denn einmal kommt's doch zu Tag. Aber auch für Euch, wenn Euer Freund auf dem lodernden Holzstoß büßte. Möchte Gott ihn auf die rechten Wege führen, er allein vermag es! Glaubt mir, dem alten Mann, folgt mir, sagt Euch los von ihm — sagt Euch los — gebt mir Euere Hand darauf!"

Er streckte seine Hand verlangend aus. Ein mächtiger Griff in dieselbe war die Entgegnung.

„Ihr versprecht es —?" drängte er.

Keine Antwort erfolgte. Aber als ob eine eherne Faust Conrad's Rechte umschlösse und sie mit Riesengewalt zusammenschraube, war's plötzlich. Da ward er dem einbrechenden Argwohn nimmer Herr. Stark, wie er hinwieder selbst war, riß er die feindliche Hand von der seinen und rief in höchster Entrüstung: „Das ist nicht Euere Hand, Fra Solina!"

„Das habt Ihr errathen!" fiel es ein. „Es ist des bösen Völz Hand! Glaubt es, er sagt es Euch selbst!"

„Völz!! Ha, Ihr in meiner Behausung?!" stammelte Conrad.

„Ja, fürtrefflicher Meister," rief Der, „er selbst ist's, der Euch mit dem Handdruck Rache schwört für Euere Verachtung und Nachrede. So freut es mich, der Seelen Haß und Wuth zu ergründen, der ich dennoch das meiste Lob verdiente unter Euch Allen. Der Zauberei habt Ihr mich offenbar angeklagt, Zeuge ist mir Fra Solina. Dafür sollt Ihr mir Rede stehen vor den Richtern dieser Stadt, die mich bald freisprechen von allem Verdachte, so mir erst nur daran gelegen ist! Zeuge ist mir der Wälsche auch für meine Unschuld, denn er hat wohl gesehen meine Werkstatt, Zurichtung, selbsteigene Mühe und menschliche Arbeit verflossener fünf Jahre — nicht aber des Teufels Werk! Obschon ich Euch nicht verhehl', frommes Meisterlein, wie lieb mir's wär', könnt' ich ihn nur einmal schauen in leibhaftiger Gestalt!"

„Den Satan wollt Ihr sehen?“ schauderte Conrad auf. „Ha, so beschaut Euer Bild im Spiegel oder das Eueres Freundes, denn, traun, gehörte er nicht der Hölle an, nicht könnt' er einhergehen so lange Zeit mit glattfreundlichen Worten und nun hereinführen zu Spür und Belausch Euch, vor dem jeder Christ sich entsetzt — nicht so verrätherisch könnt' er handeln an einem alten Manne, der mit Ehren seinen Scheitel zu Grabe trägt!“

„Mit Ehren?“ fiel Fra Solina hohnlachend ein. „Das wird sich zeigen! Hinweg endlich mit der verwünschten Fessel der Verstellung! Ich hasse Euch! Und nun hört Euer Schicksal: Ihr wagtet es, Völz der Zauberei anzuklagen. Ich aber kehr' es um und beschuldige Euch derselben. Denn nicht möglich wär' es, mit solcher armseligen Musica die Herzen der Menschen zum Preis zu bestimmen, als wie die Euere gewesen! Dafür seid Ihr nun keinen Tag sicher. Verlieren sollt Ihr Eueren Heiligenschein und zum Geruche höllischer Genossenschaft gelangen — so viel will ich den Herren melden von der Magie, worüber wir Euch betroffen hätten, ich und Völz!“

„Allmächtiger Gott!“ lallte Conrad.

„Daß aber ich der Zauberei treffliche Künste verstehe,“ fuhr Fra Solina fort, „will ich Euch entdecken, fürnehmer Meister — obschon ich es an anderem Orte gar wohl verläugnen werde. Ja, ich versteh' mich darauf, und Euch — hab' ich schon von meiner Kunst zu kosten gegeben am Abend Eueres Geburtsfestes. Die drei Kreuze hab' ich Euch auf die Thüre verkehrt mit meinem Dolche gestrichen und ein Sprüchlein dazu gesprochen, das Euch Lust und Freud' vertreibt aus Euerem Hause in jedweder Art! Das Furchtbarste wird über Euch kommen, bis Euch das Leben zur Qual gemacht ist und Ihr dann gerne Nürnberg verlassen möchtet und die deutschen Lande, hättet Ihr nur noch Kraft dazu oder Zeit. Lange wart' ich nicht. Und so Ihr nicht das Feld räumt, wie aus eigenem Entschluß, ohne Angab' meiner Drohung, so brech' ich Euch Tag für Tag Euer Gemüth mit neuen Schrecken,

deren einen Ihr gar bald erlebt — damit Ihr seht, wie ich Wort halte. Wollt Ihr aber auch dann noch widerstreben, so jage ich Euch zur unerwarteten Frist den Dolch, der jetzt über Euerem Haupte funkelt, in's Herz. Vergraben lass' ich Euch zu später Stunde an einem Orte, wo kein Sterblicher Euere Stätte vermuthet, daß die Menschen dann glauben, der Zauberer sei mit lebendigem Leibe zur Hölle gefahren! Nun habt Ihr das Bescheidenste vernommen. Was ich über dieß Nürnberg verhänge, so's meinen Freund nicht anerkennt, das wird zu reden geben von einem Ende der Welt bis zum anderen. Doch das ist nicht zu Euerem Belange, und ich frage nur: wollt Ihr nun fort aus Nürnberg — und allen deutschen Gauen — oder wollt Ihr nicht?"

„O mein Gott," stammelte Conrad verzweiflungsvoll, „ist dein Wort denn wahr —? Der Mensch ist mein Ebenbild —?!"

„Wollt Ihr —?" drängte Fra Solina.

„Nein — nein, ich will nicht!" rief Conrad, sich aufraffend. „Ich werde nicht weichen, wenn die Hölle mir's gebietet! Meine Seele hab' ich Gott geweiht. So er es mir befiehlt, geh' ich von hinnen — und sonst um keiner Drohung willen. Beschuldiget mich der Zauberei, Ihr sollt mir zu Recht stehen noch auf Erden. Verlaßt jetzt mein Haus und entweiht es nicht länger — nicht vor Eueren Dolchen graut mir — vor Eueren Seelen! Fort, ich gebiet' es Euch, ich trotze Eueren Drohungen! Der Himmel wird zwischen uns entscheiden, Fra Solina! Mit Euch, Völz, hab' ich Nichts zu schaffen auf Erden — und Nichts drüben!"

„Wohlan denn," hohnlachte Fra Solina, „laßt sehen, wie der Himmel Euch schützen wird! Eh' Ihr Euch verseht, kommt's über Euch — und dann denkt an Keinen sonst, als an Fra Solina!"

„Und den verachteten Völz!" gab der böhmische Satan dazu. „Dieß aber nehmt von uns Beiden zum kleinen Wahrzeichen und Beginne!"

Mit mächtigem Fußtritte zerschmetterte er die große Baßgeige

in der Ecke, Fra Solina riß die Violinen herab und zerschlug sie in hohem Schwung an der Wand, daß die Trümmer herumflogen, ein mächtiger Faustschlag schmetterte die Mandoline zusammen, und was sonst zu finden, in wenigen Augenblicken war es vernichtet.

Drauf stürzten die satanischen Gesellen, unbekümmert um den Schreckensruf Conrad's — der Meister und Cornelia wohnten allein im Hause — ein höllisches Gelächter anstimmend, hinaus.

Außer sich wankte ihnen Conrad einige Schritte nach, aber er konnte sie nicht erreichen. Seine Haare zerraufend, hielt er an und starrte zu Boden.

„Wach' ich oder ist's Lüge, Traum?“ rief er. „Es ist nicht möglich!“

Er tappte an den Wänden zurück in höchster Pein mühsamer Zweifel.

Mit zitternden Händen griff er hinauf, wo die Violinen gehangen — nicht da. Er wankte in die Ecke — seine Baßgeige nicht zu finden — seine Mandoline — seine Flöte — Nichts, Nichts an seinem Ort. Er sank auf die Kniee, und sich aufstemmend mit der Linken, tappte er mit der Rechten umher. Trümmer — nur Trümmer und Splitter rings umher.

„Wahr ist es!“ lallte er. „Wahr ist der schändliche Bubenstreich!! Wahr, was ich vernommen! — O mein Gott, was hab' ich verbrochen — daß das über mich gekommen?!“

Ohnmächtig sank er auf das Antlitz — — —

So fand ihn Cornelia.

8.

Es war nach zehn Uhr, als die zwo Reiter am Thiergärtnerthor Einlaß begehrten und zu bekannter Herberge zogen, drin der Wärter wohl aus dem Schlaf getrommelt werden sollte.

Um dieselbe gleiche Zeit trieb es den Lindenast noch einmal zu Cornelia's Fenster in die Schildgasse. Er kam aber im Schatten der Häuser auf der anderen Seite daher, als er plötzlich still-

stand. Er sah, wie an Meister Conrad's Hause die Thüre aufging und eine weibliche Gestalt aus derselben eilte. Täuschte ihn sein scharfes Auge nicht, war es die Cornelia's.

So verhielt es sich auch.

Von großen Schmerzen war Meister Conrad eben überkommen worden. So spät wirkte das Gift. Das hatte Fra Solina wohl bemessen. In unaussprechlicher Angst suchte Cornelia Hilfe bei einem Arzt.

Der nächste und tüchtigste war Agricola.

Darauf hatte es Fra Solina abgesehen.

Kaum war Cornelia zehn Schritte vom Hause entfernt, als Fra Solina und Bölz aus einem Winkel hervorsprangen und sie ergriffen. Der erste Ruf des Entsetzens hätte ihr kaum Hilfe gebracht, wäre Lindenast nicht in der Nähe gewesen. Er riß den Stoßdegen aus der Scheide und fuhr wie der Blitz auf das entmenschte Paar los.

„Elende!“ donnerte er sie an, ohne sie zu erkennen — ihre Gesichter waren geschwärzt — und in Kurzem hatte sich ein furchtbarer Kampf entsponnen.

Cornelia floh, um Hilfe rufend.

Lindenast aber focht unausgesetzt. Der Übermacht aber zu erliegen, war er nahe. Er stürzte, einigemal verwundet, auf die glatten, blutbespritzten Pfade, raffte sich aber wieder auf, doch nur, um neue Angriffe zu erdulden, die er kaum abwehren konnte, da er an der Hand verletzt war.

Sicherem Tode sah er entgegen — als die zwei Reiter einhergesprengt kamen mit gezückten Klingen.

Die hatten in der Ferne schon das Handgemenge wahrgenommen und alsogleich die Sporen eingesetzt. Da sie Zwei über Einem sahen, zweifelten sie nicht, auf welcher Seite das Unrecht sei, und bestärkt durch Lindenast's Hilferuf ließen sie alsbald die funkelnde Wehre durch die Lüfte sausen.

Jetzt gefiel es Fra Solina nimmer, und rasch ergriff er die Flucht.

Auch Bölz wollte Dasselbe thun. Aber ein furchtbarer Streich von des fremden Ritters Schwert fuhr ihm über das Haupt, daß das Blut im Strome herabstürzte. Er wollte umsinken, doch die letzte Kraft raffte er zusammen und stieß den Degen in des Ritters Roß, daß es sich wild bäumte im Schmerz und keuchend zusammenbrach. Während der Soldknecht dem Herrn zu Hilfe kam, gelang es Bölz, das Weite zu suchen, wobei er von Lindenast verfolgt ward.

Schon war ihm Dieser auf den Leib gekommen, als er Cornelia wie leblos auf dem Steinsitze vor Sanct Ägid liegen sah.

„Verfolgt ihn!“ rief Lindenast dem rasch herankommenden Soldknechte zu.

Dieser that auch so.

Aber plötzlich war Bölz, wohl in einem Durchgange, verschwunden, und der Verfolger warf unmuthig sein Roß herum, in die Schildgasse zu seinem Herrn zurückzukehren.

Lindenast war mittlerweile bemüht, Cornelia zu sich zu bringen. Endlich schlug sie die Augen auf.

„Ihr lebt, Ihr lebt!“ rief sie. „Dem Himmel Dank! Doch — mein Vater! Einen Arzt — Conrad muß Gift bekommen haben — um's Himmelswillen, einen Arzt!“

In Sturmeseile war Lindenast über der Straße drüben und riß an der Glocke des nächsten Hauses.

Dort wohnte Agricola.

In kurzer Zeit eilte sie, nachdem sie ihren Dank wohl nur verwirrt ausgesprochen, gegen Meister Conrad's Wohnung. Agricola und Lindenast, der seiner Wunden wenig achtete, folgten in Hast.

Hilfe kam zur rechten Zeit. Eine Viertelstunde länger — und der edle Meister Conrad wäre entseelt vor ihnen gelegen.

Doch so ging es bald zum Bessern, und vor des gelehrten Agricola's Kunst und Sorgfalt ergriff der hereinlugende Tod die Flucht.

Auch Lindenast's Wunden wurde dann sorgsamste Pflege, und wohl fand er in den Blicken Cornelia's und ihrem heißen Händedruck den schönsten Lohn seines Muthes.

Conrad erfuhr von Allem, was geschehen, noch Nichts. Allerdings hatte er das Getobe in der Schildgasse vernommen und war in die tödtlichste Angst darüber gerathen, aber unfähig gewesen, sich auch nur aufzurichten. Nun Cornelia in Sicherheit, überließ er sich beruhigt der Sorge des Arztes. Ein heilsames Gegengift war ihm schon gereicht worden, und bald versank er in einen wohlthätigen Schlaf.

Der wackere Agricola wich nicht von Conrad's Lager. Dem Lindenast, welcher mitwachen wollte, rieth er, aber lange vergeblich, sich selbst auch der Ruhe zu überlassen. Endlich willigte Der ein.

„Aber wo soll er —?“ sagte Cornelia leise. „Hm, — wißt Ihr was, Lindenast —? Wir lassen hier die Thüre an meiner Kammer geöffnet, daß Ihr Conrad sogleich hören könnt. Ich mache Euch aber Euer Lager auf die Erde daherein — anders möcht's ja wohl nicht gehen.“ Es war bald geschehen. „Frieren wird's Euch nicht,“ setzte sie bei, „das Feuer im Ofen geht die ganze Nacht nicht aus, und habt Ihr nicht warm genug unter Euerem Mantel, könnt' ich Euch ja von —“ sie wandte sich rasch nach ihrem Bette. Plötzlich stand sie aber still. „Nein,“ sagte sie, „nein, das geht nicht!“ Sie trat unter die Thüre und warf einen Blick auf Meister Conrad. „Ist mir's doch, als ob er sich geregt habe,“ lispelte sie. Dem war nicht so, sie wußt' es wohl. Nur in der Verlegenheit sah sie hinaus, wo Agricola, die Hand leise am Pulse Conrad's, von den Liebenden abgewendet saß.

Hingerissen vom Zauber nächtlicher Traulichkeit, war Lindenast in der Kammer dem Mädchen seines Herzens einen Schritt näher gekommen und, gleichsam mit beobachten wollend, lehnte er sich mit erhobenem Arm an die Kante des Thürpfostens, auf Conrad über Cornelia hinwegzuschauen, welche, den Zeigefinger auf dem granatrothen Munde, gleichsam Schweigen gebietend, lauschte. Da krachte die Schwelle leise unter Lindenast's Ferse. Besorgt, daß Conrad's Ruhe gestört werde, winkte Cornelia, den Blick neu forschend auf den Vater werfend, Lindenast ab.

Conrad schlummerte ruhig fort.

Leise wendete sich, den Finger noch immer auf dem Munde, Cornelia. Sanft wollte sie die Hand, mit der sie abgeboten und welche Lindenast mit Inbrunst ergriffen hatte, entwinden. Er ließ aber sein errungenes Kleinod nicht fahren. In milder Behauptung seines glücklichen Geschickes drückte er sie heißer und heißer an sein hochschlagendes Herz und zu neuen süßen Küssen an seine Lippen.

„Cornelia!“ lispelte er — kaum hörbar war das Wort — in unsäglicher Wonne.

Halb unschlüssig sandte die holde Maid noch einen sorgsamen Blick auf Agricola und den Vater. Dann, ihn auf den Geliebten lenkend, legte sie dem Glücklichen die Linke auf sein schwarzgelocktes Haupt, dabei sie, sich leicht und in anmuthiger Kühnheit zurückbeugend, auf ihn niedersah.

In dem Augenblick erhob sich Agricola leise. Cornelia riß sich in höchster Bestürzung von Lindenast los und eilte auf den Arzt zu.

„Was gibt es, gelehrter Herr?“ drängte sie. „Ist wieder Gefahr da?“

Agricola lächelte milde. Vom Pulse Conrad's ablassend, sah er Cornelien an. „Da ist keine Gefahr mehr,“ sagte er, Gott hat geholfen, gelobt sei sein Name — und gesund erwacht Euer Vater. Aber —“

„Aber —?“ fiel Cornelia ein.

Agricola deutete auf die Kammer und drohte freundlich mit dem Finger.

„Was meint Ihr?“ lallte Cornelia in leichter Verwirrung.

Agricola legte ihr die Hand auf die Schulter. „Schon recht!“ sagte er tröstend. „Der ist ein edler, junger Mann. Wählt Den, so Ihr nicht schon gewählt habt. Ich wüßte keinen Trefflicheren in ganz Nürnberg.“

„Aber, gelehrter Herr,“ drängte Cornelia, „um des Himmels willen — still, still! Der Vater soll's nicht wissen — was hab' ich gesagt —? Ich wollte sagen, Ihr irrt Euch — ich weiß wohl

nicht recht, was Ihr meint — habt — habt Ihr denn etwa was bemerkt?"

„Ja freilich!" sagte Agricola.

„So!" fuhr Cornelia hold erschrocken auf, „Ihr habt was bemerkt —? Ja, dann kann ich freilich nicht mehr wehren! — Aber Ihr seid fürwahr ein recht großer Mann. Ihr wißt und bemerkt, was — Ihr gar nicht gesehen habt."

„Das ist ja unsere Kunst!" entgegnete Agricola. „Das nennt man die Diagnosis, so man aus den Umständen und Erscheinungen auf den Fall schließt. Aber dießmal hatt' ich der Kunst nicht vonnöthen." Er nahm Cornelia an der Hand und führte sie gegen die Kammer, in welcher Lindenast bestürzt Alles vernommen hatte. Agricola trat ein und ließ Cornelia vor sich auf die Schwelle treten.

„Was soll das, gelehrter Herr?" sagte sie, sich sanft sträubend.

Statt der Antwort nahm er ihre Rechte und deutete mit ihrem Zeigefinger geradeaus gegen Conrad. „Nun —" sagte er, „was jetzt?"

„O heilige Mutter Gottes!" stammelte Cornelia. „Den Spiegel über Conrad's Bett — hab' ich ganz vergessen!"

„Ein Spiegel?" raunte Lindenast, sich vorbeugend.

„Ja, ein Spiegel!" sagte Agricola. „Aber ganz Nürnberg hätte in diesen Spiegel schauen dürfen! Schämt und fürchtet Euch nicht!"

„O allergelehrtester Herr," flehte Cornelia, „ich wollt's keinem Menschen vertrauen, als dem Meister Lindenast *selbst*, daß ich ihn liebe, meinem *eigenen* Herzen und *Gott* im Himmel — aber — 's will nicht verborgen bleiben. Jüngst hat's der Dürer gemerkt und jetzt habt *Ihr's* wieder gesehen — das ist recht schlimm!"

„Ja, das ist freilich schlimm!" sagte Agricola, „das ist erschrecklich schlimm!"

„Aber jetzt wissen es genug Leute," setzte Cornelia, Agricola

süß bittend, hinzu — „nicht wahr, kein Mensch erfährt's von Euch, und dem Vater sagt Ihr's schon gar nicht, gelehrter Herr!"

„Was denkt Ihr, treffliche Jungfrau!" sagte Agricola ernst. „Lohnt nur dem Lindenast mit ewiger Treue seine Liebe. Er hat sie heute wohl um Euch verdient. — Aber jetzt geht der Herr zur Ruhe! Ein Mensch, so drei Wunden hat, im Herzen eine und zwei in Arm und Hand, soll sich wohl pflegen für künftige Zeiten. Auf der Stelle legt Ihr Euch!"

Dann schritt er wieder hinaus. Im Vorübergehen einen väterlichen Blick auf Cornelia werfend, sagte er recht weihevoll: „Fromme, reine Liebe gefällt, wie Gott, so der Welt. Laßt's ja nit anders werden!"

„Nie, in meinem ganzen Leben nicht!" sagte Cornelia mit süßer Heftigkeit.

Agricola saß im nächsten Augenblicke wieder bei Meister Conrad, seines Herzens Schlag leise prüfend und sichtbar des Willens, die Liebenden nicht mehr zu beobachten.

Cornelia aber traute ihm doch nicht. Sie schlich ganz leise hinter ihn, beugte sich ein wenig — und prüfte, ob er Das, was sie thun wollte, im Spiegel an der Wand sehen könne. Es schien ihr nicht möglich. Sie kehrte zurück. Hastig riß sie ihr Kissen vom Bett und warf es auf Lindenast's Lager zu Haupten. „Da!" sagte sie ganz leise. „So legt Euch doch endlich, Meister Lindenast!" herrschte sie ihn dann lauter an, damit es Agricola vernehme.

Lindenast warf sich, so schnell er konnte, darnieder und sagte: „Ich lieg' schon!"

Agricola schien wirklich Nichts bemerkt zu haben.

„Schlaft wohl," lispelte jetzt Cornelia, „recht wohl, träumt — träumt glücklich! Über den Traum hinaus kommt's vielleicht nie mit unserer Liebe! Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" schmeichelte ihr Lindenast zu. „Schlafen werd' ich nicht. Die Wunde brennt. O, die Wunde brennt! Ich wüßte wohl einen guten Balsam, Cornelia!"

„Ihr leidet für mich —" fiel die holde Jungfrau ein. Sie ging einen Schritt auf ihn zu — aber es war ihr im Nu wieder anders gekommen. „Nein, dort der Vater, kaum der Gefahren entronnen —" so ging's ihr durch den Sinn. „Ich will beten für Euch!" ließ sie rasch fallen — und hinaus trat sie —

Sie setzte sich zu Conrad. Der Morgen traf sie an der Seite des Arztes — kein Schlummer war über ihre Augen gekommen.

9.

Was dem Conrad widerfahren, das war auf des Soldknechtes Bericht schon früh Morgens von Mund zu Mund gelaufen.

Niemand wußte, wer der Thäter sei. Wohl riethen Einige oder mehr auf Fra Solina und Bölz, aber beweisen konnte es Keiner, und viel hütete man sich dazumal, Einem was Übles nachzusagen, denn gar hart wurde Der gestraft, welcher die Unwahrheit gesprochen.

Meister Conrad aber stand um die neunte Stunde in Mitte seiner Freunde Dürer, Frey und der Anderen, die Alle in liebevollster Sorge sich um sein Wohl und Weh erkundigten und, von Schrecken ergriffen, aus Cornelien's Mund erfuhren, wie sie gestern Abends Conrad gefunden und was er ihr weiter mitgetheilt. Die Trümmer der Instrumente sah Jedweder liegen, und was in der Nacht vorgegangen, ward auch genau berichtet.

Alle trösteten den edlen Meister, wollten ihn erheitern, versprachen Schutz, Trutz und Leben zu weihen und vor der Welt und des Himmels Richterstuhl zu treten mit ihm, als Zeugen seines trefflich geführten Lebens, seines Edelmuthes, seiner Freundlichkeit gegen den Wälschen. Auch zu aller Strafe erklärten sie sich, wie billig, bereit — an Fra Solina und seinem teuflischen Freunde Bölz. Denn daß Die bei Conrad gewesen seien, sagte er selbst. Daß aber der Überfall von ihnen ausgeübt worden, war außer Zweifel, wenn Einer Alles bedachte.

Conrad drückte ihnen, in tiefes, wehmuthsvolles Nachdenken versunken, die Hände.

„O, seid nicht so tiefsinnig,“ flehte Lindenast, „oder sagt, leidet Ihr noch?“

„Nicht mein Körper leidet,“ entgegnete Conrad. „Des Menschen Kunst und Gottes Hilfe hat mir den Tod erspart. Ich bin Derselbe, wie gestern, ja kräftiger eh’. Meine Seele aber ist krank. Laßt uns nur eine kleine Weile noch harren, bis Agricola kommt. Dann führt Ihr mich zum Burggrafen.“

Er ergriff seine Rundmütze, setzte sie auf und stand regungslos, auf seinen großen Stock gestützt, da.

Erwartungsvolle Ruhe trat ein, nur hie und da von unwillkürlichem Geflüster, wer wohl der fremde Ritter gewesen sei, unterbrochen. Cornelia lehnte an Conrad. Ihr schönes Haupt hatte sie auf seine Schulter gestützt in süßkindlicher Umschlingung.

Da vernahm man Bewegung und lautes Gemurmel in der Schildgasse.

Lindenast eilte an’s Fenster. „Was gibt’s?“ rief er. „Da kommt ein Zug wohlweiser Rathsherren daher — viele Ritter sind dabei und Kunsterfahrene die Menge — voraus der Stadtherold — Zwei mit den langen Trompeten dahinter und Kinder mit Lichtern!“

Die Freunde traten alle an’s Fenster.

„Da kommt Agricola,“ rief Dürer, „mit Einem vom Zug spricht er. Er wird Nachricht geben können, was das bedeutet — schon ist er im Hause.“

Entgegen eilten ihm Dürer und Lindenast und geleiteten ihn herauf.

„Was soll’s da unten mit dem langen Zug?“ kam es von allen Seiten.

„O Tag der Freuden nach der Nacht des Schreckens!“ rief Agricola freudeglühend. „Nie in meinem Leben hab’ ich so viele Wonne erlebt, denn heute! Einmal seh’ ich Euch gesundet, der Ihr vor wenigen Stunden am Rande des Grabes war’t: denn geprüft hab’ ich mit der Chemie Künsten den Rest des Trankes.

Der Rebe herzerfreuendes Gottesgeschenk war verwandelt in teuflischer Bosheit allerärgste und wohlberechnete Mixtur! Also ist der Beweis hergestellt, daß es Euch sollte an's Leben gehen. Aber zwiefache Freude über mich — und Euch zumal, geliebter Meister! Denn wißt, was das Getümmel des frohlockenden Volkes bedeutet. Nichts Anderem gilt es, als Euerem Ruhme! In stolzem Zuge kommt der Edlen und Gelehrten, der Künstler und wohlsinniger Bürger Zahl daher, Euch auf das Rathhaus zu führen, daselbst Euch Kaiser Friedrich Gruß und Gunst entbieten lassen will und Geschenke überreichen zur Nachfeier Eueres Geburtsfestes, als Deutschlands trefflichstem Meister in Euerer Kunst. Viel hat er auch gehört von Euerem Sieg über den Wälschen auf mancherlei Instrumentis und lohnen will er Euch dafür — damit die Menschen nun erfahren, wie hoch er Euch halte!"

In unsägliche Freude brachen die treuen Freunde aus, den Meister umringend und ihm Glück wünschend.

Ihm aber erheiterte sich sein Antlitz nicht.

Sein Haupt tief sinken lassend auf seine beiden Hände, konnt' er unaussprechlichen Seelenschmerzes Gewalt nicht unterdrücken — und wie es ihm das Herz zersprengen möchte in leisem Schluchzen — das konnte wohl Jeder sehen, war darob gar tief gerührt und wollte ihm aufhellen den großen Trübsinn.

Agricola sprach: „Laßt ab, allbis sich selbst und allein ausgeglichen sein Gemüth, das sich von Schrecken und Jammer, Verzweiflung über schnöden Mordversuch und Todesnähe nit so bald hinein finden mag in so wonnige Botschaft und großes Glück. Mich und noch Einen aber laßt hinab eilen, daß wir die Boten der Herrschaft hiesiger Reichsstadt und des Gesandten empfangen, die gekommen sind, den edlen Meister im Triumphe von dannen zu führen. Und kein Anderer soll mitgehen, als Ihr, Lindenast, dessen Name mit Weihe genannt wird vom Volk, da Jeder sehr wohl weiß, wie Ihr Euer Leben eingesetzt zur Rettung der Pflegetochter unseres geliebten Conrad!"

Einen fragenden Blick auf Cornelien sandte Lindenast und,

ihrem süß gebieterischen Winke folgend, verließ er mit Agricola das Zimmer.

Wie wahr Agricola gesprochen, ersah Cornelia in wenigen Augenblicken.

Denn kaum war Lindenast aus dem Haus getreten, so erhob sich freudiges Gemurmel und selbst laut ausgesprochenes Lob des jungen Meisters. Zahllose Händedrücke und Zuwinken mit gelüpftem Hute begrüßten ihn von allen Seiten als einen geliebten, biederen Mann.

Wie himmlisch das Gefühl einer schönen That ist, weiß Jeder, der auch nur eine vollbracht. Guter Menschen lauten Beifall aber zu erfahren, das haben nicht Alle zu erleben; denn im Stillen thut es der Redliche, und selten weiß die Welt was davon. So viel großes Lob ward aber nun dem biedern, treuen Lindenast zu Theil, daß wir uns noch jetzt mitfreuen können für ihn und seine Geliebte, obschon nah' an die vierhundert Jahre darüber verflossen.

In Kurzem langte der Abgesandte des Rathes, ihm zur Seite Agricola und Lindenast, an. Darauf der Erste sprach:

„Anso preise ich mich glücklich, edler Meister, Euch gute Botschaft zu bringen und wahrhaften Gruß von hoch lobesamer, treuer Reichsstadt Vorständen. Viel freut sich Alles, daß Ihr der Gefahr dieser Nacht entronnen, davon der weise Agricola Meldung gethan. Laßt nun fahren jedwedes Trübsal und geht mit mir hinab, daß wir Euch im Triumphe führen auf das Rathhaus, alldort Ihr sollt vernehmen, was gute Kunde Euch verleiht der Kaiser. Aber kaum sollt Ihr mehr erfreut sein über so viel Ehre, denn wir alle Anderen hie zu Nürnberg, die Euch achten und schätzen seit langer Zeit — das auch nit anders werden soll bis an Euer seliges Ende und drüber!“

Meister Conrad stand ernst da, die Hand auf's Herz gelegt. Dann sagte er: „Des Kaisers Wille und der Stadt will mir itzt wohl zu viel Ehre gönnen, da ihrer so Viele mich holen, der ich doch Nichts hab', als meine bescheidene Kunst — und ein ehrlich

Gemüth, wie's Jedweder soll haben und tragen in seiner Brust, der sich einen Deutschen nennt! — Aber meine Cornelia?" setzte er bei.

„Soll freilich nit ferne sein, so ihr Vater geehrt wird," entgegnete des Rathes Gesandter. „Sie mag Euch, begleitet von einem Freunde Eueres Hauses, auf das Rathhaus folgen."

„Soll ich?" fragte Cornelia den Vater.

„Komm' nur mit, mein Kind!" sagte Meister Conrad. „Warum sollst du dich nicht deines Vaters Ehre erfreuen dürfen? Doch wie du bist — kein besseres Gewand nimmst du um. Mich will man ehren, doch nit wir dürfen groß thun mit des Himmels Fügung oder in thörichter Eitelkeit einhergehen und den Zorn böser Seelen anstacheln. Der Lindenast soll dich führen!"

Da durfte der Lindenast mit Cornelien gehen vor aller Menschen Augen!

Der wußte freilich nicht, wie ihm geschah.

„Und nun sind wir bereit," sagte Meister Conrad.

Er schritt hinab an Wohlgemuth's Arm, darauf zur Thüre unten hinaus.

Wahrlich, ihm fehlten die Händedrücke und der warme Zuruf der Menge nicht. Aus allen Fenstern sahen die Bürger und ihre Frauen und viel' Jungfrauen — die jüngeren mit feinen oder üppigen Antlitzen, blond die eine, oder braun die andere, je eine wieder schwarz gelockt — und die älteren mit geschäftigen Lippen, von Fenster nebenbei zu Fenster geläufig schwätzend, viel deutend, die Hände in großer Verwunderung faltend und viel Zufriedenheit mit Conrad's Glück betheuernd.

Auf der Gasse aber setzte sich der Zug in Bewegung.

In Mitte ging Meister Conrad an Wohlgemuth's Arm — hinter ihnen die anderen Freunde, oft hinüber grüßend auf Lindenast und Cornelia, die, freudeglühend, glückselige Blicke auf den alten Vater sandte, oft schier von Thränen die schönen Augen überkommen.

Ei, da ruhten ja wohl überall in den Werkstätten die Hämmer, Feilen und Blasbälge, und die Ahlen und die Scheeren flogen auch

weg bei Sanct Crinspin's Jüngern und der ehrsamen Schneiderzunft, und was sonst noch war. Die Gesellen und die Meister, die Lehrjungen und die Knechte, Alles ließ ab von der Arbeit, rannte und drängte sich vor das Haus und sah mit starker Verwunderung, wie der Meister Conrad einher ziehe, gleich einem rechten Helden oder König, den die Menschen im Gepränge einholen, ihm Huldigung zu thun.

Viel lief Fra Solina's Namen durch die Reihen; unmuthig schwang Einer oder der Andere den Hammer, mit dem er etwan auf die Straße gelaufen, oder ballte die Faust, laut Dem drohend, der es wagen wollte, ferner ein Haar zu kränken an des ehrwürdigen Meister Conrad's Haupte.

Der schritt nun fürder, die Menge hindurch, und war es ein trefflicher Zug, so gen das Rathhaus hinablenkte — ganz voraus der Stadtherold, Zwei hinter drein mit wohlgezierten Trompeten, einen feinen Marsch blasend, so gut sie nur vermochten — denn wohl wußten sie ja, daß Meister Conrad von der schlechten Musica kein Freund sei. Hinter dem Zug aber kam viel Volks im bunten Gedränge. Just traf sich's auch, daß die Glocken von Sanct Sebald hernieder tönten zum gewöhnlichen Kirchengang — und nun fehlte traun Nichts, was die Herzen der Menschen erhob und recht trefflich begeisterte. Es war, als ob der Himmel selbst zu der Feier seine Spende herab schicken wolle aus den klaren Lüften. Die Wenigsten rissen sich da los, fast Jeder wollte ihn hinbegleiten, den alten Meister, zum Rathhaus und wieder zurück — und waren Sanct Sebald's Hallen lange nicht so arm an Andächtigen gewesen, als an dem Tag.

Da man aber in der Ferne das Haus ansichtig wurde, drin Fra Solina wohnte, begann's zu gähren und zu kochen in den Seelen, und fast wildes Getümmel entstand.

Denn so ist's mit des Volkes Meinung, ob es weiß oder nicht weiß. Wer verfluchter That fähig gehalten wird, den will es leicht opfern, wär' er auch der That nicht überwiesen.

Fra Solina lehnte in der Ecke am Fenster. Den Zug erblickend

und Meister Conrad — giftete sich sein Blut und außer sich vor Staunen, daß Der, den er schon todt glaubte, daher komme im Siegesschritt, wußte er erst nicht, was beginnen.

„Hinunter,“ grollte er, „hinunter! Der Dolch soll ihn treffen in Mitte seines Triumphes!“

Er stürzte an die Thüre. Doch Besinnung kehrte wieder.

„Nein — nein, zieh' hin,“ höhnte er, „bald seh' ich Dich doch wieder ziehen, um in der Flamme zu sterben, und kostete es mich all' mein Gold! Zeugen will ich aufbringen noch heute, daß du Zauberei treibst!“ Noch einmal eilte er an's Fenster, bis der Zug vorüber war. Hinab dann die Treppe — und in den Mantel sich hüllend, jagte er fort.

„Wohin, Meister Fra Solina?“ fragte Einer, welcher dem Zuge nacheilte. „Wißt Ihr nicht, was Ehren Euerem Freunde Conrad vom Kaiser begegnen? Kommt doch mit!“

„Viel Freude!“ warf Fra Solina hin. „Doch muß ich zu einem Freunde, der schwer erkrankt ist!“

Fort stürmte er.

Lange sah ihm Jener nach, wandte sich dann und beflügelte seine Schritte, nicht zu spät zur Feier zu kommen.

10.

Im Rathhaussaale waren nun die zur Feier Auserkorenen hinter und neben den obersten Stadtleuten geordnet. Auch manches Ritters hochgeborenes Ehgemahl war in den vorderen Reihen zu sehen. Cornelia aber ward mit feiner Art an einen guten Platz nächst der reichen Patrizier Töchtern geführt und da gerne gesehen. Denn mit ihr war es, wie mit Conrad. Wer sie sah oder kannte, war ihr gut.

Als Conrad an Wohlgemuth's Arm vortrat, nahm ihn der Bürgermeister an der einen Hand, und der Burggraf, so von Cadolzburg herübergekommen war, an der anderen, und führten ihn Beide in die Mitte des Saales, wo nahe an der Wand der

fremde Ritter auf einem kostbaren Teppiche stand — links von ihm sein Soldknecht — und ein städtischer mit einem großen Flammberg neben ihm. Hinter ihnen war der Reichsadler zu sehen. Rechts vom Ritter aber stand ein mit rothem Sammt überworfener Tisch, darauf die Geschenke des Kaisers bereit lagen. Dabei prangten zwei gefüllte, silberne Becher.

Ruhig war's bald ringsum und lauschte Jedweder den Worten entgegen, die da aus des Gesandten Munde zu Tag kommen sollten.

Der fing auch alsbald an und sprach:

„Große Geneigtheit und Gunst vom Kaiser, unserem Herrn, zuvor und gnädigsten Gruß an die geliebte Reichsstadt, an Hoch und Nieder nach Maaß und Gebühr. Hiezu viel Dank und Freud' gelegt wird, daß Jeder sich bemüht hat, der edlen Kunst in aller Art hilfreiche Hand zu bieten, woraus viel Treffliches erwachsen ist bis zu der Stund' und noch viel Gutes entkeimen soll in späteren Zeiten. Was anbei die gottselige Musica betrifft, so habt Ihr, also spricht der Kaiser, viel Glück erworben durch Meister Conrad, um den Euch gar jede Stadt im heiligen, römischen Reich sattsam beneiden muß. Wie groß aber der Kaiser die Kunst achtet, fast höher noch schlägt er an des Meisters und zumal Ritters frommes, deutsches Gemüth, Schlichtheit und all' andere, große Tugend. Darob, spricht der Kaiser, Ihr Euch nit minder freuen sollt und werdet. Habt es auch treulich bewiesen, und empfiehlt er Euch denselben zu weiterer, großer Lieb' und Hochschätzung, damit er recht frohe Tage möcht' erleben, so weit sie der Himmel will gewähren. Daß nun Euer Muth, Meister, fest lustig bleib' im Kampf, wie mit dem Wälschen, so Allen, die künftig daher kommen, send't Euch der Kaiser ein trefflich groß Fäßlein vom feu'rigsten Tokaier. Den sollt Ihr trinken auf des Kaisers Wohl und Gesundheit! Euch aber noch besser zu ehren, send't er Euch, edler Meister, alldieß, und das ist — ein starkes Schwert, von trefflichster Arbeit — der Stahl blank, die Scheide künstlich und reich mit Gold ausgeschlagen und der Griff und Knauf von Silber. Das nehmt, dieweil Ihr ein Ritter seid

und, so Ihr auch nicht habt gekämpft in Schlachten, doch sonst gar gewaltig seid in Tugend und Wort, daß das ganze höllische Heer sich zur Flucht wenden muß. Hier aber send't er Euch sein drittes Geschenk, und zwar für Eueren vielen Sieg und Triumph über Andere in Euerer Kunst, als ist: ein weißsammtener Rock, durch und durch wohl verbrämt mit reichstem Pelz und allüberall stark durchwoben und gestickt mit gut goldenen Bienen und Leiern. Die seien ein Zeichen, daß er erkenne, wie Euer Fleiß nie gerastet hat, und damit Ihr reich wachsen lasset die Wonne und Seligkeit in den Herzen der jetzigen Geschlechter!

„Da aber der Kaiser auch alles Euch Theueren eingedenk sein will, so schickt er auch ein viertes Angebind' in hoher Gnade — für Euer Pflegetöchterlein, als ist — ein stark güldenes Ringelein, mit einem funkelnden Sapphire geschmückt. Das soll die Jungfrau tragen für stiller Tugend Preis und treue Pflege des Ernährers. Um so mehr mögt Ihr aber Beide schätzen des Kaisers Gaben, als er sparsam ist mit Gunst und Huld und nur da lohnt, wo es ganz am Ort ist — so ihn auch gleich dabei Mancher verkennt, ihm viel Übles nachredet und sonst anfeindet!

„Also hab' ich erfüllt meine Pflicht, thu' Euch an das Gewand und gürt' Euch um das Schwert, was Glück und Gesandtschaft ich mir erbeten hab' vom Kaiser, meinem Herrn, damit ich mich freuen mög' des Ruhmes, der hier dem Freund meines Vaters wird, welcher in Gott schlaft. — Ich aber bin Georg, Graf von Schwangau, dem der Himmel so wohl gewollt, daß er ihm gegönnt, Euerer Pflegetochter Leben zu retten mit dieser seiner Hand, und stoße nun an mit Euch auf des Kaisers Wohl und Euerer Beiden neugeboren Glück — Leben — und Frieden auf dieser Welt und in der anderen!“

„Ihr seid der Sohn meines geschiedenen Freundes?“ flüsterte Conrad. „Zwiefachen Dank meinem Kaiser und Herrn!“

Ein donnerndes, dreimaliges Lebehoch der Menge folgte, die Trompeten schmetterten arg darein, und da war ein großes, freudiges Getümmel in dem Saal.

Conrad hielt des Abgesandten Rechte und drückte sie treuherzig. Dann ging Dieser zu Cornelia hin und führte sie, die in holdester Verwirrung sich erhoben, zu Conrad. Der steckte ihr den Ring an den Zeigefinger.

Als aber der erste Jubel beendet war und Cornelia, selbst betäubt, dem Vater mit süßen Worten ihren Glückwunsch brachte, da hatte sich Meister Conrad's Seele verdüstert.

Bald wankte er, von furchtbaren Gedanken durchzuckt, einen Schritt zurück — er zog Cornelia an sich, umschlang sie mit einem Arm und machte ein Zeichen, daß er gesonnen sei, zu sprechen.

Stille ward's ringsum.

Meister Conrad aber sagte: „Mir ward ja wohl weit größere Ehre erwiesen, als ich je geträumt und etwan verdient habe. Doch, was ich erreicht in der Kunst, glaubt der Kaiser auf menschlich redlichem Weg errungen, ohne schlimme Hilfe böser Geister. Wer ist hier, der anders dächte, und mich der Zauberei anklagte? Frei tret' er vor!"

„Was sprecht Ihr?" rief der Burggraf. „Wer wagt es, Euch so furchtbare Schmach anzuthun? Sagt an, und was die Stadt vermag, wird Euch an Schutz zu Theil, denn höllische Bosheit wär's, Euch das nachzusagen, der allerwegen auf Gottes Pfade gewandelt ist!"

Ein bejahendes, zugleich herausforderndes Gemurmel erfolgte von allen Seiten.

„Wohlan denn!" rief Conrad — hoch hatten sich ihm die Wangen gefärbt — „Ihr Oberen der Stadt, Ritter, Bürger und sonstige Männer! Was mir geschehen verflossenen Abend und im Lauf der Nacht, das wißt Ihr. Daß mir Gift gegeben wurde, hat der gelehrte Agricola bestättigt; daß meine Tochter entführt werden sollte, hat Zeugschaft, und von ihrer wundersamen Rettung habt Ihr Bericht. Aber das wißt Ihr nicht, daß mich Jener großer Verbrechen beschuldigt, dem ich's im freundlichen Wettstreite zuvorgethan, doch sonder Neid den Lorbeer gelassen hätt'. Hört mich also an! Der wälsche Meister schlich sich mit Bölz in mein

Haus, hat mir Fluch auf's Haupt geschleudert, so ich Nürnberg nit verließe, und wollte mit satanischen Reden mein Herz vergiften, weil ich ihm rieth, des bösen Völz Umgang zu meiden. Drauf stellt' er mir den Feuerstoß in die Zukunft, denn angeklagt soll ich werden der Zauberei, da es nicht möglich wär', mit so armseliger Musica die Herzen der Menschen zum Preis zu bestimmen. Verkünden wollten sie auch, über was Teufelswerk sie mich betroffen hätten, daß ich zu Schanden würde. Die drei Kreuze hätten sie mir verkehrt auf die Thüre gezeichnet, und so ich nit bald Nürnberg verließe, sollte mich der Dolch treffen unerwarteter Weise, eingraben wollen sie mich heimlich, und alle Welt sollt' glauben, der Zauberer sei bei lebendigem Leib zur Hölle gefahren!"

Unmuthiges Gemurmel und Drohen trat ein, Keiner zweifelte nun mehr, daß der nächtliche Überfall nur von Fra Solina und Völz herrühren könne, und daß sicher sie mehr, als jeder Andere, die böse Kunst üben möchten.

„Daß es so ist, wie ich gesprochen," fuhr Meister Conrad fort, „darob mag Gott mir Zeuge sein. Ob sie selbst diese Kunst treiben, das will ich nit behaupten. Aber daß Fra Solina sich der schwarzen Kunst rühmt, das beschwör' ich — und so die Stadt den Völz in kurzer Zeit nicht als ersten Meister anerkennt, will er's über Nürnberg kommen lassen, daß man von einem Ende der Welt davon spräche bis zum anderen. Deßgleichen will der Völz nichts lieber sehen, als den Satan in leibhaftiger Gestalt."

Neues, großes Gemurmel erfolgte.

Conrad aber fuhr nach einer Weile fort: „Zwei Dinge sind nun sicher. Zu Nürnberg ist meine Heimath zu Ende! In Gottes Hand übergeb' ich noch heut' meine Seel', so ich untergeh' — alsdann mein wahres Ende da ist auf Erden — und zu Nürnberg. Oder ich siege, dann geh' ich aus freiem Antrieb fort von hie. Denn mir ist's, als ob Gott es wollte und meine Seele mich von dannen zög'. Keine Gewalt soll mich hemmen und keine Freundschaft! Was ich aber will, das vernehmt, und so Ihr glaubt, daß Blindheit nicht mit Feigheit gehen müsse, und Gott

den Gerechteren schütze, will ich mich selbst lösen von der furchtbaren Anklage — und Ihr Alle sollt mir helfen, daß der Verleumder gezwungen werde, mir zu Recht zu stehen. Von hier weg geleitet Ihr mich zu Fra Solina, und wo immer er sei, da forder' ich ihn auf zum Zweikampf — auf Gottesgericht! Ich will's wagen. Keiner soll mich hindern, geschehen soll's! Geschworen sei's!"

Staunen und Grauen zugleich lag auf dem Antlitz der Menge ringsum. Schon während er sprach, waren ihm Viele flehend in die Rede gefallen. Todtenstille herrschte aber jetzt ringsum.

Cornelia war in unsäglichem Schrecken auf ihn zugeeilt.

Der Burggraf nahm das Wort.

„Wohlan," sprach Der, „wenn Fra Solina gesteht, daß er Euch der Zauberei beschuldigt habe, oder es wiederholt, dann soll er Gottes Urtheil nicht entrinnen — das soll statthaben vor Nürnberg an der Pegnitz Strand!"

„Nein, nein, dreimal nein!" fiel im heiligen Unmuth Meister Conrad ein. „Gesteht er es, so muß er den Gang mit mir machen — und leugnet er, so entgeht er mir nicht minder, denn wahr hab' ich gesprochen, das schwör' ich wieder. Nicht ungestraft soll er mich der Lüge zeihen. Beim dreieinigen Gotte schwör' ich, ich geh' zum Gottesgericht, wo immer ich ihn treff'!"

„Allmächtiger!" lallte Cornelia und sank nieder.

„Rettet meine Tochter und nehmt sie in Eueren Schutz!" rief Conrad. „Ich kann nicht helfen! Als ob ich einen Racheengel vor mir säh', der mir winkt, so ist mir! Fort, fort, dieß des Kaisers Schwert will ich einweihen im heiligen Kampf für meine Ehre — und Gott wird mich nicht verlassen!"

„Es sei, der Himmel will's!" donnerte es von allen Seiten, im Sturm der Leidenschaft außer Acht lassend des Kaisers Verbot, irgend einen Kampf zu Nürnberg auszufechten.

Conrad drängte sich vorwärts im heiligen Grimm an Dürer's Arm. Nach drängten sich die Ritter, Künstler, die Bürger und Räthe. „Gott will es!" erscholl es rastlos von allen Seiten. „Fluch Fra Solina! Fluch Völz! Wo sind sie — wo ist Fra Solina?"

Da durften sie nicht lange fragen, denn Der, welcher dem Wälschen begegnet war, rief, er sei zu einem schwer erkrankten Freunde geeilt. Damit könnte Bölz gemeint sein, glaubte Jeder.

„Zum Bölz, zur Spitalgasse!“ erscholl es. Hinab und hinaus in wildbewegtem Zuge ging es gen des Böhmen Werkstatt.

Bald war die tobende Schaar dort angekommen.

„Aufgemacht!“ donnerte es von Außen, und da auf dreimaligen Ruf nicht geöffnet ward, brach das Volk, so sich gesammelt, Verwünschungen sendend, die erste Thüre ein, die zweite — und die dritte. Jetzt drängten sich Conrad's Freunde, der Schwangauer, der Burggraf und die anderen Ritter und Stadtoberen vor, denn das Volk war rasend geworden und hätte den Wälschen und Böhmen zerrissen, wär' ihm freier Wille geblieben.

So standen nun die Herren, Conrad an der Spitze, in der weiten Werkstatt.

Den Bölz sahen sie, die Stirne verbunden, in der fernsten Ecke, halb von seinem Lager aufgerichtet und einen Hammer in der Hand, den er in der Eile ergriffen. An ihn klammerte sich sein Söhnlein. Fra Solina aber stand in der Mitte der Werkstatt, die blanke, in Gift getauchte Klinge bereit haltend, sein Leben theuer zu verkaufen.

„Was soll das?“ rief Bölz, versuchend, seinen Hammer zu schwingen. Er vermochte es aber nicht. „Wer wagt es, das Haus eines freien Mannes mit Gewalt zu betreten —?!“

Die Antwort des Volks in wildem Geschrei und Toben vernahm er nicht mehr. Denn, von furchtbarem Schmerz überkommen, sank er ohnmächtig darnieder. Der Hammer polterte zu Boden. Fra Solina eilte auf ihn zu und wiederholte — ihn umschlingend, die furchtbar funkelnden Blicke gegen die Menge gerichtet und mit dem Schwerte drohend — die Worte seines schlimmen Freundes mit wuthgezeichneten Lippen.

„Schlagt ihn todt!“ stürmte es vom Volk herein. „Nieder mit dem Wälschen, der ehrliche Deutsche schmähen will — nieder mit dem böhmischen Teufel!“

Der Burggraf, die Ritter und die Anderen hatten Mühe, die Menge zurückzutreiben, und einige Zeit verstrich, ehe sie den argen Sturm zu bändigen vermochten. So war's dazumal zu Nürnberg, so ist's heute noch dort und aller Orten in den deutschen Landen, wenn's gilt. Denn wahrhaft deutsche Gemüther hassen üble Nachrede; wen sie da wahrhaft achten, den wollen sie schützen mit ihrem Blut oder rächen — und fremde Unbill zu ertragen, waren sie nie geneigt, wenn sie auch oft lange geplagt waren und sich, leider Gott, nicht helfen konnten vor fremder Übermacht beim wechselnden Kriegsglück oder vor allzuviel Herren und Häuptern in den eigenen Gauen.

Als es ruhig war und Fra Solina, das Schwert senkend, der Auskunft entgegen harrte, trat der Burggraf vor und sprach:

„Nicht sollt' es Euch wahrlich befremden, wälscher Meister, daß Ihr hier gar große Zahl Solcher seht, die übel auf Euch zu sprechen sind. Denn Ihr habt es selbst verschuldet. Hier steht Conrad, der Euch im ehrlichen Kampfe der Kunst besiegte. Den habt Ihr besucht auf Diebeswegen und ihm seine Instrumenta zerschlagen. Dem habt Ihr, so behauptet er und beweist der gelehrte Agricola, Gift in den Trank gemischt. Dem habt Ihr die Tochter zu rauben versucht; den habt Ihr mit Flüchen geschreckt und sein Haus mit drei verkehrten Kreuzen gezeichnet; dem habt Ihr beim Tode gedrohet, Nürnberg zu verlassen; den wollt Ihr anschuldigen der Zauberei, weil seine elende Musica sonst nimmer die Herzen der Menschen zu bethören vermöchte, und verkünden, über was Teufels Unfug Ihr ihn betroffen!"

„Lüge, Lüge, das ist elende Lüge!" schrie Fra Solina.

Conrad gerieth in wildeste Aufregung.

„Schweigt!" donnerte der Graf. „Fremdling, Ihr habt hie nicht ferner zu reden und zu rechten. So es Conrad nur mit einem Ja bestätigte, so glaubten wir's, denn nie hat er sein Wort gebrochen, seine Seele stand von jeher zum Wahren. Aber so ruft er selbst Gottes Zeugniß an, und nun gilt Euer Wehren

noch weniger und Euer Leugnen. Ihr seid ihm Genugthuung schuldig — und beim Himmel, Ihr sollt sie ihm nicht versagen!"

„Genugthuung," höhnte der Wälsche, „weil er schwört? Eid gegen Eid zu Euerem Gotte, der die Herzen prüft! Soll er mich erschlagen in der Secunde, wenn ich lüge! Ich habe das Alles nicht gethan. Ich schwör's bei Euerem allmächtigen, dreieinigen Gott!"

Entsetzenvolles Gemurmel stürzte zwischen diese frevelnden Worte.

Fra Solina aber, mit steigender Kühnheit, fuhr fort:

„Ich habe ihn nicht der Zauberei beschuldigt, habe seine Kunst nicht herabgesetzt! Aber ich beschuldige ihn jetzt der Zauberei! Denn unmöglich ist es für einen Blinden, das Wunderbare zu leisten, so Treffliches zu setzen und Anderen einzulernen, wie er gethan, ohne böse Kräfte zu kennen! Wer wagt, das besser zu wissen, so ich der größte Meister bin und wohl weiß, was Einer mag leisten bei sehenden Augen, vielweniger bei erblindeten? Hier vor dem Volk und Rittern, den Herren des Gerichtes, den Stadtleuten und den Künstlern beschwöre ich es, daß ich nicht anders denken kann — dabei ich Schlimmeres nicht thu', als er gethan, da er meinen Freund Völz der Zauberei beschuldigte!"

Ein furchtbarer Sturm erfolgte und bis weit hinaus in die Flur tobte das Volk: „Der treibt's auch mit dem Bösen!"

„Der treibt's mit dem Bösen —?" rief Fra Solina noch frecher. „Ihr Tölpel, möcht' ich mich fast Euerer Narrheit schämen! Geht her und seht, was da zu finden ist! Seht Ihr die Schnitzwerke, seht Ihr die Bilder, seht Ihr die Arbeit aus Stein und Erz? Das hat er geschaffen in fünf Jahren, die er einsam hier zubrachte in Sorgen und rastlosem Fleiß, auf daß die Meister Nürnbergs mit einem Schlage ihm den Vorrang lassen sollten! Er ist ein Ehrenmann, und ehe möchte er sein Leben opfern, denn einem Menschen Unrecht zufügen!"

„Und woher hat er die Wunde an der Stirne?“ donnerte der Burggraf. „Nicht vom Überfall dieser Nacht? — Sprecht, kecker Abenteurer!“

Fra Solina's Blicke wandten sich auf Völz. Er erbleichte.

„Ha, lügt Ihr nicht?“ fuhr der Graf mit gewaltiger Stimme fort. „Wollt Ihr noch leugnen, da die blutige Spur sein und Euer Verbrechen weist?“

„Lüge, Lüge!“ fiel Fra Solina ein. „Ihr seid Verräther, Undankbare, Verleumder seid Ihr! Denn wißt: er war es, der Euerer Pflegetochter das Leben zu retten versuchte, und ich zugleich, im Augenblicke, da drei Elende ihr Gewalt anthun wollten! Und die Drei waren Der dort, den Ihr den schönen Lindenast nennt, und zu Roß zwei Reiter! Ha, freuen mich doch die Streiche, die ich dem schönen Meister versetzte — viel Schade, daß es dem Frevler nicht das Leben gekostet!“

Er konnte die Worte kaum aussprechen, denn ein gräßliches Geschrei der Wuth über diese augenscheinliche Lüge brach los, und kaum vermochten die Ritter und Herren wieder, das neu eindringende Volk zu stillen — gar gut war das neuerdings aufgelegt, den Wälschen in Stücke zu zerreißen.

Nun aber schritt der Burggraf und Georg von der Schwanenburg gegen Fra Solina. Hoch hoben sie die Schwerter in der Linken und in der Rechten den Handschuh.

Erwartungsvolle Stille trat ein.

Der Burggraf aber sprach:

„So habt Ihr gelogen in Euer Herz, gelogen in Euere Seele, gelogen in Euer ewiges Leben, so wohl nichts Anderes sein wird, als ewige Verdammniß! Also, Herr Ritter aus Wälschland, stehen wir, so wie wir hier sind, Euch Alle zur Rede zu jeder Stunde, und in Aller Namen werfen wir Euch den Handschuh hin zum Kampfe, bis Einer fleht um sein Leben!“

Er that, wie er gesprochen, und der Schwangauer deßgleichen.

Jener aber fuhr fort:

„So hab' ich Euch gefordert zum Kampfe mit Jedwedem von

uns, denn wir Alle glauben nur Conrad's Worten. Er selbst aber fordert Euch für sich zum Zweikampf. Also werfen wir Euch in seinem Namen hier den Handschuh zum zweiten Mal hin, wie er selbst zum dritten Mal thut!"

Beide hoben die Handschuhe auf und schleuderten sie zum zweiten Mal hin.

Meister Conrad aber trat an Lindenast's Arm vor und that deßgleichen.

Arges Gelächter ließ Fra Solina erschallen.

„Ich mich mit diesem Greise schlagen?" spottete er. „Ich, dessen jugendfrischer Arm eh' Bäume bräche, eh' Felsen schleuderte? Ich, dessen Auge den Geier in der Luft sieht, so jedes Auge kein Pünktlein mehr erschaut? Ha, eher denn Dieß würf' ich weg mein Schwert und spielte Fangens mit ihm, wie die jungen Bälge mit den Müttern in den Kinderstuben! Ich verachte ihn und Euch! Ihr seid Deutsche und auf der deutschen Seite, hart wollt Ihr den Fremden zusetzen und sie verderben, und wißt es nicht einmal anzufassen! Nein, nein, dreimal nein! Mit Euch will ich fechten, mit Euch Allen zugleich" — er hob zwei Handschuhe auf — „und bald sollt Ihr sehen, ob ich länger lebe oder Ihr — aber mit Diesem da nimmer!"

Meister Conrad trat einen Schritt näher.

„Mit Diesen sollt Ihr nicht fechten," rief er, — und gleich den gewaltigen Helden der Sagenzeit richtete er sich auf in wahrer Hoheit, „gerade mit mir sollt Ihr's! Ich schein' Euch zu sehr im Vortheil?! — Wohlan denn — Ihr sollt wohl Nichts voraus haben! Nicht des Schwertes Kunst, sondern Gott selbst soll ja die Streiche führen. Ich bin blind. So seid denn Ihr blind, wie ich! Mit bedecktem Antlitz mögt Ihr fechten — blind gegen blind. Laßt sehen, wer siegt. Kein weltlicher Zweikampf soll es sein — — ein Gottesgericht!"

Großes Getümmel der Menge folgte auf diese Rede.

„Er muß kämpfen!" scholl es und brauste es von allen Seiten. Was Schwerter führte, hob sie in die Luft,

und drohende Mahnung, den Handschuh Conrad's zu nehmen, folgte nach.

Fra Solina stand in wuthvoller Zerknirschung da.

Solches hatte er nicht erwartet.

Die eiserne Nothwendigkeit war mit furchtbarem Ernst an ihn getreten, und einen Augenblick dachte er an die Möglichkeit, daß Gott sich des Redlichen annehmen könne. Da erinnerte er sich rasch seines gegifteten Schwerts und zumal seines Dolchs. Er gedachte, es zum Ringen zu führen und Meister Conrad im günstigen Augenblick einen Stoß zu versetzen, daß er unrettbar des Todes erbleiche.

„So sei es denn!" rief er. „Ich nehm' ihn auf, den Handschuh, verbindet mir die Augen, und so er in Kurzem dahinfällt, so schleppt ihn fort, ehe ich meiner Augen wieder Herr werde, daß ich ihn nicht mehr sehe, den Thoren, der seinen Tod findet durch Menschenhand, statt daß Gott ihn rettet."

„Allmächtiger!" flehte Conrad, mit Grauen die Hände zusammenschlagend. „Keine Wunder brauchst du, denn die Schöpfung ist ihrer voll. Aber hier zeig' deinen Willen und gib mir den Sieg, denn mehr ist's dein Ruhm, denn meine Ehre, darum es sich hier handelt, weil er vermeint, du wärst nicht der Herr aller Gedanken und wüßtest nicht das Geheimste!"

Er kniete nieder und betete, während der Schwangauer und der Burggraf hintraten, des Wälschen Augen mit einer Schärpe dicht und fest zu bedecken.

„Haltet!" rief Fra Solina, seine Blicke auf Völz wendend, und eilte auf ihn zu, der, aus seiner Ohnmacht erwachend, mit unsäglicher Mühe sich ein wenig aufrichtete.

„Was geht hier vor?" quälte Völz von den Lippen. „Seid Ihr noch hier, Ihr Schurken?"

„Kampf gibt es," rief Solina, „Kampf — und für Euch nicht minder, denn mich! Einen Gotteskampf!"

„Einen Gotteskampf?" höhnte Völz, ein lautes Gelächter aufschlagen wollend, das er aber nicht zu Ende brachte. Denn,

von neuen Schmerzen überkommen, fuhr er mit beiden Händen zum Kopf und sank unter Stöhnen wieder zurück.

„Jetzt gilt es!“ rief Solina. „Kommt her, Ihr deutschen Herren, in viel Stücken so blind, wie Euer gepriesener Meister. Laßt uns nit länger harren — blendet mich!“

Alsbald ward das Volk noch weiter zurückgedrängt. Die Binde bedeckte Solina's Augen — die Ritter und Herren zogen sich zum Eingang an die hohe Thorthüre — und die beiden Kämpfer standen sich gegenüber.

In diesem Augenblicke erklang der flehende Ruf einer weiblichen Stimme.

Es war die Cornelia's.

Aus ihrer Betäubung erwacht, war sie nachgeeilt und versuchte, durch das Volk zu dringen. Aber vergeblich war ihr angstvolles Rufen uud ihre Bemühung. Und das Unabwendbare konnte sie auch sonst nicht hemmen.

Wohl erkannte Conrad ihre Stimme und rief: „Hier gilt Gott und keines Menschen Flehen — helft meiner unschuldigen Tochter, so ich falle — Gott sei mir gnädig und Maria — ich schlag' los!“

Da fiel rasch das Zeichen durch den Burggrafen — und die beiden Kämpfer stürzten gegen einander.

Da war's, als ob Meister Conrad sehend wäre und eines Cherubs Hand die seine lenke, mittlerweile Fra Solina nur leere Hiebe in die Luft führte und, wenn er je traf, nur an die Klinge des Deutschen streifte.

Ergrimmt drang Conrad im Riesenschwunge seines Schwertes vorwärts, dabei der Wälsche, sein Andringen wohl verspürend, bald an mehren Orten verwundet war. Unvermögend, dem wunderbaren Angriffe zu widerstehen, sprang Fra Solina hinweg — vermeinend, den Gegner von einer anderen Seite zu erreichen. Conrad, aufglühend wie in frischester Jugendkraft und begreifend die Größe des Augenblickes, der seinen Ritterberuf auf alle Zeiten feststellen sollte, folgte ihm nach dem Eindrucke des Geräusches. Dem

Anderen blieb das nicht unbekannt, und er suchte Conrad durch bloße Vertheidigung und beständige Flucht zu ermüden. Aber die Kraft Conrad's nahm nicht ab.

„Ha, Euere List erkenne ich!" rief er drohend. „Doch sie soll Euch Nichts helfen!"

Mit Kreishieben nach allen Seiten, würdig des auserlesensten Streiters, verfolgte er ihn. Verzweiflung packte den Wälschen, denn Wunde traf neben Wunde. Er versuchte, wuthschnaubend, seine List zum anderen Male. Mit leisen Schritten entfernte er sich, so daß Jener getäuscht wurde und ihn eine Zeit lang verlor.

Nun begann, wie's Jeder nahm, Gottes Urtheil.

Während Conrad in allen Winkeln Fra Solina mit unablässigen Streichen suchte, schlug er, was da umher stand, zu Boden, und hinkollerten, polterten und zerkrachten die Werke, eins um's andere, dran der böse Bölz fünf Jahre geschaffen, und an die in der furchtbaren Stunde kein Einziger dachte.

Laut auf heulte der junge Bölz, aber freudiger Aufruhr brach dafür vom Volke herein, sobald ein Werk niedergeschmettert ward, und Keiner zweifelte mehr an Conrad's Siege.

Der war auch seinem Gegner bald wieder zu Leibe gekommen, und Nichts vermochte jetzt mehr, diesen zu retten. Zurückgetrieben unter großem Hohn der Menge in eine Ecke, vertheidigte sich Fra Solina nur mehr schwach. Er fühlte, daß er sich an einem großen Bildwerke befinde, und suchte in Verzweiflung, sich hinter dasselbe zu retten. Ein gewaltiger Streich Conrad's schmetterte nun erst das Kunstwerk zusammen, ein zweiter aber jagte die Klinge in Fra Solina's Haupt, daß er brüllend vor Schmerz zusammenstürzte. In ungeheuerer Wuth sammelte er die letzten Kräfte und schleuderte sein Schwert gerade aus, um Conrad zu durchbohren — aber es flog vorüber und fiel machtlos zu Boden.

„Gott hat gerichtet!" donnerte es in stürmischem Jubelgeschrei, während die Menge hereinstürzte, so daß es den bösen Bölz aus seiner Betäubung aufrüttelte.

Als Der nach einer Weile, gestützt auf beide Hände, sich mühsam ein wenig aufraffte und die starren Blicke prüfend entlang zwängte — sah er Conrad auf seinen Knieen, die Arme gegen Himmel gehoben — und Alle, die hereingedrungen, ringsum gleichfalls auf ihren Knieen in tiefster Andacht.

„Was soll das?“ keuchte er. „Was ist geschehen —?!“

Mit allem Kraftaufwand quälte er sich vom Lager herab, es mit beiden Händen festhaltend. „Fluch, Fluch Euch Allen,“ stöhnte er, „Fluch! — Fra Solina — was ist's mit Fra Solina?!“

Zurück wichen, in Scheue vor ihm und statt der Antwort Die, welche vor dem wälschen Meister standen.

Bölz sah den Freund in seinem Blut — und sein eigenes, bestes Meisterwerk in Trümmern neben ihm.

Schwankend in nahender Ohnmacht, in größter Verzweiflung ließ er ab vom Lager. Sein Söhnlein stützte ihn, aber er schob es ergrimmt zurück. In die Haare fuhr er mit beiden Händen — laut auf heulte er, die Blicke auf den Gegenstand seines Schreckens geheftet. „Die Hölle über Euch — die Hölle!“ schrie er. Es schwindelte ihm. Zusammen stürzte er. „Fluch,“ lallte er, „Fluch!“ Schaum war ihm vor die Lippen getreten — wie todt lag er da.

Die Reihen aber lichteten sich — und Conrad entgegen eilte Cornelia.

„Mein Vater,“ schluchzte sie, sich hinwerfend und ihn umschlingend, „o mein Vater! Bist du gerettet? Bist du unverletzt —?“

„Gott hat gerichtet,“ sagte Conrad leise, in heißem Danke die blinden Augen empor richtend und das blutige Schwert gegen Himmel hebend. „Ich hab' gesiegt durch G o t t e s Hilfe, nicht meine Kraft. Ich lebe und bin unverletzt!“ Das Schwert entsank ihm, und beide Hände legte er auf das Haupt der geliebten Pflegetochter, sein eigenes darauf senkend. „Gerächt bist auch du!“ lispelte er — —

11.

„Also Nichts auf dieser Welt kann ihn aufhalten — unser letztes Mittel, ihn durch die Entdeckung unserer Liebe zu fesseln, verschmäht Ihr — Ihr geht mit ihm, o meine Cornelia?!“

Das war vier Wochen später. Lindenast hatte die Zeit ersehen, Cornelien allein zu treffen.

Mit kummerbleichem Antlitz stand er vor der Maid seines Herzens und wehmuthsvoll sprach er diese Worte.

Cornelia verneinte mit stummer Geberde. „Ich darf ihn nicht zurückhalten,“ sagte sie dann — „er sagt, etwas Unbegreifliches zieh' ihn fort von hier.“

„O, wie grausam seid Ihr!“ sprach Lindenast. „Bleibt, bleibt! Ist mir doch das Leben ohne Euch Nichts!“

„Und ist es denn mir Etwas werth ohne Euch?“ entgegnete sie, ihm die Hand bietend — Thränen standen in ihren Augen — „Es kann nicht sein!“ Sie sank an den Erker, das Gesicht bedeckend.

„Ihr weint?“ rief Lindenast, ihr zu Füßen sinkend. „O meine Cornelia, Ihr liebt mich — und glaubt, mich verlassen zu können? O, daß Ihr's nicht bereut! Zu viel bürdet Ihr Euch auf! Und ich werd' es auch nicht ertragen!“

Cornelia stand auf. Sie nahm das Crucifix von der Wand, das sie dem Conrad geschenkt hatten. „Und was hat Der ertragen?“ sprach sie ernst. In ihrem schönen Auge strahlte das Licht frommer, hoher Begeisterung. Dann stand sie vor Lindenast, gleich einem Engel, im Ausdrucke großer Liebe und großen Vorwurfes zugleich.

Der junge Meister heftete seine Blicke auf das Kreuz. Er nahm es aus ihrer Hand und drückte es an die Lippen. Drauf sich erhebend, sprach er: „Wohlan, es sei! Er hat mehr gelitten — und größere Kümmerniß erduldet. Bei Dem, zu dessen Erinnerung dieß Bild geschaffen ist, verspreche ich, Euch von

hinnen ziehen zu lassen ohne fernere Klage — und dennoch an Euerer Liebe nicht zu zweifeln. Mein Herz will ich Euch bewahren, solltet Ihr auch nie mein werden können im Sinne der Menschen. Aber zerreißt auch Ihr nie das geistige Band, das wir geknüpft — damit sich drüben doch unsere Seelen treffen, wo sie Nichts mehr trennen wird!" Die Arme gedehnt, hatte er die letzten Worte gesprochen. „Ist es so recht, meine geliebte Cornelia?" lispelte er mit bewegter Stimme.

„O Freund meiner Seele!" rief die Jungfrau. Unwiderstehlich zog es sie zu der frommen Worte Spender. Ihre Arme in hoher Rührung erhebend, trat sie ihm näher. „O mein Geliebter!" lallte sie. Schluchzend sank sie an seine Brust.

Lippe glühte an Lippe.

Das war ein süßer, frommer Kuß. Den durfte Gott im Himmel sehen.

12.

Wohl war's wenige Tage drauf, als ob Jedwedem, der zu Conrad's Freunden zählte, des Lebens Freuden alle verdorben seien. Auch viel Menge Anderer konnte sich nicht zurecht finden, daß der geliebte Meister Conrad von Nürnberg geschieden sei. Wollt' es auch Mancher nicht glauben und meinte, er müsse von selbst wieder zurückkehren.

Aber dem war doch nicht so. Er war fort, um nimmer wieder zurückzukommen, und that mit Cornelia auf der Heerstraße seine friedliche Reise dahin, fest entschlossen, da zu bleiben, wo es ihm zuerst sein Herz feßle. Anders doch vermeinte er nicht, als es müsse ihm erst zu München wohl zu Muthe werden, denn in diese Stadt zog's ihn recht selig gewaltsam — — — —

Zu Nürnberg aber vermochte an demselben Tage der böse Bölz zum ersten Mal die Werkstatt zu verlassen, drin er sich selbst mit mancherlei Pflaster und vielen Salben zu heilen vermeinte, dafür ihm zeitweise wilder Schmerz im Gehirn tobte, und seine Sinne oft wie von Wahnsinn verwirrt wurden. Niemand, sein

Söhnlein ausgenommen, hatte er die ganze Zeit über gesehen. Am Wenigsten Fra Solina, der, von eines fahrenden Quacksalbers Kunst geflickt, um dieselbe Zeit noch nicht wieder erstanden war. Zu Dem trieb es ihn aber jetzt nimmer. Ein grimmiger Haß gegen ihn war vielmehr in Völz entbrannt. Denn schlimm hatten sich die drei Kreuze auf Conrad's Thüre und des Wälschen sonstige List bewährt. Dazu war vieler Jahre Müh' und Arbeit zerstört. Furchtbare Vorsätze hatte er in seiner Seele aufgefaßt, und nichts Geringerem galt es, als Conrad — nicht minder aber Fra Solina zu vernichten.

Eben ergriff er seinen großen Ahornstock und wollte zur Thür' hinaus, die ihm Wenzel, sein Sohn, öffnete, als ihm der alte Dürer, Lindenast, Wohlgemuth, Kraft, Frey und der Schön entgegen traten.

„Was wollt Ihr?" grinste Völz sie an. „Euch erkundigen, ob ich schon gespeist bin von den elenden Schmarotzern an des Leibes wohl gedeckter Tafel? Nein, Ihr Herren, ich bin wohlauf und guten Muths, Ihr habt Euch zu früh gefreut. Hier steht der Völz, stark wie ehevor! Thut ab die gewaltige Wonne, denn der Streit hat noch kein Ende, und Euch zum Trotze leb' ich — und stürb' nur, wüßt' ich, daß ich Euch damit grämen könnt'! Dem ist aber nicht so, wie viel ich weiß. Oder hättet Ihr mich gerne von Nürnberg fort —? Geduld, Geduld, Ihr Herren! Seht Ihr die Scherben und Stücke? Haha! seht Ihr? Glaubt Ihr, das bleibt so? O, sorgt nicht, ich hab' Muth und Geduld, und eh' Ihr Euch ganz versenkt in Eueres Ruhmes große Pracht, hab' ich wieder eine Werkstatt voll, die mir kein Wälscher soll zerschlagen — und kein deutscher Schelm!"

Mit Gewalt wollte er die Thüre zudrücken, aber die Meister traten dennoch ein

„Was die Hölle —" geiferte Völz, „was soll das? Soll ich Euch die Köpfe zerklopfen —?"

„Ist nit vonnöthen!" sagte Dürer. „Hört ruhig und urtheilt dann. Vielleicht werdet Ihr gehäbiger. Meister Conrad hat Euch

im Gotteskampf sonder Willen Euere Arbeit vernichtet. Traun, es war Fügung des Himmels, wie auch, daß der Wälsche erlag. Doch weiß Conrad, wie viel Leids geschieht einem Manne, dem das Beste vernichtet wird, was er braucht zur Kunst — habt Ihr ihm ja selbst seine theueren Instrumenta zerschlagen — um so viel mehr, was damit geschaffen ward. Also ist er heute nit fortgezogen von Nürnberg, ohne Euch nach seinen Kräften Ersatz zu geben. Denn nicht Euere irdischen Werke feindete er an. Hier ist aus des Meisters Auftrag' die Hälfte seiner ganzen Habe — zweihundert Goldgulden. Die nehmt und denkt gut von Dem, der wahrlich nichts Böses verdient, und dem wir Alle sehnsüchtig nachschauen, nun er dahin zieht, um nie wieder zu kommen."

„Das könnt' ja wohl ein böses Herz bekehren," sagte Völz milder. „Und wohin wandte sich der großmüthige Mann, Ihr Herren?" setzte er bei.

„Gen München," versetzte Dürer, ihm das Gold gebend.

„Deß wird sich Herzog Albertus freuen," rief Völz, „denn er ist ein großer Musikus, so auch sein Ehegesponse nit tanzt, wie er pfeift. So, also ist er fort, der Geiger mit dem Heiligenschein, der Orgler, daß sich die Engelein die Ohren verhalten? Hahaha! Und mit Gold," fuhr er auf, „mit Gold will er mir meiner Seele Jammer abkaufen? Ich verachte sein Gold! Macht, daß Ihr Euerer Wege geht, oder ich zerschmettere Euch Euere Schädel, Ihr verfeimtes, Ihr heuchlerisch, Ihr augenverdrehend Schelmenpack!" Dabei schleuderte er das Gold durch die Thüre.

„Für das Gold wird sich ein Herr finden," sprach Dürer ruhig. „Die Armen sollen für Euch beten."

„Das sollen Sie bleiben lassen!" schrie Völz. „Macht, daß Ihr mein Haus verlaßt, oder sie sollen für *Euere* armen Seelen beten!" Er eilte mit großen Schritten auf seinen Riesenhammer zu.

Furchtlos standen die Meister da und sprachen dann Alle, wie aus einem Munde: „Gott sei Euch gnädig und seine Heiligen!" Drauf verließen sie die Werkstatt.

„Wollt Ihr mich höhnen?" donnerte ihnen Völz zu. „Oder

glaubt Ihr, ich fürchte Euch? Ganz Nürnberg fürcht' ich nicht! Und wollt Ihr sehen, wie ich den Conrad achte, könnt Ihr mich sehen auf der Burg beim Mittagläuten, Ihr verdammten Kopfhänger und blassen Nazarener!" Sein Hammer sauste in hohem Schwung durch die Luft. An der Schwelle fiel er nieder.

Im nächsten Augenblick jagte die Thür' in's Schloß.

Die Meister hoben gemach das Gold von der Straße auf. Ihrer Wege gingen sie zum vielbelobten Schreier, Sanct Sebald's Kirchenmeister. Dem lagen die Armen am Herzen. Der wußte bald, wohin mit den Goldgulden.

Als von Sanct Sebald die Mittagsstunde herniedertönte, erinnerte sich Bölz, obschon wieder von der Sinne arger Verwirrung ergriffen, seines Wortes. Er rannte fort, die Haare zerrauft, und keuchte hinauf den Paniersberg zur Veste.

Wild bewegt war die Luft geworden, daß die Bäume sich bogen und ächzten, und die Wetterhähne durch Mark und Bein knarrten.

Auf die Mauer stieg Bölz, ein schallendes Gelächter schlug er auf und schrie in seinem Irrsinn: „Fahrt hin, Meister Conrad, gen München, der Sturm trag' Euch nach meinem Wunsch! Wohl geh' es Euch, als wär' der Satan mit auf Euerer Fahrt! Grämt Euch nit zu sehr um mich, die Berge bleiben von einander, aber die Menschen rücken zusammen. Gut's Muth's, Meister Conrad — der Bölz kommt schon nach!"

Ein teuflisches Gelächter ließ er auf's Neue erfolgen, daß er sich bog.

Da erfaßte ihn des Wahnsinns wildeste Gewalt. Wie Feuer fuhr es ihm durch das Gehirn. Ein gräßlicher Schwindel packte ihn. „Ist die Hölle hinter mir?" schrie er — er wollte sich halten, aber der Sturm, furchtbar anfbrausend, schüttelte ihn mit Riesengewalt. Er schlug über — und hinunter in den Abgrund, laut heulend, stürzte er. Zerschmettert lag er da.

Bald drängte sich's hinauf zur Burg. Mit starrem Blicke sahen hinab die Menschen auf ihn. Sein Maaß war voll geworden.

Der ward sonder Sang und Klang begraben.

Wo sie ihn zu Grabe legten, ward Keinem wohl zu Muth. Die da vorübergingen, bekreuzten sich — die Weiber und die Männer — bis in späte Zeiten — —

13.

Zu München, unfern dem schönen Thurme, den sie vernichtet haben, sie haben wohl kaum gewußt, warum — unfern davon, gerade wo es bei den Augustinern einbiegt in's enge Gäßlein, stand dazumal ein treffliches Erkerhaus. Da war eine gute Herberge, und wer von wohlhabenderen Leuten, reisend oder sonst aus der Nähe, fürbaß kam, der trat nicht leicht in ein anderes Haus, sofern ihn nicht eines Bürgers Gastfreundschaft frei aufnahm und verpflegte.

Dazumal schrieb sich Keiner in ein dickes Buch, daraus man alsbald auf das Sicherste erfahren möchte, es sei wieder Einer mehr auf der Welt und in lobsamer Stadt. Also erfuhr es auch nicht sogleich Jeder, wer der alte Mann sei, der vor etlichen Stunden mit seiner schönen Tochter eingetroffen. Wär' es aber bekannt gewesen, so hätten sie ihn nicht die kürzeste Zeit in der Herberge gelassen, das dürft Ihr mir glauben, sondern ihn mit Freud' und großen Ehren von hinnen geführt in der reichsten Angesessenen Häuser. Denn das war zu allen Zeiten ein trefflicher Zug an den Münchnern, daß sie Gastfreundschaft übten, und um einen solchen Mann schon gar hätten sich die Geringen gerauft und die Anderen auch, weil sie ehrenfeste Menschen insonderheit liebten, und nebenbei die Musica zu tiefst in ihren Herzen Wurzeln geschlagen hat. Was Großes mit Conrad zu Nürnberg vorgefallen, das war zu München in jedes Kindes Mund. Also hätt' es da keine Noth gehabt. So aber war sein Hiersein ein Geheimniß, und fanden sich auch so viele Ritter und Herren in der Herberge, daß sonst nicht viel umgefragt wurde. Selbst der Wirth nahm sich keine Zeit dazu, denn der lag bis über die Ohren im Bett und seufzte mitunter viel, weil ihn das geliebte Zipperlein wieder heimgesucht hatte, darin er es

dem Herzog Albertus wacker gleich that, anders er ihn nicht gar an Wehthum übertraf.

Um die eilfte Stunde traten Conrad und Cornelia, es war eben ein sonniger Wintertag, aus der Herberge und gingen des Weges zur Kirche Unserer Lieben Frau, die dazumal gar bescheiden auf der Höhe stand — ringsherum ein Friedhof. Darin lagen nächst der Kirche manch' starker Kriegsmann, viel wohlweise Stadtverordnete, auch wohl hocherfahrne Räthe eines oder des anderen Herzogs. An Bischöfen hatt' es da auch keinen Mangel, und von einst angesehenen Bürgern, ihren Frauen, wie Kindern ruhten dort deßgleichen im äußern Ring die irdischen Überreste in guter Zahl.

Conrad und Cornelia waren langsam den schönen Thurm hindurch geschritten, von dem die Letztere dem Meister erzählte, was Alles darauf gemalt sei.

Da mocht' es aber wohl Noth thun, um den Weg zu fragen.

Also wandte sich Cornelia schüchtern an einen wohlgekleideten Mann. Der gab sogleich gute Auskunft und wie sie nur durch das Gäßlein zur Linken gehen dürften, dann läge der Jungfrau Kirche vor Augen.

„Viel Dank, Herr!" sagte Conrad. „Müßt wohl verzeihen, denn ich find' mich gar nit zu Paß, da ich stockblind bin, und meine Tochter Cornelia ist auch fremd hie in lobesamer Stadt, dieweil sie erst mit mir von Nürnberg angekommen ist und gerade den Fuß aus der Herberge setzt."

„Von Nürnberg?" entgegnete Jener. „Das ist weit, da habt Ihr viel Frost gelitten. Mich freut's, daß Ihr wohlbehalten angekommen seid und ich der Erste bin, der Euch einen kleinen Dienst erweisen kann. Gott befohlen!"

Sie schieden.

„Du, Cornelia," sagte Conrad, „das war ein feiner Herr. Sagen sie immer, die Münchner seien derb. Wenn die Anderen sind, wie Der, so ist's rein gelogen. Wird eben so sein. Wie

Einer schreit in Wald, also kommt's zurück alsbald — und nehmen sich dann kein Blatt vor's Maul."

Cornelia ging, in tiefe Gedanken an ihren Freund versunken, neben ihm.

„Will's auch nicht anders haben," fuhr Conrad fort. „Zu was gut das viele Umschneiden? Wenn Einer nichts Unrecht's denkt, kann er's auch sagen. Meinst nicht, Cornelia? Sag' doch — ei, an was denkst du denn? Ich kenn' dich gar nimmer. Liegt dir denn Nürnberg gar so im Sinn? Seitdem wir fort sind, hast du nicht einmal gelacht, und wenn ich dich was frage, meinst alle Zeit, ich sei dir die Antwort schuldig."

„Nicht doch, nicht doch!" warf Cornelia hin. „Wir sind nah' bei der Kirche, wißt Ihr wohl, Vater?"

„Ganz recht," entgegnete Conrad, „aber du bist sicher anders, als zu Nürnberg. Freilich, nichts als fremde Gesichter ringsum! Wird sich schon noch geben, Kind. Schau' mich an, ich bin schon bei Muth. Meiner Seel', ich weiß nit, was es ist, aber seit ich in dem München bin, ist mir, als ob ich nirgends anders sein sollte, denn hier."

Sie traten durch das Friedhofthor.

Der aber, welchen Cornelia um Auskunft gebeten hatte, war langsam und immer langsamer gegangen. Unter'm schönen Thurm blieb er gar nachdenkend stehen. „Nürnberg —? Wenn etwa —?!" Er eilte durch den Bogen in die Herberge. An der Thüre begegnete er Einem, der rasch heraus kam.

„Halt! Was eilt Ihr so, Penzenau?" fragte der Letztere.

„Ihr seid es, Genz?" gab der Wegweiser Conrad's zurück. „Just sah ich einen blinden, ehrwürdigen Mann mit seiner schönen Tochter gehen, der sagte, er sei von Nürnberg gekommen. Schwören möcht' ich, es sei Meister Conrad mit seiner Tochter, die Beide vom Rath an den gnädigen Herzog so heiß empfohlen sind."

„Die Empfehlung hätt' er sich ersparen können," sagte Jener. „Aber gleichviel, haben wir doch Nachricht, daß er kommt! Der Herzog erwartet ihn stündlich, und alle Herbergen lauf' ich jetzt

vergeblich ab seit Morgens. Keiner weiß, welche Gäste er beherbergt! Wohin sind sie des Weges?"

„Zur Kirche Mariä am Berg," gab der Andere zurück, „er und seine Tochter — Cornelia nannte er sie."

„Cornelia?" rief Jener. „Dann ist kein Zweifel mehr da! Er ist's! Er ist's! So wird die Pflegetochter genannt in des Rathes Schreiben. Große Freude legen wir ein beim Herzog Albertus. Kommt nur gleich mit, daß wir sie begrüßen — wie sie gehen und stehen, müssen sie hin!"

Fort eilten Beide wieder — den schönen Thurm hindurch — dann in das Frauengäßlein zur Linken — —

14.

So freudig war noch kein Fremder von Herzog Albertus empfangen worden, wie Meister Conrad und Cornelia.

„Ja, seht," sagte Albertus, „so lieben Euch die Leute, daß ich vom Tage Euerer Abreise auf's Beste berichtet bin — und was Gutes sie in den Brief hineinschrieben, ist gar nicht zu sagen. Also ist's recht, daß Ihr hier seid, und lass' Euch nimmer fort. Will auch Sorge tragen, daß es Euch gefällt. Zu Sanct Peter und der lieben Frau sollt Ihr die Orgel spielen — und in meiner Hofburg gar oft Euere Kunst üben. Bin ein großer Freund der Musica und selbst nit unerfahren in der Sache."

„Ja, ja, das weiß ich," sagte Conrad freudig. „Macht mich nur nit zu Schanden, Herr Herzog! Am Ende gefällt Euch mein Spiel doch nit so wohl, als Ihr vermeint."

„Das laßt, das laßt," sagte Albertus. „Der Kaiser Friedrich verschenkt gar nicht oft goldene Röcke und Schwerter mit Silberscheiden, mit den Ringlein mit Sapphiren ist er auch nicht so schnell bei der Hand, und mit dem Tokaier hat er zum Mindesten große Freigebigkeit gezeigt. Ja, dafür ist die Majestät bekannt. Seht, mir hat er noch kein Kelchglas vom Ausbruch verehrt — also muß schon was bessere Musica zu holen sein bei Euch, denn

bei mir. Hab' Euch aber schon einmal selber gehört, da weiß ich wohl Bescheid. Ihr bleibt da und sollt zufrieden sein. Ich bin auch keineswegs karg, wenn's der rechten und wahren Kunst gilt." Er schüttelte ihm wieder die Hand.

Conrad dankte mit freudevollem Herzen. „Aber," setzte er bei, „vor so raschem Glück graut mir fast. O gnädiger Herr Herzog, das kostet den Bölz wieder viele und schwere Flüche, und minder sicher nicht den Fra Solina."

Da zog der Herzog den Brief der Nürnberger Rathsherren und einen zweiten vom Burggrafen hervor und las ihm Alles, auch das, wie der Bölz das Gold weggeworfen habe — und drauf seinen gräulichen Untergang.

Starr vor Entsetzen standen Conrad und Cornelia.

„Den hat Gott gerichtet!" sumste der Meister vor sich hin.

„Das hat er," sagte Albrecht. „Und der Fra Solina soll Euch Nichts anhaben; denn ich lass' ihn nit in meine Stadt, sollt' er auch gesunden. Aber dazu hat's kein Ansehen."

Er las, was am Schlusse stand — kaum werde er den Tag überleben, an dem der Brief geschrieben sei.

„So wolle Gott auch ihm gnädig sein!" sprach Conrad.

„Die Bitte wird wenig helfen," entgegnete der Herzog. „Doch genug von denen Beiden. Ihr geht von da nimmer zur Herberg. Schon ist Euere Behausung gerichtet und gemacht in meiner Hofburg — und Instrumenta sollen Euch zukommen, wie Ihr sie vielleicht nie besser gehabt. So wollen wir's halten. Ich will Euch um mich haben und jedweden Tag bin ich für Euch da um die vierte Nachmittagsstunde. Da sollt Ihr mir spielen auf meiner Hausorgel, oder was sich trifft. Gar wichtige Geschäfte rufen mich jetzt. Also muß ich Euch entlassen. Gott befohlen, Meister! Findet Euch ein um die vierte Stunde! — Wünscht Ihr noch was?" setzte er bei, Conrad's Bewegung bemerkend. „Sagt's frei heraus."

„So Ihr mir's erlaubt, entgegnete Conrad, „so stell' ich die kühne Frage: Werdet Ihr nicht gestatten, Euerer gnädigen Gemahlin das Kleid zu küssen?"

„Der Herzogin?“ sagte Albert rasch und ein wenig verlegen. „Das wird sich finden — — Gott befohlen!“ — Er grüßte Cornelia huldvoll und verließ, auf seinen Stock gestützt, vorher seinem Kammerdiener, dem Penzenau, ein Zeichen gebend, das Gemach.

„Freut Euch, Meister,“ raunte der Letztere, „Ihr seid an eines guten Fürsten Hof, und so viel Gnad' hat noch Keiner erfahren — und Nachsicht. Wißt Ihr denn nicht —? Die Herzogin —“

„Wie? Noch nicht versöhnt?“ fiel Conrad wehmüthig ein.

Der Penzenau sah sich ein wenig erschrocken um. „Folgt mir zu Gunst, Meister,“ sagte er, „und Ihr, edle Jungfrau — davon ist nicht gut reden — —“

15.

Wie es fortan in Cornelien's Herzen bestellt war, das kann sich wohl Jeder denken, und nur Eines tröstete sie — daß Lindenast dem Vater oft schrieb. Aber auch da sollte süßer Trug walten, und sie immer nur Das laut lesen, was dem Conrad galt. Was aber drunter geschrieben, das sollt' ihr allein gehören.

Wie zu Nürnberg, war auch zu München Conrad bald so geliebt, daß sich ein grimmiger Haß gegen Fra Solina aller Herzen bemächtigte. Des Herzogs Gunst für Conrad wuchs von Tag zu Tag — und viel Vertrauen schenkte er ihm.

Aber zur Herzogin war Conrad noch nicht geführt worden. Sie selbst hatte ihn auch nie berufen, obwohl sie seine Ankunft sogleich erfahren, ja, er war schon viele Wochen da, und noch hatte sie ihn nicht einmal gesehen. Da sie aber gar so viel Gutes von ihm hörte, war's ihr zuletzt, als ob Eifersucht ihr Herz ergriffe, daß ein Fremder sich in das Gemüth des Herzogs so sehr eindränge. Sie wollte ihn sehen.

Nun fügte sie es so, daß sie um die vierte Stunde mit einigem Gefolge über die Gänge schritt. Großen Zorn trug sie

in der Brust und ihre Stirne furchte sich, als sie ihn die Treppe herauf kommen hörte.

Da er um des Ganges Ecke bog und Der, welcher ihn führte, die Herzogin erblickte, hielt Letzter an und, tief sich beugend, wollte er die hohe Frau vorübergehen lassen.

„Was hemmt Ihr mich?“ fragte Conrad.

In diesem Augenblick war die Herzogin unter eine Thüre getreten, dem Diener mit einem Winke befehlend, den Weg fortzusetzen. Er gehorchte und ging mit Conrad an ihr vorüber.

Fest sah sie den Meister an. Ihre finstere Miene milderte sich ein wenig. Lange folgte ihm ihr Blick, bis er verschwand. Dann schritt sie weiter, hinter ihr drein die Oberst-Hofmeisterin und mehr andere Damen — — — —

Als Meister Conrad in des Herzogs Gemach trat, stand dieser in Gedanken am Fenster. Eine Weile erwartete Conrad seine Befehle.

Albrecht wandte sich darauf, nahm ihn an der Hand und sagte: „Ritter, ich hab' mir Etwas überlegt. Ihr seid ein ehrenwerther Mann, durch Geburt und Alter, Kunst und sichtliches Wohlgefallen Gottes gezeichnet. So darf wohl ein Fürst sich getrauen, Euch ein offenes Wort zu gönnen, und vielleicht seid Ihr im Stande, schwerem Kummer Trost zu gewähren. Und wenn auch nicht, schon ist es ja genug, daß ich meinen Gram einmal in seiner Größe an das Herz eines Menschen legen kann.“

„O mein Herzog,“ sagte Conrad, „wie ehrt mich doch Euer Vertrauen! Wär' etwa gar die Stunde da, in der von Dem was eintreffen sollte, was mich so unaussprechlich nach München zog? Nie wußte ich, was es sei. Aber wenn es das ist, was ich mir jetzt denke, dann hätt' ich wohl gern so viel gelitten, um in diese, Euere Stadt kommen zu müssen. Vermöcht' ich aber nur Etwas, Eueren Kummer zu heilen! — Daß Ihr, hoher Herr, Einiges auf dem Herzen tragt — habe ich ja längst vermeint!“

Der Herzog zog ihn an seine Seite nieder. „Und ahnt Ihr meinen Schmerz?“ fragte er zutraulich.

„Wohl ahn' ich ihn, gnädiger Herzog. Wie könnte es anders sein —?"

„Und was denkt Ihr nun, daß es sei?" fragte der Herzog. „Seid offen, ich gestatt' Euch, aufrichtig zu sprechen, ja, ich befehl' es Euch."

„Ihr befehlt," sprach Conrad, „da muß ich ja wohl reden. Wohlan denn — Euere hohe Gemahlin, unsere gnädige Herzogin, ist — nicht ganz in Eintracht mit Euch. Ist es das, mein hoher Herr?" Er legte dabei die Hand auf seine Brust und harrte ehrfurchtsvoll der Entgegnung.

Der Herzog schwieg eine Zeit. „Ja, das ist es," sagte er dann. „Mir wollte das Glück der freien Liebe nie wohl — und der Ehe festere Bande sind mir auch keine Rosen gewesen in gar langer Zeit. Doch ist Gott mein Zeuge, es war nicht zu verhüten, was ich gethan."

„Und habt Ihr Alles versucht, hoher Herr?" fragte Conrad.

„Alles!" entgegnete Albrecht. „Wie sollte ich auch nicht? Nie bedarf es ja mehr des freundlichen Verständnisses, als wenn das Alter heranrückt. So glücklich begann diese Ehe — und jetzt —! Glaubt mir, Alles versuchte ich, was mit Mannes- und Fürstenehre zu verbinden ist. Doch Alles war auch fruchtlos. Unbegreiflich! Gewiß, Ihr sagt es selbst. Ich will Euch was lesen, Conrad. Ja, hört, was sie mir in das Gebetbuch schrieb, so sie mir am Hochzeitstage verehrte. Ei, wer hätte damals gedacht, daß es so käme!"

Er stand auf, nahm ein Buch vom Tisch und las:

„Dein will ich sein mit ganzer seel',
Du liebster mann, den ich erwäl',
So lang es schlagt, dieß herz, wol rein,
Will ich nur deines willens sein,
Vom anfang, bis mein Auge bricht,
Will ich dir grames anthun nicht,
O seele mein, o lieb du mein —
Nichts will ich — denn die Minne dein!"

Der Herzog legte das Buch wieder hin und ging eine Weile schweigend auf und nieder. Dann stand er vor Conrad still. „Nun,“ sagte er, „Conrad, was nun?“

„Da hätt’ es freilich anders kommen sollen,“ sprach Conrad. Auch er schwieg eine Weile. „Habt Ihr auch Das versucht?“

„Was meint Ihr?“ sagte Albrecht.

„Zu Gunst, habt Ihr der hohen Frau diese Zeilen nie mehr zu Gesicht gebracht?“

„Diese Zeilen? Nein, das that ich nicht,“ entgegnete Albrecht. „Hätte wohl auch wenig geholfen.“

„So gewährt mir eine Abschrift davon,“ sagte Conrad, „und laßt’s mich versuchen, hoher Herr. Vielleicht will Gott mich nützen als Werkzeug. Dann bin ich jede Stunde bereit, von hinnen zu scheiden, wann immer es Gott gefällt.“

„Ich will Eueren Wunsch erfüllen,“ gab der Herzog zurück, „ich selbst will es Euch schreiben.“ Er trat zum Tisch. In wenigen Minuten übergab er Conrad die Zeilen. „Wann werd’ ich erfahren, was Ihr zu thun gesonnen seid?“ fügte er hinzu.

„Auf der Stelle, so Ihr’s befehlt,“ entgegnete Conrad. „Doch anders Ihr mir acht Tage Zeit laßt, hoher Herr, weiß ich Euch viel Dank dafür.“

„So will ich’s erwarten,“ sagte Albertus. „Und was Ihr mir dann rathet, das will ich thun. Denn, ich weiß nicht warum, solch’ großes Vertrauen hab’ ich zu keinem Menschen je gehabt, als wie zu Euch.“

„O, wie gnädig seid Ihr,“ sprach Conrad, sich erhebend. „Geb’ Gott nur Hilf’ zu meinem Unternehmen!“

„Geb’ es Gott,“ setzte Albrecht hinzu, „er sei bei Euch!“ Zugleich zog er die Glocke. „Guten Abend, Meister Conrad!“

„Euer unterthäniger Diener wünscht Euch Dasselbe,“ entgegnete Conrad, sich noch einmal wendend, „sonst auch Glück und Ruh’ Euerem hochfürstlichen Hause!“ Dann verließ er an des Dieners Arm das Gemach des Herzogs.

Albertus schritt langsam zum Tisch und nahm das Gebetbuch, als wollte er es noch einmal aufschlagen.

Aber uneröffnet legte er es wieder hin — — — —

16.

Herzogin Anna wußte nicht, wie ihr geschehen war. Ihren Gemahl meidend, dachte sie stets, daß sein Herz auf keine Weise Ersatz finden würde, und ich hab' schon gesagt, wie sie Zorn und eine Art bitterer Eifersucht ergriffen, da Conrad so viel Glück in so kurzer Zeit eroberte.

Ihre Eifersucht war auch jetzt nicht geringer geworden. Aber seitdem sie den Meister gesehen, hatte dieselbe ihr gar hartes Gepräge verloren. Wohl begreiflich fand sie des Herzogs Neigung. Denn so große Kunst und so trefflich ehrwürdig Äußeres konnte ja wohl solchen Erfolg haben.

Bald war es ihr, als sei Conrad der Mann, auf den sie sich verlassen dürfe, wenn es sich einmal doch wieder zur Versöhnung wenden sollte. Wohl war Dieß erst nur ein rascher Gedanke, aber im Grunde wünschte sie es doch recht bald herbei. Sicher — nicht einmal eingeschlummert — vielweniger gestorben war ihre Liebe zum Gemahl. Nur ihr beleidigtes Ehrgefühl und ihr weiblicher Stolz hatten sie ihm unsichtbar gemacht und bis jetzt verweigert, Herz wieder an Herz zu knüpfen. Denn entweder hatte er doch nicht die rechte Weise angeschlagen — aber wer ermißt hinwieder so leicht eines Frauenherzens zarteste und zugleich strenge Forderungen — oder der Himmel wollte es so, daß sie selbst wieder recht lebendiges Verlangen nach Versöhnung empfinden sollte.

Es waren drei Tage verflossen, seit Albrecht dem Conrad die Zeilen geschrieben.

Da saß Dieser — vier Sänger waren um ihn her — an der Hausorgel in seiner Wohnung.

Die war aber im zweiten Stockwerk in der Ecke des Burghofes, gerade zur Seite des Thürmleins, aus dessen Erker der

Affe voreinst Ludwig den Bayern von der Wiege wegstahl und mit dem Wickelkind, auf die Dächer kletternd, Liebkosung und Kurzweil trieb, gerade wie er es bei der Amme gesehen und der sehr ehrwürdigen und absonderlich wichtig thuenden Obersthofmeisterin. Als das gute Prinzlein wieder mit Gottes Hilfe und durch eine gute Lockspeise für den Affen in Sicherheit gerathen und glorreich in seiner vergoldeten Wiege lag, da war freilich kein kleiner Jubel unter den Fürsten und sämmtlichen Hofleuten. Und wir dürfen auch noch froh sein bis zu der Stunde, denn derselbe Ludwig hat ja später Manchem den Kopf zurecht gesetzt, der ihm anwollte und uns.

Aber nicht entzückter war sicher Kaiser Rudolphi Tochter, Mechtildis, mit ihrem Gemahl, dem strengen Ludwig, ihrem geretteten Söhnlein entgegengeeilt, als Cornelia — dem Boten von Nürnberg — der ihr, sie wohl kennend, von der Treppe unten nachrief, es seien Briefe von Nürnberg an Meister Conrad da.

„Von wem?“ fragte sie hastig.

„Von Frey, Schön, Wohlgemuth und mehr Anderen,“ sagte Jener, der mittlerweile heraufgehumpelt war. „Da sind sie.“ Dann sah er sich vorsichtig um. „Und da ist noch einer —“ sagte er leise, „an Euch, edle Jungfrau.“

„An mich?“ fiel sie freudig erschreckend ein, „ein ganzer Brief an mich?“

Der Bote schüttelte den Kopf freundlich bejahend und steckte ihr den Brief zu.

Rasch hatte ihn Cornelia im Busentuch verborgen. Schnell zog sie auch einen Silbergroschen aus dem Geldtäschlein.

„Ei, wo denkt Ihr hin!“ sagte der Bote abwehrend. „So viel Geld, für daß ich Euch so gern einen Dienst erwiesen hab'!“

„Ei, laßt das nur!“ drängte Cornelia.

„Nun denn, wenn's sein muß —“ sagte der Beschenkte. „Viel Dank, und will Euch schon in's Gebet einschließen.“

„Thut das,“ sagte Cornelia. „Aber nicht wahr,“ setzte sie

rasch bei — sie legte den Finger auf den Mund — „nicht wahr, ganz gewiß —?"

„O," raunte der Bote, auch den Finger auf den Mund legend, „weiß schon, weiß schon! Gott befohlen, edle, schöne Jungfrau! Soll ich etwa morgen um diese Stunde hier sein?" fragte er.

Cornelia nickte ihm lebhaft bejahend zu und eilte einige Stufen hinan. Dann blieb sie plötzlich stehen und flüsterte hinab: „Habt Ihr mich verstanden? Morgen um diese Stunde!"

„Hab' schon verstanden!" raunte der Bote, sich auf den Weg machend.

Cornelia nahm den Brief aus dem Busentuch, drückte ihn an die Lippen mit großer Inbrunst und wollte ihn rasch öffnen. Aber das Siegel zerreißen —? Nein. Sie suchte in den Taschen. Kein Scherlein — Nichts. „Ach, so hat man doch nie, was man von Nöthen hat," warf sie süß unmuthig hin. „Jetzt muß ich warten bis um die vierte Stund', denn die Sänger kommen nicht früher von des Vaters Seite, und ich muß ja helfen schreiben — und so hat man doch gar keine Zeit! Ei, das ist Einem aber schon so — schon so zuwider! Keinen Augenblick bin ich sicher, daß er mich ruft — und wenn man so was liest, darf man ja gar nit gestört werden — gar nit! Wenn ich nur ein klein wenig wüßte, was da drin steht. Wart' —!" Sie hob den Brief gegen das Licht. Nichts vermochte sie zu erkennen. „Aber das ist schrecklich!" seufzte sie. „Jetzt möcht' ich so gern wissen, was er schreibt, und muß so lange warten! Er hätt' aber auch größer schreiben können — der böse Mensch!" Sie schlug mit dem Brief ein Bischen ungeduldig auf die Hand. Da hörte sie ein Geräusch. Husch war der Brief wieder im Busentuch. Hinauf eilte sie.

Da sie eintrat, war das Lied gerade wieder zu Ende.

„Vater Conrad," rief sie, „da sind Briefe!"

„Briefe?" sagte Conrad. „Die kann ich jetzt nicht hören. Cornelia, geh' in deine Kammer und mach' sie auf, ich brauch' dich jetzt nicht, 's ist schon Alles aufgeschrieben. Eh' nun

das Lied nicht geht, wie es soll, ist keine Zeit für was Anderes da."

Schon recht!" warf Cornelia hin und flog in die Kammer.

Aber Conrad rief noch einmal: „Cornelia!"

Cornelia sah heraus. „Was befehlt Ihr, Vater —?"

„Zu Mittag kannst du auch essen," sagte Conrad, wenn's Zeit ist. Auf mich darfst du nit warten!"

„Kann schon warten!" versetzte Cornelia und schlüpfte wieder hinein.

„So kann man doch lesen," jubelte sie vor sich hin.

Ja, was es für ein treues Herz um eine solche Liebespost ist, das soll man gar nicht glauben! In einem Augenblicke war der Brief offen. Heiße Küsse fielen auf die Zeilen.

Hoch flammten ihre Wangen in Freuden auf. So viel Süßes und Liebes schrieb ihr Lindenast, daß es ihr Herz nicht besser verlangen konnte, und mit der Treue konnt' er fast gar nicht fertig werden. Aber das war ihr Alles nicht zu viel. Zuletzt kam noch eine gar frohe Kunde und da stand:

„Laß dir aber nur sagen, geliebte Cornelia, meine süß', herzallerliebste Maid, was guts mir widerfahrt! Ein hochehrenvoller Auftrag ist mir worden. Soll für die Kirch' am markt bei der uhr des heiligen, römischen Reiches sieben kurfürstn machen, die umgan zu gleicher stund', einen Ehrenhold dazv vnd vier posauner, mehr auch zwo männlein, davon das ein läutet, hinwieder das ander die uhr wend't. Der Heuß soll's setzen vnd die schlosserei richten, ich aber mach' die Sach' selber vnd treib' die vornehmen männlein vnd die 'ringeren aus lauterem kupfer. So hoff' ich in der Menschen andenken zu bleiben. Wie ich aber mit treu dran hämmer vnd klopf', dir soll alle zeit mein herz noch trewer schlagen, denn dv bist schon gar mein ganzes leben! So rein hat eh noch kein Mensch geliebt, vnd ich sag' dir's noch einmal, in der treu soll mir's keiner gleich thun. Nur an dich denk' ich vnd blind für alle Jungfraun will ich sein, ja blinder denn der Conrad. Glaub' aber nimmer, daß ich dich nit heimbsuch'!

O Maid meines herzens, wohl kein jahr soll vergehen, daß ich nit gen München kumm' vnd dir selber versprech', was ich nur weiß, du Engel vom himmel mit deim süßn stolz, daß es nichts süßeres geben hat vnd gibt, so lang' die Welt staht."

Nun denk' Einer, wie's da Cornelia zu Muth ward.

In der Nachschrift hingegen stand: „Vnkraut verdirbt nit Denk' nur, der Fra Solina, mit dem es so schlimm gestanden, ist wieder auf der bessern Seit' vnd bald soll er von Haus gehen künnen, der heimtückisch, wälsch fuchs oder was er ist. Mag wohl nimmer bleiben in deutschen landen. Kein wort spricht er, hör' ich, vom Conrad. Aber ganz verkehrt scheint er zu sein, sagen sie, und gar wölln die einen wissen, daß er nächst wallfahrten geh' nach Sanct Jag di Compostell, wenn er den weg find't, oder anderwärts hin ze sanct Petri und Pauli grab gen Rom — wo er nit gar gen Jerusalem fahrt, seine sündn abzuwaschen. Da mag er vil zeit nehmen und groß müh' walten. Denn der tragt weiters was in seim länzl. Leb' wohl, leb' wohl, mein' seel' vnd leben, vnd denk' an mich!"

Ich hab' keinen Bericht, wie oft sie den Brief gelesen. Aber recht oft, das weiß ich schon, jetzt und Nachmittags wieder, zu Morgens und Abends — und Das dazu, was er in seinem ersten Brief unter Das an den Conrad geschrieben hatte. So ging's jeden Tag, denn es gab ihr ja frohe Zwiesprache mit dem Geliebten.

Jetzt möcht' ich nur wissen, was Süßes und Liebes sie ihm zurückschrieb. Aber das weiß ich nicht. Daß weiß ich aber, daß der Lindenast d n Hammer wegwarf, als er sechs Tage drauf den Boten in die Werkstatt treten sah, und keinen Streich mehr machte bis zum anderen Morgen — so lang war der Brief, so viel Liebes stand darin — und gelesen hat er ihn sicher nicht weniger oft, als die Cornelia den seinen.

17.

„Nun habt Ihr's inne," sagte zwei Tage später Meister Conrad zu den Sängern. „Haltet Euch jetzt nur bereit, damit man Euch findet, Ihr Herren, wann man Euerer bedarf. Gott befohlen!"

Kaum waren die vier Sänger fort, als ein Kammerdiener eintrat und Conrad meldete, die Herzogin verlange, ihn zu sprechen.

„Mich — die Herzogin?" fragte Conrad befremdet.

„Sie erwartet Euch," setzte der Diener verstärkend bei.

Conrad nahm mit Cornelien's Hilfe seinen schwarzen Sammtwurf um und schritt an des Dieners Arm den Gemächern der Herzogin zu.

Der Herzog aber bekam sogleich Nachricht davon und wußte sich das nicht zu deuten.

Als Conrad eintrat und, sich tief beugend, sagte: „Ihr habt mir befohlen, gnädigste Frau Herzogin!" ging Anna langsam auf ihn zu und sah ihn recht lang prüfend an. Ihr allerletzter Groll verschwand. Sie winkte dem Kammerdiener, abzutreten.

„Ihr seid schon lang am Hofe," begann sie dann mit mildem Ernst: „Ich bedauere, Euch so spät bei mir zu sehen. Ihr habt so viel zu leiden gehabt, Gott hat Euch so wunderbar zum Sieg geführt, Euer Name ist bekannt mit Ruhm unter allen Ständen. Glaubt nicht, daß es an meiner Achtung ermangelt."

„Frau Herzogin," entgegnete Conrad, „wie übergnädig seid auch Ihr, erhabene Frau!"

„Ich bin gütig gegen alles Verdienst," versetzte sie. „Ein oder der Andere nannte mich streng — — ich dachte, es sein zu müssen — gleichviel. Meine guten Handlungen nimmt kein Mensch in's Auge, mich verstehen zu lernen, nimmt sich Niemand die Mühe, gar Niemand — auch nicht Herzog Albrecht, mein Gemahl."

„Auch nicht mein hoher Herr?" sagte Conrad halb ungläubig.

„Auch er nicht," erwiederte Anna rasch. „Er nennt mich

störrisch — und wer ist es mehr, denn er selbst? Was Mildes thut und gibt doch einer Frauen Herz für ein sanftes Wort! Und wenn nicht für das erste, doch für das hundertste! Aber sollten Wir, die Wir beleidigt sind, beleidigt, weil man Unser wohlgemeintes Handeln verkennt, Unsern Wunsch, die widerspenstigen oder sonst ausartenden Hohen und Gemeinen zu züchtigen, falsch gedeutet hat; sollten Wir zur Demüthigung, daß Uns die Zügel der Regierung abgenommen worden, noch mit demüthigen Bitten kommen?"

Sie schwieg einen Augenblick.

„Und wie, wenn Wir selbst gefehlt hätten —? Wer fehlt nicht auf Gottes irrheitsvoller Erde? Sollte der Herzog nicht, statt sich Nichts vergeben zu wollen, unablässig ringen und streben, den Schmerz zu versüßen, mich durch Hingebung und einiges Zugeständniß zu trösten, statt nach wenigen Versuchen abzubrechen und mich dahinleben zu lassen in öder Vereinsamung —? Sprecht, Meister! Ihr seid ein kluger Mann, hörte ich, sagt, kann ich mich versöhnen, wenn er keinen Schritt thut, wie ich ihn verlangen kann, wenn er sich selbst gar nicht demüthigen will? Was nützen mich Angesichts des Hofes alle Ehren? In mein Herz soll er blicken — da möcht' er mich bald erkennen und wieder gewinnen. Aber er ist ein stolzer Mann, wie Ihr Alle seid, ungeneigt, einer Frauen Seelenwünsche auszudenken! Ungelehrig, eine Seligkeit drein zu setzen, ihnen zu willfahren, ohne daß Etwas verlangt ward, nie bereit, sich vor uns zu beugen, und wenn's denn auch nur zum Schein wäre — — sagt selbst — oder soll ich mich demüthigen?!"

„O, welche große Ehre hat Gott mir beschieden," sagte Conrad, „daß meine hohe Herrin vergönnt, von ihres Herzens Gram mit mir zu sprechen! Aber wenn Ihr meine Antwort verlangt, sag' ich — nein, Ihr sollt Euch nicht demüthigen, der Herzog wäre Euch denn darin zuvorgekommen. Und er wird es wohl, glaubt mir, hohe Frau, er wird Euch vielleicht bald freundlich begegnen."

„Wenn das wäre!" sprach Anna lebhaft. „Welch' freudigen Blick gewährt Ihr mir schon durch die Möglichkeit, edler Meister!

Wenn Ihr beitragen könnt, so thut das Euere. Ich bin ja nicht so hart, wie sie sagen. Seht, das Alter rückt an Albertus heran, und wer weiß, wie lange er noch weilt auf Erden. Möchten wir doch die kurze Frist in Frieden verleben! Wollt Ihr meines Verlangens gedenken, ohne mich zu beschämen? Zu Euch habe ich einen sonderlichen Muth gefaßt, und was ich Niemand Anderem noch vertraut, das vertrau' ich Euch an. Sucht den Streit zu schlichten, Meister — — wollt Ihr?"

„Ob ich will, meine Herrin —?!" entgegnete Conrad. „Ich will gewiß, wenn mir nur Gott seinen Segen dazu verleiht. Und er wird es thun, ich seh' und erkenn' ja ganz und gar — Das ist's, was mich so unaussprechlich gen München zog. Er wird mir bescheiden, meinem Streben die Kron' aufzusetzen, welches auch sonst nie ein anderes war, als dieß, der Menschen Seelen zum Einklang mit Gott und ihnen selbst zu ziehen durch meine schwache Kunst."

„Das ist eines wahren Künstlers Wort!" sagte Anna. — „Nehmt aber ein Geschenk von mir, ein güldenes Kettlein mit meinem Bilde. Meine Gnade bleibt bei Euch. Bald hoff' ich Euch wieder zu sehen, frommer, ritterlicher, biederer Mann!"

Mit vieler Huld übergab sie ihn ihrem Kammerdiener.

Zuletzt sagte sie noch: „Euere Pflegetochter werde ich auch bei Gelegenheit entbieten lassen — — — —"

„Ich lasse um Zutritt bitten," sprach Conrad hastig, da er eine Viertelstunde später, von Cornelia geführt, in des Herzogs Vorzimmer trat.

„Conrad?" sagte der Herzog, „Conrad um diese Stunde —?" Laßt ihn ein! — Willkommen, Meister! Bringt Ihr etwa gute Kunde?"

„Glaub' wohl — glaub' wohl, hoher Herr!" sagte Conrad — — — —

18.

Im Schloßhof waren schon die meisten Fenster dunkel. Hier und dort irrte es noch hin und wieder, wie in einer großen, verglimmenden Kohle. Endlich war Alles finster, zwei einzige Fenster ausgenommen, die vom Gebetgemach der Herzogin gegen den Schloßhof herabgingen.

Anna war gewohnt, vor Schlafengehen einen Blick zum Himmel zu thun, und so kniete sie auch jetzt wieder auf ihrem Betstuhl und wollte recht andächtig sein.

Sonderbar — das Vaterunser wollte ihr heute nicht über die Lippen und das: „Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldnern, das zum Wenigsten.

Tief neigte sie ihr Haupt und recht vor die Seele trat es ihr, wie sie dem Herzoge so lange nicht vergeben und doch immer um Vergebung ihrer Sünden gebetet habe. Recht düster ward ihr zu Sinn, wie früher nie, Gottes Stimme sprach tief in ihr Herz und zeigte ihr alle die Kälte und Strenge als recht verwerflich.

Ruhig war es ringsum.

Sich ganz allein wähnend mit Gott, sprach sie mit lauter Stimme: „Ja, ich erkenne, daß ich gefehlt. Vor dir leg' ich ab mein reumüthiges Bekenntniß. Ich bin zu hart gewesen mit meinem Gemahl. Doch wie soll ich's ändern? Hab' ich nicht vor dir ein Gelübde abgelegt — zu strenge wohl? Muß ich es aber nicht halten, bis Das eintrifft, was ich vor dir bedingt habe? Ich kann Nichts thun. Walte du dafür in der Seele meines Gemahls, daß er ablasse von seinem Ernst und Trotz, wär' es auch nur in eines einzigen Menschen Gegenwart — und gib mir doch bald ein Zeichen, daß ich merken mög', wieder Eins könnte ich werden mit meinem Herrn und Gebieter Albertus, der nicht ahnt, wie gut ich ihm doch bin gewesen — da er's vielleicht am Mindesten dachte!"

Da vernahm sie mit einem Male so süßes Flötenspiel, wie sie, so däuchte ihr, noch nie vernommen.

Sie richtete ihr Haupt empor und wandte es in heiligem Schauer gegen die Thüre, denn daher kamen die Töne.

„Was ist das?“ sprach sie halblaut. „Will mir Gott im Himmel wirklich ein Zeichen seiner Gnade und Verzeihung geben?“ Den Blick zur Thüre gerichtet, wandte sie sich, die Hand auf den Betstuhl gestützt und noch immer knieend.

Das Flötenspiel endete. Aber nun begann vier trefflicher Stimmen frommer Gesang. Und das waren die ersten Worte:

„Dein will ich sein mit ganzer seel',
Du liebster Mann, den ich erwäl'.“

„O mein Gott,“ lallte Anna, „was hör' ich?“ — Sie raffte sich auf. Hochathmend stand sie da. Dann, in den himmlischen Gesang verloren, schritt sie schwankend dahin — bebend griff sie zum Schloß — und öffnete die Thüre.

Süß erschreckend trat sie zurück.

Vor ihr knieten zehn Pagen mit brennenden Wachslichtern. In Mitte derselben stand Herzog Albertus in glänzendem Fürstenschmuck. An der Hand hielt er zu beiden Seiten seine Söhne, Johann und Sigismund — Wolfgang, Albertus und Christoph standen zur Linken — Conrad in ihrer Mitte. Hinter Allen aber befanden sich des Herzogs reich gewandte Musici.

„Ist das kein Traum?“ lallte Anna. Aus ihren Augen stürzten Thränen. „Meine Worte, mein erstes, unverbrüchliches, mein heiligstes Gelübde!!“ In Hoheit zurückgebeugt, bedeckte sie ihr Antlitz.

Die draußen aber sangen hinwieder:

„So lang' es schlagt, dieß herz, wol rein,
Will ich nur deines willens sein.“

Noch vor dem Schlusse dieser Worte war sie, die Arme gedehnt, einen Schritt näher getreten. Mit liebevollem, mild ernstem Angesicht schaute Albertus, die Arme gleichfalls ausbreitend, auf sie — und da die draußen sangen:

„O Seele mein, o lieb du mein,
Nichts will ich, denn die Minne dein —“

da lag sie schon, thränenüberströmt, an ihres fürstlichen Gatten hochschlagender Brust.

„O mein Herr und Gebieter," lallte sie, „wie konnt' ich so sehr vergessen mein erstes Versprechen, daß ich unternahm, Euch zu meiden — bis Ihr Euch vor mir gedemüthigt?"

„Meine gute — gute Anna!" sagte Albertus recht sanft. „So haben wir uns doch wieder gefunden!"

Anna konnte nicht sprechen. Still schluchzend, bejahte sie es mit ihres Hauptes wiederholtem Neigen.

Lange lag sie in glückseligem Schweigen an ihres Gatten Brust. Dann sich zu Conrad wendend, ergriff sie die Rechte desselben, schüttelte sie ihm recht herzinniglich und sagte: „O mein lieber Meister, das habt Ihr aber gut gemacht. Euch schulde ich all' mein neugeborenes Glück! Der Himmel segne Euch reich dafür — reicher, denn ich vermag! — O, das ist ja wohl der froheste Augenblick meines ganzen Lebens!"

„Und des meinen, hohe Herrin!" sagte Conrad — — —

19.

Das Glück des Friedens war wieder in des Herzogs Haus eingezogen, und in Kurzem wußte männiglich weit und breit, was da geschehen. Den Münchnern schlug ihr Herz überfreudig. Denn Die liebten ihren guten Fürsten gar sehr — und Meister Conrad selber ward fast angebetet — es hätte ja Keiner Solches erwartet.

Die zu Nürnberg waren, als die Kunde erklang, bei aller Freude doch minder befremdet. Was Anderes als Segen konnte da sein, wo Meister Conrad Hand anlegte? Was die Freunde ihm schrieben, das war ihm eine neue Freude zum Bewußtsein so trefflicher That.

Da aber der Bote wieder einen Brief Conrad's, von Cornelia geschrieben, gen Nürnberg nahm, trug er auch wieder ein Extra-Brieflein von Letzterer mit fort. Das gehörte dem Lindenast und in dem stand bei manchem Anderen Das:

„Anitzt siehst gar wol, daß ich recht getan, den Vater nit aufzehaltn in Nürnberg. Denn was guts wär' da versaumbt worden! Vnd, geliebter mann! was gilt da der gram zwoer herzen, die nur sich selbst zu leben han — wenn durch zwo Anderer herzen Vereinigung so vil tausend mehr Menschen in seligkeit versetzt sind, vnd beim seelenfriedn des herzogs so viel leichter das glück aller Andern in bedacht genommen würd?! Also haben wir ein groß bedrängnuß weniger. Wir: des herzogs vnd seiner Ehfrawen zwietracht — vnd Ihr ze Nürnberg seid den Fra Solina los, der eh verschwunden ist, wie du mir schriebst. Geb' Gott, daß er ja gesunde an der seel' ze Sanct Jag di Compostelli, ze Rom oder Jerusalem, vnd einen bessern menschen anzieh'! Deß laß vns gedenkn vnd für ine betn. Aber sehn mag ich In nimmer. Er hät uns gar wenig freud bracht — — — —“

20.

Etliche Wochen später, in der Abendzeit, war schon mehrmals ein Mann, in einen schlichten Mantel gehüllt, scheinbar gleichgiltig durch den Schloßhof zu München gegangen.

Das war Derselbe, den des Herzogs Diener zu verschiedener Zeit in der Trinkstube getroffen, und der sich da Alles da so mit angehört hatte, was erzählt ward — vom Conrad war aber oft die Rede. Den Hut hatte er stets tief in die Stirne gedrückt, das ihn fast finster machte, er selber schaute desto freundlicher drein. Keiner war ihm übrigens geneigt. Wie's aber solche Menschen gibt, er war dennoch nicht weggeblieben — so sehr sie es ihm merken ließen, daß er ihnen zuwider sei, ja er fragte Nichts darnach, wenn zu Zeiten Einer sagte: „Der bleib' mir vom Leibe mit seinem verfluchten, süßen Gesicht, das ist auch so ein Wälscher, wie der Fra Solina.“

Fra Solina hatte die Italiener noch verrufener gemacht, als sie es dazumal ohnehin waren — der vielen fahrenden Gesellen und Gauner wegen, so aus Wälschland kamen.

Der Mann, welcher gleichgiltig im Schloßhof hin und wieder ging, wich gleichwohl geschickt aus, wann immer er ein Gesicht bemerkte, das er in der Trinkstube gesehen.

Der Herzog aber stand just noch am Fenster mit seiner Gemahlin und sah gelegentlich im Gespräch, darin er jetzt gar eifrig war, um des Verlorenen viel hereinzubringen, in den Hof hinab. Wie Der da unten verschwand und nach einiger Zeit wieder kam, das schien ihm nicht geheuer. Denn er erinnerte sich recht wohl, den Mann schon mehrmals um diese Zeit gesehen zu haben. Unwillkürlich kam ihm Etwas in den Sinn und er rief den Penzenau.

„Wer ist der Mann," fragte er, „der da unten kommt und geht — kennt Ihr ihn?"

„Den, hoher Herr —?" entgegnete der Gefragte. „Ei, täusch' ich mich nicht — so ist's — ja, kein Zweifel, es ist Derselbe, der sich oft in der Trinkstube eingefunden und den Keiner leiden konnt', weil er so gottlästerlich freundlich war."

„Wer ist er denn?" fragte der Herzog.

„Weß Standes er ist, das weiß ich nicht," sagte der Diener. „Daß er aber ein Wälscher ist, dürft' er nicht leugnen, dächt' ich, so er gleich unserer Sprache gänzlich mächtig ist."

„Ein Wälscher?" fiel der Herzog ein. „Rasch hinab, nehmt noch Mehrere mit! Führt ihn herauf, und will er nicht in Güte kommen, so braucht Gewalt!"

Der Kammerdiener eilte fort. Herzog Albrecht aber ging langsam, mittlerweile sich die Herzogin setzte, im Gemach auf und ab, bis Penzenau zurückkam.

„Wo ist er?" fragte Albrecht. „Ihr bringt ihn nicht?"

„Er ist verschwunden, gnädiger Herr Herzog!" gab Jener zurück. „Alles hab' ich abgefragt Fast alle Troßleute sitzen beim Abendbrod, also war fast Keiner im Burghof und ist Niemandem was aufgefallen — den kleinen Hezi ausgenommen — der meint, er hab' einen Mann in die Thüre treten gesehen, die zur Wendeltreppe geht, beim Erker da drüben."

„Zu Meister Conrad —?!“ rief der Herzog. Er eilte hinaus, so gut es ging.

Anna war erschrocken aufgestanden. „Fra Solina,“ rief sie — „sollte es Fra Solina sein?“

„So denk' ich!“ rief Albert zurück. „Bleibt, bleibt, Herzogin!“

Conrad lehnte in Gedanken einsam in seiner Stube. Cornelia war abwesend und bei den Frauen der Herzogin.

Recht lebhaft ging Alles an des Meisters Seele vorüber. Des bösen Völz und Fra Solina's Bosheit, des Gotteskampfes Schrecken und Glorie, des Völz furchtbarer Tod, hinwieder die heiteren Gestalten seiner Freunde, die ihn so herzlich liebten — und er sie.

Da öffnete sich leise die Thüre.

„Bist du da, Cornelia?“ sagte er. „Bist lange aus gewesen. Doch ich hab' die Zeit mit Gedanken herein gebracht,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Viel hab' ich ja erlebt, das Schlimmste und das Froheste! Das ist mir recht lebendig zu Gemüth' gekommen. Ist mir doch fast, als müßt' ich nun bald mit dem Himmel Rechnung halten über meiner Tage Zahl und meine vollbrachten Thaten. Gott sei's gedankt, nit übermäßig hab' ich zu bereuen. Vergeb' nur seine Gnade, was ich sonder Absicht Übles gethan, oder lass' es mich milde abbüßen nach seinem ewigen Rathschluß. Eh' wir nicht ganz rein sind, können wir ihm nimmer nahen. So müssen wir leiden hier oder dort im anderen Leben. Ja, recht lebendig ist mir's wieder geworden: Vergeltung bleibt nicht aus.“

„Ist Euch das lebendig geworden?“ höhnte eine Stimme hinter ihm.

„Allmächtiger Gott!“ rief Conrad. „Welche Stimme?! Das ist Fra Solina!“

Auf raffte er sich.

„Kennt Ihr mich?“ fuhr Jener fort. „Ja, ich bin's, der Euch gefunden hätte — und wär't Ihr verborgen gewesen am Ende

der Welt, in den Höhlen der Unterwelt, oder auf den Gipfeln der Berge. Zu Paß kommt Euer Wort: Vergeltung bleibt nicht aus — Euer letztes Stündlein ist da!"

Er hatte ihn an der Brust ergriffen und hoch schwang er den Dolch zum furchtbaren Stoß — —

Da fühlte er sich an beiden Armen gepackt — der Dolch wurde seiner Hand entwunden, er selbst mit Gewalt zur Erde gestoßen. Er rang, tobte, laut schreiend vor Wuth, und schlug um sich, so viel er vermochte. Aber das war vergebens — bald lag er in Ketten, von Kriegsleuten umgeben.

Im nächsten Augenblicke stand Herzog Albertus vor ihm.

„Elender!" donnerte Dieser ihn an. „Ihr seid Fra Solina —?"

„Der bin ich!" höhnte der Wälsche.

„Euerer Schandthaten Ende ist gekommen," herrschte ihn Albertus kalt an — „fort mit ihm in des Falkenthurmes tiefstes Verließ! Dem Gerichte seinen Lauf!"

In ohnmächtiger Wuth schüttelte Fra Solina, Schmähungen ausstoßend, seine Ketten, aber vergebens — die Wehrmänner schleppten ihn fort — — — —

Bald waren die Herzogin, Cornelia, die Frauen und viel edle Herren da, selbst die Diener drängten sich in grenzenloser Aufregung herein, laut dankend, daß Gott durch des Herzogs Entschluß so entsetzliche That verhindert habe.

Cornelia warf sich sprachlos dem Herzog zu Füßen. Conrad selbst fand auch kaum Worte des Dankes, denn gar sehr ergriffen war er von Gottes Fügung und neuer Gnade.

Albertus sah das wohl und sagte: „Laßt den Dank für meine That. Mit Euch ist Gott, so dankt ihm und nit mir. Ich hab' Euch nur vergolten, was ich schulde! Sicher wär't Ihr zwar in den Himmel eingezogen und hättet guten Tausch gehabt, denn Euer Leben ist heilig. An meiner Seele aber mag ich noch Manches bessern mit Euerer Hilf' — drum ist's gut, daß Ihr lebt — was dann folgt, wolle der Himmel gnädig machen — —"

21.

Ein Jahr war dahin geflossen.

Conrad war stets um den Herzog. Cornelia hatte gar oft Briefe von Lindenast bekommen, von Albertus aber und der Herzogin Anna ward sie sehr in Gnade genommen und oft bekam sie ein oder das andere, schöne Geschenk.

Was den Herzog betraf, hatte Anna mit treuester Sorge Alles zu vergüten gesucht, was sie an ihm gefrevelt zu haben glaubte — und was an Liebe, Zutrauen und der Seelen wahrer Freundschaft gegeben werden kann, das hatte ihr der hohe Gemahl dafür wieder gespendet. So waren Beide ein trefflich Beispiel für alle Menschen und führten sie eine glückliche, gottselige Ehe.

Aber nicht länger schien mit einmal der Himmel dem edlen Albertus die Heimath auf Erden geben zu wollen.

Schwer erkrankt lag er nun, und die Ärzte, vor Allem sein liebster, der hochgelehrte Hartlieb, hatten die hohe Herrin auf Alles vorbereitet.

Albertus selbst hatte in seinem Herzen die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, und wenn seine Schmerzen nachließen, so mußte wohl Meister Conrad kommen, der ihm viel Trost zusprach und ihm auf der Hausorgel Ein oder das Andere vorspielte — allein, oder so, daß ein Paar seiner Sänger mitthaten.

So war es nun auch bald darauf, zwei Tage vor Lenzmondes Beginn, Abends um die siebente Stunde. Anna, die Prinzen, die Prinzessin Barbara und Hartlieb waren bei Albertus.

Er war aber gar wehmüthig geworden und ein heißer Wunsch hatte ihn angewandelt — dasselbe Lied noch einmal zu hören, mit dem Conrad ihn und Anna versöhnt hatte.

Als Conrad mit den Musikern leise eintrat und, des Befehles gewärtig, in einiger Entfernung stand, sagte Albertus mit schwacher Stimme: „Willkommen, Meister! Thut mir Das noch zu Gefallen. Meine Gemahlin wird schon Sorge tragen für Euere Tochter, wenn

ich etwan bald scheiden sollte. Und ich habe sie auch nit vergessen. — Anna, du gibst ihr dort das Kästlein mit den hundert Goldgülden und der Kette. Das ist von mir als Aussteuer, wenn sie einmal zum Altar gehen will mit einem Erwählten. Sie soll Meiner im Gebet gedenken. Ei wohl — ich glaub' — es wird doch bald mein Ende nah'n. Meister, kommt — gebt mir Euere Hand!"

In großer Milde hatte der Herzog Das gesprochen.

Conrad nahte sich ihm an Penzenau's Arm.

„O mein gnädiger Fürst," sagte er, „wie viel der Gnaden häuft Ihr auf mich und Cornelia! Ja glaubt, sie wird für Euch beten. Aber Ihr selbst, glaubt doch das Beste! Ihr sollt wohl noch lange leben! Gott ist der Welt zu gut, als daß er Euch so bald nehmen sollte. Nicht wahr, hochgelahrter Herr Doctor —? Daß doch ich lange vor dem gnädigen Herzog scheiden möchte! Ich hab' vollendet meine Aufgabe — und ein Musikus mehr oder weniger — das thut's wohl. Aber ein trefflicher Fürst kann nie lang genug leben, hätt' er auch noch so viel Gutes und Großes gethan, hätt' er auch noch mehr so treffliche Sprossen, als meines Herrn und Fürsten hoch erlauchte Kinder sind."

„Gott wird sie erleuchten und zum Besten wirken lassen!" sagte Albrecht. „Ich hab' ihnen stets des Volkes Glück in's Herz geprägt. — Kommt her, meine Söhne — und du, meine Tochter Barbara, die du im Ordenskleid hinopferst das Irdische für das Ewige — kommt — wer weiß, wie bald ich Euch nimmer seh'."

Tiefgerührt traten die Prinzen und die Nonne hin. Der eine Sohn aber, Albrecht, den die Menschen später den Weisen nannten, drängte sich in süßer Hast zuvörderst an ihn. „Mein Vater," sprach er leise schluchzend, „wer immer von uns sich fällig zeigt im Leben, dem werde zum Fluch der Segen — um den wir Euch bitten."

„Ich soll Euch — segnen —?" sagte Albertus, ernst gemahnt und erkennend, was er doch wohl noch schlimmer daran sei, als er selber gedacht. „Ja, das will ich — ich will Euch segnen."

Er richtete sich mühsam auf. Alle knieten nieder, die Hände faltend, die Häupter tief gebeugt.

Albertus aber sprach mit bewegter Stimme:

„Gott der Allmächtige und Gütige sei mit Euch, meine Kinder — und bei dir, meine Anna! Seht doch zu, daß Ihr nie Etwas zu bereuen habt. Mich reut Manches. O, segne er Euch — und lasse Euch dabei nie vergessen, daß wir nicht da sind unserer selbst, sondern unserer Völker wegen. Spart eh' ab am Weltlichen, als daß Ihr des treuen Volks irdische Kümmerniß vergeßt und die der Seelen. Ehrt mich durch ein ehrenwerthes Leben und macht es durch Euere Tugend gut, wann ich Etwas nicht recht — oder selbst des vermeintlichen Guten zu viel gethan hab'. Böſ' meint' ich's nie, und leicht wird ja geblendet menschliche Meinung. Also hoff' auch ich auf meiner Seele Heil. Gott sei bei Euch — Gott sei bei Euch — meine theueren, meine vielgeliebten Kinder — mein theueres Gemahl — meine liebe, getreue Anna!"

Da war viel Gram und Schluchzen unter Allen, die im Gemach zugegen. Dann aber wurde es feierlich still. Eines Jeden Seele und Gedanken strebten in höchster Andacht empor.

Albertus hatte sich wieder zurückgelehnt.

Seine rechte Hand war, wie zufällig, auf seines jüngeren Sohnes, Albrecht's, Haupt liegen geblieben.

„Conrad," sagte er dann leise, „geht jetzt und laßt mich das Lied noch einmal hören."

Conrad stand eine kleine Weile gegen ihn gekehrt. Ihm war so sonderbar zu Muth. Dann ging er an des nächsten Sängers Hand zur Orgel.

Das Flötenspiel begann und endete.

Der Herzog lächelte. „Jetzt kommt die süße Weise —" lispelte er.

Der Gesang erhob sich — und der Orgel mildeste Töne quollen dazwischen.

Alle, die um den Herzog knieten, waren in Anhören

versunken. Anna liebkoste Albertus, und in süßer Vertraulichkeit nickte er ihr leise zu, als wollte er sagen — nicht wahr, das hat uns vereint —!

Eben ging der Gesang zu Ende.

Da fuhr die Herzogin zusammen. „Was ist das —?" lallte sie.

Der Sänger Stimmen setzten ab. Conrad wandte sich erschrocken, die Hände unbewußt noch auf der Orgel.

In sanftem Accorde tönte es fort.

Der Herzog wendete, wie aus tiefem Schlaf erwachend, die Blicke auf seine Gattin. „Versöhnung — Versöhnung —" lispelte er — „Anna — meine Kinder —!"

Er wollte sich erheben — aber er vermochte es nicht. Ein leiser, halb seliger, halb bitterer Seufzer — er neigte sein Haupt zurück — und sein Herz stand still.

Der Accord unter Conrad's Fingern verklang.

Ein Blick auf Hartlieb gab der Herzogin die schrecklichste Gewißheit.

„O mein Albert!" rief sie, außer sich vor Jammer auf den Entseelten sinkend. „Er ist nicht mehr!" schluchzte sie. „O mein Albert — sieh' nieder — auf meine reuige Seele!"

Da richteten Alle, thränenüberströmt die Wimpern, ihre Augen zum Himmel — als wollten sie des Vaters fliehendem Geist nachschauen.

Conrad erhob sich von seinem Sitze.

Mit gefalteten Händen ließ er sich auf die Kniee nieder.

Seinem Beispiel folgten ringsum des Herzogs treue Musici.

22.

Also war der edle Herzog von hinnen geschieden. Viel ereignete sich bald in den nachkommenden Jahren zu München und Nürnberg, davon die Menschen und die Bücher gar sattsam zu reden wissen.

Was den Conrad betrifft, so blieb ihm die Herzogin gar wohl und herzlich gewogen, und was er Denen zu Nürnberg war, das wurde er auch bald Denen zu München. Wenn's anders möglich war, so priesen sie ihn noch mehr. Die besten Geschlechter machten sich Ehre und große Freude daraus, ihn zu besitzen. Und wenn er an den Festtagen zu Sanct Peter oder in der Liebfrauenkirche die Orgel spielte, da hätte keine Stecknadel fallen können, so dicht standen und knieten die Menschen in den Räumen; alle so fromm gestimmt, daß man schier glauben hätte mögen, allhie seien lauter fast heilige Personen, Engel beiderlei Gattung, Patriarchen und gottselige Äbtissinnen, statt weltlicher Leute — so geht die Sage.

Verließ Conrad München je für kurze Zeit, so ging's nirgends anders hin mit Cornelien, als nach Andechs, auf den heiligen Berg, an seines Herrn und Freundes Grab zu beten.

Da lag Cornelia auch auf ihren Knieen und flehte in ihrer Seele: Mein Gott, ich gelobe dir, meinem Vater das Herz nit schwer zu machen. Schenk' ihm langes Leben! Erhalte du dafür mir Lindenast's Liebe und hilf ihm zu allem Werk!

Die Bitte ward wohl erhört. Viel Treffliches hatte Lindenast gemacht, großen Ruhm erworben mit den sieben Kurfürsten und den anderen Männlein, die in Schneewetter, Regen, Wind und Sonnenschein aus- und eingingen am obern Markt. Und auch was er sonst unternommen, Alles war ihm geglückt — und auch Das — die Treue zu bewahren, wie er versprochen hatte.

Einmal des Jahres kam er gen München und brachte stets Briefe von den Freunden voll unaussprechlicher Liebe. Ja, einmal besuchten sie ihn Alle, so damals dabei waren — als sie seinen Geburtstag feierten zu Nürnberg.

Wann aber Lindenast kam und mit Cornelia Hand in Hand so bei Conrad saß und kos'te — davon Der Nichts ahnte — da meinte Jener oft, er müsse ausschütten seines Herzens tiefe Sehnsucht und dem Meister Alles entdecken. Doch die Geliebte bot ihm immer strenge ab.

Mehrmals fragte er, ob Conrad der Cornelia keinen Gatten zugedacht.

Darauf antwortete Conrad stets in dem Sinn: „Da werd' ich mich hüten. Sie selbst ist klug und ihr Herz soll entscheiden. Doch bisher hab' ich Nichts vernommen. Sag's Euch offen, viel Trost ist's für mich. Denn müßt' ich mich von ihr trennen — das bräch' mir fast das Herz. Ist's so, Cornelia, bleibst du bei mir? Sieh', meine Kraft nimmt ab, mehr als je brauch' ich Hilf' und Beistand." In liebevollster Unruhe zog er dann immer die Jungfrau an sich, und wenn sie ihm mit weicher Stimme dann versprach, bei ihm zu bleiben, so war er wieder seelenfroh und dachte wohl nicht, wem die Thränen galten, mit denen sie, an ihn gelehnt, seine Stirne netzte.

Aber nun waren wieder mehre Jahre dahingeflossen und man zählte das 1473ste Jahr nach unseres Herrn und Heilandes Geburt.

Immer hatte Lindenast zu gewissen Zeiten geschrieben. Jetzt war's schon vier Wochen drüber. Cornelia wartete — und wartete — kein Brief kam. Der Freund, der dießmal als Bote dienen sollte, war in Geschäften, statt nach München, wo anders hin gerufen worden. Lindenast aber wußte von Allem nichts, da er seit Längerem tief im Böhmischen arbeitete, daselbst er großen Auftrag erhalten hatte. Cornelia wußte auch keinen Grund und grämte sich sehr.

Da fügte ihr der Himmel noch viel größeres Herzleid zu.

Meister Conrad, schon gar sehr mit des Alters Schwäche angethan, brach mit einem Male recht sichtlich zusammen. Vom Lager kam er nimmer. Oft und viel sprach er heiter von seinem nahen Ende. Das rückte auch heran, und gar wohl hatte er Alles bestellt, sein Geistliches und Weltliches. So ergab er sich ganz in Gottes Willen und grämte ihn Nichts.

Eines nur, woran er früher nie gedacht, kam ihm jetzt oft zu Sinne — was es mit Cornelia werden möchte —?

War einmal wieder eine Nacht an der Neige. Conrad erwachte, einige Stunden hatte er geschlummert.

„Cornelia,“ flüsterte er leise — besorgt, der treuen Tochter Ruhe zu stören, wenn sie etwa schlummere. Aber sie hatte an seiner Seite gewacht.

„Was wollt Ihr, Vater?“ sagte sie liebevoll. „Guten Morgen! Habt Ihr wohl geruht — fühlt Ihr Euch gestärkt?“ Dabei beugte sie sich über ihn.

„O du Engel!“ sagte Conrad leise. „Dir wird Gott aber lohnen deine treue, deine nicht ermüdende Liebe zum Vater! Er wird dir dafür einen edlen, treuen Gatten zuführen, glaub' mir's.“

„Wird er das, mein Vater?“ stammelte Cornelia. „Wird er es gewiß —?“

„Was soll Das, Cornelia —?“ sprach Conrad, nicht wenig überrascht. „Was soll diese Bewegtheit — liebst du etwa? — Sag' mir, mein Kind, nenn' ihn mir, führ' ihn zu mir — du hast ja sicher keine schlimme Wahl getroffen!“

Cornelia beugte sich, die Hände in einander geschlungen, an ihm nieder. Heiße Thränen strömten aus ihren schönen Augen und schluchzend verbarg sie ihr Antlitz an des Vaters Brust.

„Ist es so —?“ drängte Conrad, ihre lichtbraunen Locken streichend. „Meine Cornelia, gern will ich ja Alles thun. Hast ja auch ein gutes Mitgift von unserem seligen Herzog. — O sag', wer ist es, wo hast du ihn getroffen —? Wann ist es gewesen, daß du den Mann zuerst gefunden? — Ist's etwa schon lange her — und hast mir's verschwiegen —? O, vertrau' mir's an —!“

Cornelia kämpfte. Aber die Angst und Sorge um Lindenast hatten ihren so lange treu gehaltenen Vorsatz erschüttert.

„Es ist — es ist schon lange her —“ flüsterte sie.

„Schon lange?!“ sagte Conrad mild vorwurfsvoll. „Hast also wirklich ein Geheimniß vor mir gehabt?! Jetzt sollst du mir Alles sagen — seinen Namen — seinen Stand — aber wir kommen schon auf Alles! Ich will selbst rathen. Sag' erst, mein Kind — wo bist du dem theuren Mann zuerst begegnet?“

Cornelia vermochte nicht, länger zu widerstehen. „Zu — zu Nürnberg —“ flüsterte sie ganz leise.

„Zu Nürnberg — zu Nürnberg —?“ fiel Conrad, wie erschreckend, ein. „Vor so vielen Jahren schon — und mir hast du's verschwiegen? — Warum thatest du so —?“

„Könnt Ihr's nicht errathen, Vater?“ fragte Cornelia.

Conrad sann einen Augenblick. Dann umschlang er sie und sprach mit großer Innigkeit: „Ich errath' es —! O edles, gutes Kind, du wolltest mir keine Sorge machen. Du wolltest mich nicht fesseln an Nürnberg! — Aber wer kann es sein, wer —? Was ahn' ich! Cornelia, hast du ihn nie wieder gesehen — sprich nur — nie wieder?“

„Ich hab' ihn wieder gesehen.“

„Kenn' ich ihn —?“

„Kennt Ihr ihn denn noch nicht — —?!“

„Wär's möglich —? Es ist so, ich entsinn' mich jetzt mancher Rede — es kann nicht anders sein — Lindenast —?!“

„Ja, ja, mein theurer, guter Vater,“ rief Cornelia halblaut in höchster Bewegung — „er ist's und kein Anderer!“

Tiefe Stille trat ein.

„O meine Tochter!“ sagte dann Conrad tief gerührt, die Hände segnend auf Cornelien's Haupt legend. „Und so viel verbargst du in deinem Herzen aus Sorg' und Treue für mich! O, wenn gleich bösen Geistern einzelne Menschen hie und dort wandeln — du, o Ewiger — du läßt auch Engel niedersteigen in der Gestalt dieses hinfälligen Leibes. Diese hier ist einer von ihnen — und den Engel hast du mir beigesellt!“

Dann, zu Cornelien sich wendend, fügte er bei: „Groß war die Gnade, die der Himmel mir verlieh, daß ich des Fürsten Herz neu einte mit dem der Gattin. Nicht minder groß ist die, daß ich vor meinem Scheiden deines Herzens unaussprechliche Treu', gleich zum Vater und Geliebten, in Erfahrung bring' — daß ich dir sagen kann — gut hast du gewählt! Für deine Entsagung und Sehnsucht in so langer Zeit nimm hin meinen Segen — meinen ganzen — ganzen Segen!“ — —

Da ward Conrad den frommen Trug der Briefe und die

Sorge über des Geliebten Schweigen inne. Er wußte Cornelien wohl zu trösten und verlangte, zu hören die Stimme der Liebe, wie sie aus des edlen Meisters Herz geflossen.

Wehmuth und Seligkeit stritten in Cornelien's Brust.

Sie eilte an den Schrank und nahm die Briefe heraus. Noch dämmerte es. Bei der Lampe Schein las sie ihm einen um den anderen — — und da es draußen heller Tag geworden, war dem Conrad Nichts mehr unbekannt, und wußt' er, wie viel süße Worte der Liebe der Lindenast an Cornelia geschrieben, und wie viel große Verehrung hinwieder für ihn selbst mit eingeflossen.

So wußte Conrad nun Alles.

Und zur rechten Zeit. Denn Gott hatte sein Ende beschlossen — das Ende eines erhabenen Menschen, der auf frommen und wunderbaren Wegen gewandelt war.

Gen Abend um die achte Stunde hatte er seine Augen geschlossen und lag, wie im Schlummer, da — in der Hand das Kreuz, welches ihm Die zu Nürnberg verehrt hatten. Dem Fra Solina und Völz hatte er ein herzliches Gebet gesprochen. Was ihm selber zur Ruh' seiner Seele dienlich, war nicht vergessen worden. Sonst auch ward ihm noch Trost und Ehre. Mehrmals waren die Prinzen und die Herzogin an dem Tag gekommen.

Eben waren Sigmund und die fürstliche Mutter wieder leise hinausgegangen.

Cornelia war allein. In unsäglichem Schmerze kniete sie an Conrad's Lager, halblaut betend, dabei oft absetzend und den Odemzügen des geliebten Vaters lauschend.

„O, wenn Lindenast Das wüßte!“ seufzte sie — ihr Haupt neigte sie und lehnte es still weinend an Conrad's Hand.

Die Thüre hatte sich geöffnet.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes war Einer unbemerkt hereingetreten. Die ernsten Blicke lang auf Conrad gerichtet, stand er da. Dann trat er hin und legte die Hand auf der Jungfrau Haupt.

„Cornelia!“ lispelte er.

Cornelia blickte empor. „Lindenast — Ihr — Ihr — seid hier —?“

„Ich bin hier, Cornelia!“

Sie deutete langsam auf den Vater.

Der Meister nickte ihr wehmuthsvoll zu.

Lange sah er auf Conrad hin. Dann nahte er sich ihm.

„O, könnt' ich nur einmal noch die Stimme des Freundes, des theueren Freundes vernehmen,“ sprach er leise, „den wir so liebten, wie noch kein Freund geliebt ward!“

Er beugte sich über Conrad, ihm zur Seite Cornelia.

„Siehst du, Cornelia, wie er, sanft an Geberde, da liegt?“ sagte Lindenast. „O du frommer, du redlicher Mann, so den Menschen so viel Gutes erzeigt hast und entzückt ihre Herzen durch deine Kunst und heiligen Wandel! Sollst du denn von uns scheiden —?! Ach, ja wohl geh'n dir die Wonnen des Jenseits auf, da du verlässest diese hinfällige Hülle und dein irdisch Kleid von Staub und Asche! Ja wohl wirst du in Gottes heiliger Nähe weilen — da noch schönere Weisen erklingen, denn die deinen waren, die der Menschen Gemüth angezaubert mit frommer Wehmuth und Sehnsucht nach allem Erhabenen! Aber was sollen denn wir, die Deiner ja nit entbehren mögen, in dieser Welt, drin so wenig Gute ihre Herberg' genommen und du von all' Denen der Frommste bist gewesen und an Biedersinn so weit voraus?! Ach, nur ein Wort noch, nur eines — sieh', Cornelia — sieh' — ist's doch, als erblickt' er den Himmel schon offen und den Wink des Ewigen, einzugehen in sein Reich! — — Conrad!“

Da schlug Conrad die Augen noch einmal auf.

„Er lebt, er lebt!“ flüsterte Lindenast, freudig überrascht. — „Conrad, Conrad, ich bin da, Conrad! Kennt Ihr mich nicht?“

Conrad lächelte.

„Wohl — wohl kenn' ich Euch,“ flüsterte er. „Ihr seid der Lindenast — und da — ja, da ist meine — Cornelia!“

Er starrte sie an. „O — wie schön bist du!“

„Siehst du mich denn?" fragte Cornelia mit brechender Stimme.

„Freilich — wohl — wohl seh' ich dich — und den Lindenast auch," lispelte Conrad. „Glaub's, daß du ihn liebst, meine Cornelia, und er dich. So himmlisch gut seid Ihr Beide — und so schön — so edel gestaltet! — Sehen — sehen — o mein Gott, auch Das hast du mir noch gegönnt! Nun hab' ich ja Alles gehabt — Alles! Seid glücklich, meine geliebten — frommen — guten Kinder! Meinen Segen über Euch! Gruß — und Dank an Alle — zu Nürnberg — und hie! Den Scheidekuß gebt mir — den letzten, du, Cornelia — Ihr, Lindenast, mein Freund, meiner Cornelia Führer — —! Macht glücklich — recht glücklich — mein gutes — mein gutes Kind — meine — Cornelia — —"

Er sank zurück. Die Rechte lag auf den Häuptern seiner Lieben. Das geschenkte Kreuz auf seiner Brust.

Er war nicht mehr — —

23.

Um dieselbe Stunde verschied, nicht so selig, Fra Solina, in früheren Jahren von den Richtern zu nie endender Haft verurtheilt.

Wo er begraben, das ist verkommen.

Den Conrad aber legten sie zur Ruhe an heiliger Stätte.

Unzählige gaben ihm das Geleit, die fürstlichen Söhne Alberti waren auch dabei.

Viel Blumen warfen Jünglinge und Jungfrauen auf sein Grab, und über blühende Wangen und aus grauen Wimpern rannen viele Thränen — als heilige Spende vom Weihbronn der Liebe und der Sehnsucht!

„Ruhe sanft, Conrad!" lispelte es von viel schönen Lippen.

So war Conrad nicht mehr auf Erden und schlummerte in Frieden — — —

Die Herzogin Anna ging gar oft dahin zum Grab, drauf

Conrad gar kindlich abgebildet ist, wie er an der Orgel sitzt, viel Instrumenta um ihn her.

Dort betete sie oft — bis auch sie, als man 1475 zählte, von hinnen schied und zu Grabe gelegt ward zu Andechs, an der Seite des geliebten Gemahls.

Cornelia zog mit dem Freund ihrer Seele gen Nürnberg — nach langen Prüfungsjahren gleich heiß geliebt, wie damals, als sie in ihrem sechzehnten Jahre und des Lebens erster, frischester Blüthe gestanden.

Da sie die sieben Kurfürsten das erste Mal sah aus- und eingehen, konnte sie sich nicht halten und fragte: „Sebastian, hast aber auch Wort gehalten — und mich gar nie getäuscht —?“

„Nie!“ sagte Lindenast. „Ich hab' Wort gehalten, meine Cornelia! So viele treu-fleißige Hammerschläge ich auf die Kurfürsten gewendet — so viel tausend Mal fleißiger und treuer hat dennoch mein Herz für dich geschlagen!“

Nun ist die Geschichte vom Meister Conrad zu Ende.

Wollt Ihr aber wissen, wo die Prinzen und Anna trauerten, mehr auch, wo Cornelia und der Lindenast, später noch oft von Nürnberg gen München kommend, in Liebe Conrad's gedachten — so findet Ihr wohl seine Stätte an der Liebfrauenkirche zur Linken unter der Sonnenuhr, die da anzeigt jene allgewaltige, schwindende und mit fortreißende Zeit, so die Bösen wegnahm und die Guten dazumal — und sicher auch nit uns will verschonen — spät — oder früh.

So mag sich Jeder vorseh'n.

In demselben Verlage sind die nachstehenden Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern,

genannt der Kämpfer.

Ein **Volksbuch**, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis Derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Zwei Bände. Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr. rhein.

Ein lebendiges Stück Mittelalter, mit ergreifender Wahrheit geschildert. Abwechselnd ernst und heiter, aber immer mit tiefem katholischen Bewußtsein. Der Reichthum an geschichtlichen Vorkommnissen, an welche sich das Sagenhafte anmuthig anreiht, wäre unübersehbar, wenn nicht alles Massenhafte bis zur gefälligsten Aeußerung überwunden wäre. Noch nie ist das deutsche Mittelalter so kernig, so schlicht, so treu, so frisch geschildert worden, als von Trautmann. Um den bayerischen Christoph, jenen großen, vorzugsweise katholischen Helden, gruppirt sich ein reiches, urkräftiges Zeitalter, das, wie der Nibelungenschatz im Bett des Rheines, lange unverstanden und ungewürdigt in alten vergessenen Charteken fortgeträumt hat, bis es von einer glücklichen Schatzgräberhand ans Tageslicht gefördert und zu neuer Gloria erweckt worden ist.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8. Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr. rhein.

Eppelein von Gailingen, der einst weitgefürchtete, ist einer der echtesten Repräsentanten des deutschen Mittelalters, ein Held an Ritterlichkeit, aber auch an unerschöpflicher List und Schalkheit. Die Meisterschaft Fr. Trautmann's in Vorführung alter Zeiten hat sich hier wieder glänzend bewährt. Eppelein, reich an abenteuerlichem Inhalt, wie Gil Blas, Don Quixote u. s. w., und genial unmittelbar in der Darstellung, wie Götz von Berlichingen, ist eine bedeutende Erscheinung der deutschen Erzählungsliteratur und sicher ein **echtes Volksbuch.** — T. Muttenthaler's höchst charakteristische Illustrationen verleihen dem Ganzen einen würdigen Bilderschmuck.

Des

alten Schmiedjacob's Geschichten

von

W. O. von Horn.

Drei Bände.

Mit Stahlstichen und vielen neuen Illustrationen von Professor L. Richter.

Jeder Band kostet broschirt Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein. Gebunden Rthlr. 1. 6 Sgr. fl. 2 rhein.

Das obige Buch enthält aus dem Munde des alten stelzfüßigen Schmiedjacob's, lauter köstliche Erzählungen, die ursprünglich gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Sie sind nur so im engsten Kreis erzählt worden, weil der Gevatter immer neugierig war, und die Mädchen, besonders des Schulzen Kathrinchen und des Nachbar Veit's Lieschen an den langen Winterabenden beständig unterhalten sein wollten, und augenblicks alle Spinnräder feierten, wenn der Alte nur einmal eine Viertelspause machte, um sich eine frische Pfeife zu stopfen.

Rheinische Dorfgeschichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden

aus den

gesammelten Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Mit dem Portrait des Verfassers und Illustrationen vom Professor L. Richter.

Rthlr. 1. 21 Sgr. fl. 3 rhein.

Die vier Bände enthalten:

Erster Band mit dem Portrait des Verfassers und einer Illustration vom Professor L. Richter. Aus der Schmiede, Rheinische Dorfgeschichte — Die Deserteure, Hunsrücker Dorfgeschichte — Meine erste Braut, Jugenderinnerung — Die Elser, Geschichte aus dem Nassauer Land.

Zweiter Band mit zwei Illustrationen. Das Mailehen, Volksgeschichte aus dem Ahrthale — Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel — Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden — Die Zweite, eine Historie — Der Freiersmann, Hunsrücker Dorfgeschichte.

Dritter Band mit zwei Illustrationen. Die Geschichte von den zwei Müllerskindern — Das Original, ein Stücklein — Heirathsgeschichten, Erzählungen im Abendkreise meines Oheims.

Vierter Band mit zwei Illustrationen. Zunderbuchs, Bild aus dem rheinischen Volksleben — Der gespenstige Stollen, Hunsrücker Dorfgeschichte — Eine rheinische Schmugglergeschichte — Ammi, Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande — So ging mir's, Geschichte zur Lehre und Kurzweil.



18/11-52

Frankfurt a/M.
J. D. Sauerländer's
Verlag.

J. Salminge
Buchbinderei
MÜNCHEN.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trautmann, Franz,

Die gute, alte Zeit Münchner Geschichten für Alt und Jung

Frankfurt am Main 1855

P.o.germ. 1484 sbo

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121610-5